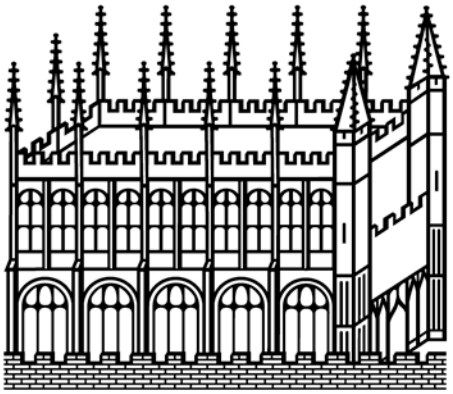


Bodleian Libraries

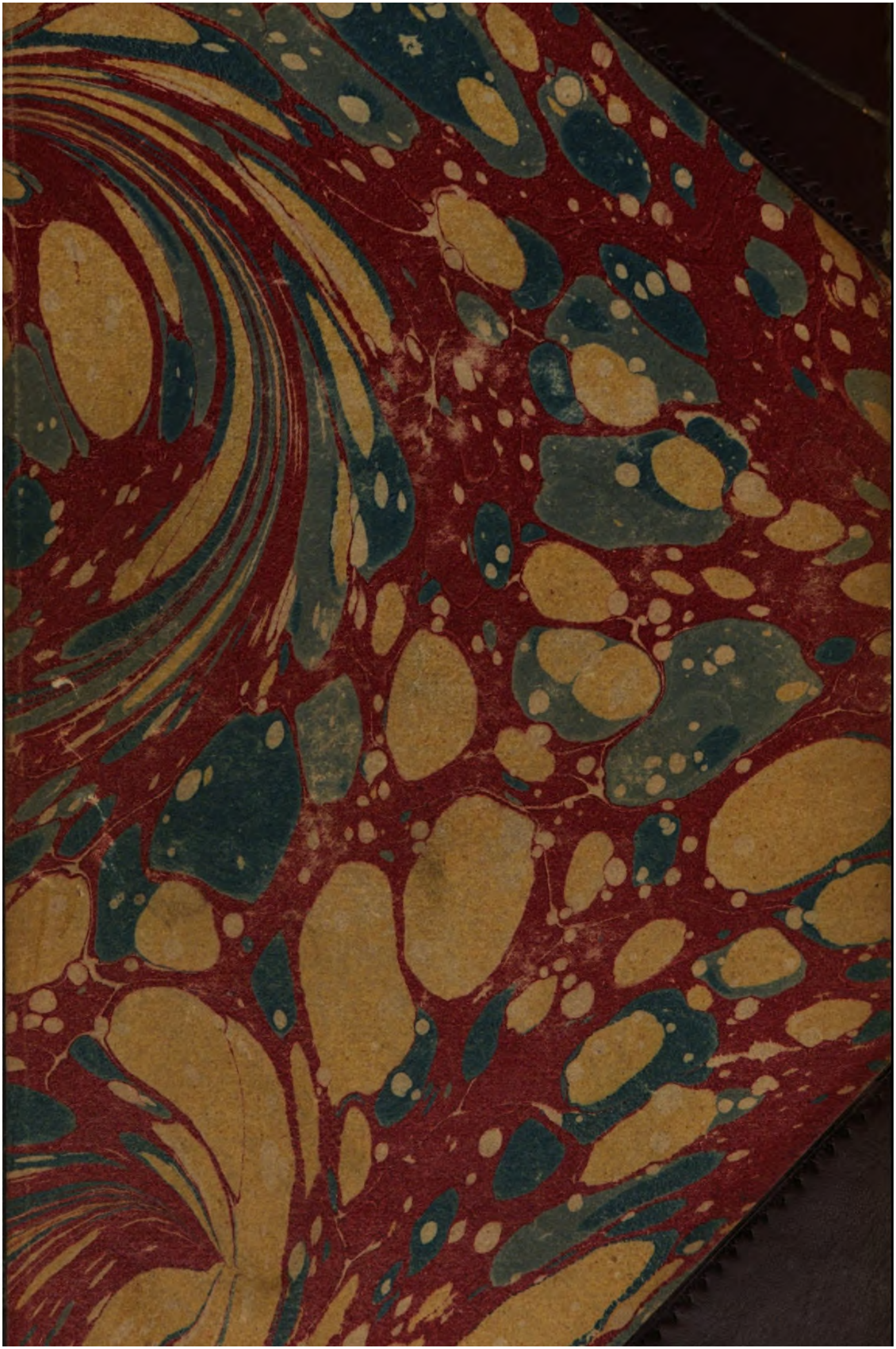
UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



36. c. 28

(8.)
7. 12. Bndchen.

Ausgewählte Romane

von

Levin Schücking.

Siebentes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1864.

Die Rheider Burg.

Erzählung

von

Levin Schücking.

Zweite verbesserte Auflage.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1864.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 6 OCT. 1943
OF OXFORD

Inhalt.

		Seite
Erſtes Kapitel.	Der Rheider Hammer	1
Zweites Kapitel.	Die Rheider Burg	16
Drittes Kapitel.	Die Herren von Huckarde	34
Viertes Kapitel.	Großherzog Murat	51
Fünftes Kapitel.	Der Graf von Epaville	71
Sechstes Kapitel.	Eine dunkle That	87
Siebentes Kapitel.	Der Hammer erhält einen neuen Gaſt	102
Achtes Kapitel.	Ein Verhör	125

Erſtes Kapitel.

Der Rheider Hammer.

Diejenigen unſerer Leſer, welche einen längern Aufenthalt in der alten heiligen dreigekrönten Stadt Köln am Rhein gemacht haben, unterließen ſicherlich nicht, einen oder den andern ihrer freien Tage zu Ausflügen auf das Gebiet zu benutzen, welches ſich dieſſeits, auf dem rechten Ufer des ſchönen deutſchen Stromes ausdehnt. Von der Höhe des die weitgedehnte Ebene im Oſten umſchließenden Hügelzugs herab hat ſie Schloß Bensberg gelockt, das man allabendlich in Köln mit ſeinen purpurn flammenden Fenſterreihen weithin über das Land leuchten ſieht. Sie haben dieſe Schöpfung der ſchönen und anmuthigen Kurfürſtin Anna von der Pfalz beſucht, der Tochter Coſimo's des Dritten von Toscana, die hier ſich eine Villa gründete, wo ſie beim Anblick des zu ihren Füßen liegenden Landes, des fernabziehenden Stromes und der hochragenden Stadt ſich in Erinnerungen erging an ihr ſchönes, Villen-überſäetes Arnothal und die Zauberſtadt Florenz, aus der die Tochter der Medicis ſo weit entführt war, hierher in den kalten Norden ihres bergiſchen Herzogthums.

Oder ſie haben ſich in die Höhenzüge hineingewagt, welche den öſtlichen Horizont Kölns ſchließen; ſie haben die merkwürdige Thalſchlucht aufgeſucht, wo in tiefer Gebirgseinſamkeit, umringt von den Wieſenmatten und dem ſchattigen Gehölz, die ein ſchmaler, haſtig über Steingeröll daherſchießender Bach durchſchlängelt, ſich plötzlich und überraſchend der ſchöne Dom von Altenberge vor dem Wanderer erhebt — die prächtige gothiſche Grabeskirche der alten Grafen und Herzoge von Berg, der verkleinerte Maßſtab für die große kölner Kathedrale.

Jedenfalls haben diejenigen unſerer Leſer, von denen wir reden, ein Stück des bergiſchen Landes geſehen und ſtimmen uns, während ihre Augen über dieſe Zeilen fliegen, mit freundlichem Kopfnicken bei, wenn wir ſagen, daß es ein hübſches und ſehenswerthes Land iſt; ſie glauben uns auch, wenn wir hinzuſetzen, daß es bewohnt wird von einem braven, betriebſamen Volke, welches ſich in nationaler Beſonderheit ſcharf von den linksrheiniſchen Stämmen unterſcheidet; daß es reich iſt an ererbten Ueberlieferungen und Gebräuchen, und treu an den Sagen und Geſchichten hängt, welche ſich auch hier zumeiſt an die alten Schlöſſer, Klöſter und Burgen oder Edelhöfe knüpfen ... wie ein letzter Reſt von angeſtammten Privilegien, nachdem die andern Herrenrechte und feudaliſtiſchen Auszeichnungen den Weg alles Fleiſches gegangen ſind.

Namentlich ſchön, und wie man es nennt, „romantiſch“ iſt im alten Lande der Berge das ſchmale waldreiche Thal, welches die Wupper durchſtrömt. Dieſer Fluß entſpringt in den Gebirgen des Süderlandes oder des Herzogthums Weſtfalen, wo man ihn Wipper nennt, und durchzieht das dichtbewohnte und wegen ſeines Gewerbfleißes merkwürdige Thal von Barmen und Elberfeld; und nachdem er hier unzählige Mühlen und Räder

getrieben, unter eben ſo unzählbaren Brücken und Stegen ſich durchgedrängt und endlich eine nicht minder unzählbare Anzahl von Bleichen, Färbereien und Fabrikkanälen mit dem nöthigen Waſſer verſehen hat, nimmt er, wie müdegehetzt, mit einem Schwunge nach Südweſten, reißaus vor all dem induſtriellen Lärm. Er ſucht die ſchwere Arbeitsnoth und die tauſend Hemmniſſe, die der liſtige Fleiß der Menſchen ihm bereitete, und die hundertfältigen Plackereien, mit denen man ihn heimſuchte, in der ſtillen, ſchattigen Einſamkeit der Gehölze und Bergſchluchten zu vergeſſen, die ihn tröſtend empfangen und geleiten, bis er in das offene Rheinthal eintritt und ſich dann endlich mit dem mächtigen Strome vereint.

In jenen Bergſchluchten, deren Wände mit dichtem Buchen-, Eichen- und anderm Laubholz beſtanden ſind, herrſcht nun freilich Ruhe, Kühlung und Frieden. Aber der kleine Fluß hat ſich dennoch vergebene Hoffnungen gemacht, wenn er wähnte, er würde hier ſeinen Verfolgern für immer entronnen ſein. Da, wo die Thalenge ſich erweitert; wo Raum zu grünen, leiſe anſchwellenden Matten zu kleinen Anſiedelungen gegeben iſt, da erheben ſich die Dächer zerſtreuter Gehöfte, die oft den ganzen ſchmalen Raum zwiſchen dem das Thal aufwärts ziehenden Fahrwege und dem Flußufer füllen; Gehöfte, deren Eigenthümer dann nicht ſelten heimtückiſch genug große Schwungräder in den Fluß hineingeſtellt haben, in der ſtillſchweigenden Vorausſetzung, daß er im Vorübergehen ihnen den Gefallen thun würde, ſie umzudrehen. Und in der That, ſo unbeſcheiden dieſes Verlangen ſein mag, geſtellt an einen unglücklichen Fluß, der unlängſt durch Barmen und Elberfeld lief und dort dem einen ſeine ſchmuzige Wolle wuſch, dem andern ſeine Garnſtränge bleichen half, dem dritten die rothen, blauen und grünen Laugen ſeiner Färberei-

bottiche wegſpülte — unſer gefälliges Gewäſſer täuſcht keine dieſer egoiſtiſchen Vorausſetzungen. Aber er thut es mit Zorn und Ingrimm, und indem er ſich auf die Räder ſtürzt, welche man ihm in ſein reines kieſiges Bett gebaut hat, erhebt er dabei ein Brauſen, Rauſchen und Schäumen, das hinreichend andeutet, mit welchen Gefühlen tiefer Entrüſtung er abermals die Arbeit auf ſich nimmt; und noch eine lange Strecke weit kollert und ſchäumt er dann zornig weiter, wenn er die ſchweren Mühlräder hinter ſich hat.

Eins dieſer Werke oder Gehöfte, das ein ſehr ſauberes blank angeſtrichenes und ſtattliches Vordergebäude und ſehr ſchwarze, rußige, das Ufer entlang geſtellte Hintergebäude zeigt, iſt der Rheider „Oſemund"-Hammer.

Dieſes Werk war vor etwa einem halben Jahrhundert das bedeutendſte im Thale; es hatte ſich die ſchönſte und maleriſcheſte Strecke, welche der Fluß durchſtrömt, ausgeſucht, um ſie mit ſeinem Räderrauſchen und dem Getöſe ſeiner Hämmer zu erfüllen, und hatte weit über ein Jahrhundert lang bereits mit ſeinem „Oſemund"- oder ſeinen Rohſtahlproducten die „Drahtrollen" der Nachbarſchaft verſorgt. Und ſeit über hundert Jahren hatten damals von Vater auf Sohn die Ritterhauſen auf dem Werke wie Erbherren geſeſſen und wie feudaliſtiſche Erbherren hatten ſie über eine Schar wenn nicht reiſiger, doch jedenfalls rußiger und auch rieſiger Knechte geboten, Menſchen von breitſchulterigem Wuchs, in deren gewaltigen Fäuſten die lange Eiſenſtange, welche ſie ſchwangen, ſicherlich eine nicht minder gefährliche Waffe war, als die Hellebarde in der Hand des ritterlichen Knappen oder Landsknechts. Zur Oſemund-Schmiederei nämlich gehörten die allerkräftigſten Leute. Niemand anders war einer Arbeit gewachſen, welche darin beſtand, mit der gewaltigen Anlaufſtange auf dem Herde zu arbeiten, das

Eiſen im Feuer vor dem Winde hin- und herzudrehen, das geſchmolzene Metall an der Stange aufzuwickeln und unter den Hammer zu bringen. Um ſolche Männer dem Gewerbe zu erhalten, waren deshalb ehemals auch die Oſemundſchmiede „cantonfrei", das heißt, ſie waren der Militärpflicht nicht unterworfen.

Von ſolchen Geſellen umgeben hatten alſo die Ritterhauſen mit einer gewiſſen Erbweisheit fleißig und betriebſam ihr Beſitzthum ausgebeutet, alle günſtigen Verhältniſſe wohl benutzt, alle ungünſtigen geſchickt und wohlvorbereitet bekämpft; und ſo kam es, daß ſie wohlhabende Leute geworden. Man ſah das dem Hammer auch ſchon von fern an. Das Haus, lang, einſtöckig, über einem maſſiven Kellergeſchoß von Fachwerk erbaut, zeigte eine glänzende Fenſterreihe und an allem Holzwerke friſche blanke Farben. Die lange Vorderſeite war dem Wege zugekehrt, der durch das Thal führte, aber durch einen großen Raſenplatz, auf dem einzelne uralte Linden und Buchen ſich erhoben, von dieſem Wege getrennt. Die Bäume erſetzten dem Hauſe zugleich die Jalouſien, ſie gaben ihm hinreichenden Schatten vor den Strahlen der Abendſonne, welche allein dieſe Hauptfronte trafen. Die Nebenfronte des Hauſes rechts zeigte eine Glasthür, welche über fünf oder ſechs Stufen hinab in einen großen, reich mit Obſtbäumen und Geſträuchen beſetzten und am untern Ende in ein ſchattiges Boskett ſich verlaufenden Garten führte. Die Hammergebäude erblickte man nicht von dem Standpunkte, von welchem aus wir das Gehöfte betrachten, d. h. von dem vorüberziehenden Wege her; ſie bargen ſich mit ihren geſchwärzten Dächern und rußigen Eſſen hinter dem Wohnhauſe. Aber der Rauch ihrer Kohlenfeuer wirbelte qualmig an der ſteil anſteigenden, grünen und buſchigen Bergſeite empor, welche jenſeit des Fluſſes das Thal ſchloß.

Eine weite Aussicht hatte man von der Nebenseite des Hauses aus, wenn man sich auf die Schwelle der Gartenthür über der erwähnten Treppe stellte. Hier blickte man, über die Wipfel der Obstbäume fort, den Windungen des Flusses, der sich durch Grasmatten schlängelte, nach, bis ein vorspringender Berg, der dem Gewässer in den Weg trat, das Thal so dicht abschloß, daß es schien, es gäbe gar keinen Ausweg daraus, und wer sich einmal in diesen freundlichen Erdwinkel verloren, der sei für immer gefangen darin, wenn er nicht etwa den Muth habe, die steilen Bergseiten hinan durch das Gestrüpp sich einen Weg zu bahnen und so zu entkommen aus dem stillen Reiche Pan's und der Najaden der Wupper.

Jener Berg, welcher mit abschüssiger felsiger Wand in den Fluß vortrat und das Gewässer zwang, sich erst rechts zu schlagen und dann wieder links gewandt einen Durchgang zu suchen, trug, ungefähr anderthalbhundert Fuß hoch über dem Wasserspiegel, ein Bauwerk, welches einen von den Hammergebäuden durchaus verschiedenen Charakter zeigte. Waren diese einstöckig und aus Fachwerk errichtet, so erhob sich der Bau auf der Berghöhe desto stattlicher in zwei oder drei Stockwerken — es war in der That schwer zu sagen, in wie vielen, denn die Fenster waren unregelmäßig und symmetrielos angebracht und wie von reiner Willkür in das alte schwere Mauerwerk gebrochen. Ein breiter Erker, der auf schweren Kragsteinen ruhte, trat aus dieser stattlichen Mauerfronte hervor und an den Ecken erhob sich an der einen Seite ein viereckiger Thurm, bis zu der Höhe des übrigen Gebäudes von Bruchsteinen und sodann, noch ein Stockwerk höher, von Fachwerk aufgeführt. An der andern Ecke, dem viereckigen Thurm zum Seitenstück, stieg ein schlankes rundes Thürmlein empor, zu schmal, als daß es für einen

andern Zweck als etwa um das Gehäuſe einer Wendelſtiege zu bilden errichtet ſein konnte. So war das Ganze, wie es ſtolz auf der Bergesſtirn erhöht daſtand und ſeine hohen Eſſen, ſeine ſpitzen Dächer und Wetterhähne unten im Fluſſe ſpiegelte, ein bedeutſamer, maleriſcher Punkt, ein Point de Vue, der dem ganzen Thale Leben und Charakter gab und die Blicke jedes Wanderers auf ſich zog.

Ob der Edelhof da droben, die Rheider Burg genannt, ſo anziehend für die Blicke der Bewohner des Hammers ſich darſtellte wie für die der Fremden, deren Weg durch das Thal führte, iſt eine andere Frage. Die laute bürgerliche Induſtrieanlage mit ihren reichgewordenen Beſitzern und der alte ſtille Herrenſitz mit ſeinen augenſcheinlich zerfallenen Mauern lagen ſich zu nahe, um nicht in mancherlei Berührungen gekommen zu ſein. Dieſe Berührungen waren in der That nicht ausgeblieben und ſie waren nicht immer freundlicher Natur geweſen.

Ein wechſelſeitiges juriſtiſches Verhältniß, welches die beiden Sitze aneinander knüpfte, war namentlich die Grundlage zu einer erbitterten Stimmung der beiderſeitigen Bewohner in den letzten zwanzig Jahren geweſen, welche den Ereigniſſen vorauf gehen, die wir hier mit unſerer dem Leſer bekannten Wahrheitstreue berichten wollen; und die Reibungen zwiſchen Hammer und Burg hatten damit geendet, daß der Hammer in der That „Hammer" geblieben, die Burg aber „Amboß" geworden und von Schlägen getroffen war, denen zufolge ſie heute leer und verödet ſtand.

Aber bevor wir die Verhältniſſe und die Thatſachen ins Auge faſſen, ſehen wir uns nach den Menſchen um, die jetzt den Hammer bewohnen.

Die Glasthür an der Nebenſeite des Hammergebäudes ſteht geöffnet und läßt die friſche, reine Luft eines Herbſttages, der ſonnig glänzend über dem Thale liegt, einſtrömen in einen Gartenſalon von anſtändiger Größe, in welchem eine gewiſſe bürgerliche Eleganz herrſcht. Die Wände ſind bedeckt mit einer grün und lila geſtreiften Tapete, unten mit Holzgetäfel überkleidet, und man hat den guten Geſchmack gehabt, dieſes Holzgetäfel ſowie die Thüren, die Fenſterrahmen und die Blendläden unbeſudelt zu laſſen mit dem entſtellenden Oelanſtrich, den die Mode des Tages eingeführt hat; alles zeigt die urſprüngliche reine braune Naturfarbe des Eichenholzes. Ueber dem Kamin hängt ein ſchön gemaltes Bild in Form eines Medaillons, das zwei Profilköpfe übereinander, einen männlichen und einen weiblichen, darſtellt. Das männliche Haupt iſt das des im Lande der Berge unvergeßlichen Kurfürſten Johann Wilhelm; es zeigt ſeine geiſtreichen, markirten Züge, ſeine klugen großen Augen, die dicke aufgeworfene Unterlippe, über welche die dem guten Herrn eigenthümlichen großen Zähne, welche das Volk des Kurfürſten Hauer nannte, hervorſchauen. Ein kleiner ſchwarzer Schnauzbart ziert die Oberlippe, über Scheitel und Nacken aber fließt die mächtige Alongeperrüke herab, welche der Maler braun und ungepudert gelaſſen hat, ſicherlich, damit das Profil ſeiner Gemahlin ſich auf dieſem Hintergrunde deſto beſſer abſetze. Dieſes Profil iſt von großer Schönheit; es hat etwas claſſiſch Edles, und auf den erſten Blick erkennt man darin die Tochter des Südens; die Stirn iſt hoch, die Naſe fein gebogen und der Mund von einer ſeltenen Lieblichkeit, wie umſpielt von den Genien der Heiterkeit und der Güte; ſtark gezeichnet und dunkel aber ſind die Brauen und eben ſo dunkel die ausdrucksvollen lebhaften Augen der italieniſchen Fürſtin.

Noch andere Bilder hingen in dem Gartenſalon, Frauen und

Männer verſchiedenen Alters und verſchiedener Zeiten darſtellend. Die Frauen waren meiſt im Reifrock dargeſtellt und blickten lächelnd, über eine ſchöne Roſe oder eine Orangenblüte fort, den Beſchauer an; die Männer in rothen Mänteln oder in bequemen, maleriſch drapirten Schlafröcken von feinen Stoffen — es lag darin eine kleine Kriegsliſt, welche auf eine gewiſſe erbliche Eitelkeit in der Familie Ritterhauſen deutet. Denn wären ſie Edelleute geweſen, die würdigen hier im Bildniſſe verewigten Herren, ſo würden ſie ſich ohne Zweifel haben malen laſſen in voller Puderfriſur, im ſeidenen oder ſammtenen Bratenrock und darunter mit einem Bruſtharniſch ſtatt der Weſte. Denn wo du, mein geneigter Leſer, Bilder von Männern findeſt, die bei ſeidenen oder brocatenen Röcken, bei ſpitzenbeſetzten Halsbinden und Manſchetten eiſerne Weſten tragen, ſo kannſt du mit Sicherheit ausſprechen, daß derartige Bilder Edelleute darſtellen. Da nun aber die alten Ritterhauſen, die einſt als nachgeborene jüngere Brüder der Hammerbeſitzer ſtudirt hatten und in den Staatsdienſt getreten waren, es wol zu Hofräthen, Hofkammerräthen und Amtskellnern, nicht aber zum Adelsbrief gebracht, ſo hatten ſich diejenigen, welche nicht den rothen Doctormantel tragen konnten, in Schlafröcken abconterfeien laſſen — bei einem Mann im Schlafrock iſt es nicht zu verwundern, daß er keine eiſerne Weſte trägt!

Außer der offen ſtehenden Glasthür hat das Gemach noch ein Fenſter, ebenfalls mit der Ausſicht auf den Garten und darüberhin auf die alte hochthronende Rheider Burg. Vor dieſem Fenſter ſitzt oder beſſer liegt, in einem bequemen Lehnſtuhl ausgeſtreckt, ein hochgewachſener, breitſchulteriger Mann, deſſen Geſtalt jedoch auffallend mit ſeinen Zügen contraſtirt. Denn dieſe Züge ſind tief gegraben und wie von Schmerzen ausgeprägt. Zwiſchen den dichten Brauen, welche tiefliegende, dunkle lebhafte Augen

beſchatten, iſt eine mächtige Falte eingeſchnitten, die, wenn ſie ſich finſter zuſammenzieht, dem ganzen Geſicht einen drohenden böſen Ausdruck gibt. Die einzelnen borſtengleichen Haare, welche ergraut aus den Brauen hervorſpringen, die kleinen Finnen in dem braunen, etwas fahlen Geſicht tragen nicht dazu bei, dies Antlitz anziehender zu machen. Denn obwol Naſe, Mund und das breite, energiſch vortretende Kinn wohlgeſtaltet und nur ſehr männlich ausgebildet ſind, ſo wird ſich doch niemand finden, der behauptet, daß dieſer Mann, Johann Wilderich Ritterhauſen, der Beſitzer des Hammers, ein anziehendes und gewinnendes Aeußere habe.

Freilich wäre es auch ſehr unbillig, milde, heitere und wohlwollende Züge zu verlangen von jemand, der ſo leidend iſt wie er. Er trägt die Füße, trotz des warmen Wetters, dicht umhüllt und läßt ſie auf einem vor ihm ſtehenden Tabouret ruhen. Zuweilen gleitet über ſein Geſicht ein Zucken, das auf einen plötzlichen grauſamen Schmerz deutet. Man braucht kein Arzt zu ſein, um wahrzunehmen, daß hier das böſeſte aller Uebel, die Hyäne Gicht waltet.

Ritterhauſen gegenüber ſitzt ſeine Tochter, ein junges Mädchen in einem grün und weiß geſtreiften Kleide von einfachem Schnitt, das ihre ſchöne Geſtalt nach der Mode der Zeit — ich habe vergeſſen, dir zu ſagen, lieber Leſer, daß wir im Jahre des Heils 1807 ſtehen — knapp umſchließt. Sie beugt das von hängenden braunen Locken umrahmte Geſicht über Papiere und ein dickes Buch, welche vor ihr auf dem runden Tiſche liegen.

Nachdem ſie eine Zeit lang Notizen in das Buch eingetragen, dabei bald das eine, bald das andere Papier genommen und verglichen hat, wirft ſie die Feder weg und indem ſie ſich in das Sofa, auf dem ſie ruht, zurücklehnt, erhalten wir Gelegenheit, ihre Züge zu betrachten.

Dieſe Züge ſind ſo auffallend wohlgebildet, wie das Antlitz des Hammerbeſitzers auffallend düſter und uneinnehmend iſt. Sie haben etwas von der ſüdlichen Schönheit des lieblichen Frauenantlitzes über dem Kamin, das wir vorhin ſchilderten — dieſelbe Regelmäßigkeit, dieſelbe edle Stirn, daſſelbe Feuer der großen dunkeln Augen; nur daß ein gewiſſer ſchwärmeriſcher Glanz in ihnen iſt, der ſie zu charakteriſtiſch deutſchen Frauenaugen macht. Die Farbe des Geſichts iſt ein feines gedämpftes Incarnat, mehr gleichmäßig verbreitet, als daß man hätte ſagen können, es ſei zu Roſen auf den Wangen aufgeblüht; „Roſenwangen" und „milchweißen Teint" hat das junge Mädchen nicht, aber ſie iſt nur deſto ſchöner, ihre Erſcheinung nur deſto ungewöhnlicher darum; ihre Züge bilden kein ausdruckloſes Aquarellgeſicht, ſie haben Charakter und Geiſt.

Eine Zeit lang heftet ſie jetzt ihre Augen mit großem feſtem Blick auf ihren Vater, dem das unbequem zu ſein ſcheint, denn er wendet ſeine raſtlos beweglichen Augen von ihr ab, bald hierhin und dorthin und ſagt endlich:

Was ſiehſt du mich an, Sibylle, was haſt du?

Sibylle wacht wie aus Gedanken auf.

Ich dachte nur, Vater ...

Wenn du denkſt, ſo jag' mir deine Gedanken nicht ſo ins Geſicht, du weißt, daß mir das nicht lieb und angenehm iſt!

Sibylle wendet ihre Blicke wieder ihrem Buche zu. Dann ſagt ſie:

Alſo das Geld, die dreitauſend Thaler, die uns zurückbezahlt ſind, ſoll ich dem Solinger auf ſeine angebotene Hypothek herleihen, Vater?

Mach's wie du willſt. Der Mann iſt in großer Noth darum. Woher ſoll er's ſonſt nehmen!

Freilich, andere Leute denken eben, wie wir auch denken ſoll-

ten. Es iſt nicht klug, ſich auf Hypotheken zu verlaſſen, ſolange man nicht weiß, welches Geſetz und welches Recht über Hypotheken gelten wird. Die Franzoſen werfen alles um, und niemand kann vorausſehen, wie geſichert ſein Kapital iſt, wenn ſie einmal unſer gutes altes bergiſches Recht ganz ausgekehrt haben.

Du biſt ein weiſes Huhn, verſetzte Johann Wilderich Ritterhauſen mit einem unmuthigen Lächeln.

Sie müſſen mir dennoch recht geben, Vater. Es iſt ſicherer, das Geld zu behalten.

Und zu vergraben, fällt der Hammerbeſitzer ein — vielleicht ſchlägt es im Keller aus wie überwinterte Kartoffeln, und trägt Früchte ſtatt der Zinſen!

Der Zinſen bedürfen wir nicht; aber es kann ein Augenblick kommen, wo wir dringend baares Geld und zwar viel baares Geld bedürfen!

Der Hammerbeſitzer zuckte die Achſeln.

Es kann ſolch ein Augenblick kommen, ſagte er; unſer gnädigſter Großherzog, Herr Joachim Murat, der ſchon daheim in Cahors, in ſeines Vaters Wirthſchaft, nicht gutthun wollte, hat hier zu wirthſchaften begonnen, daß es nicht ausbleiben kann: es wird der Tag kommen, wo er nach baarem Gelde lechzt wie ein dürſtender Hirſch nach Waſſer!

Und wo ſeine Domänen wohlfeil werden! ſagte das junge Mädchen halblaut, aber mit einem gewiſſen bittern Ausdruck.

Johann Wilderich Ritterhauſen fuhr ſich mit der flachen Hand über das Geſicht; darauf ließ er, wie matt und abgeſpannt, die Hand wieder auf die Lehne ſeines Seſſels zurückſinken.

Ja, ja, fuhr er dann fort, und darauf hätte ich ſo ungefähr alles erreicht, was ich gewollt habe auf dieſer ſchönen Welt,

und — ein Zucken des Schmerzes flog eben über ſeine Züge und unterbrach ihn — und dann werden wir merkwürdig glücklich ſein — ein Paar höchſt glückliche Leute, Sibylle! Meinſt du nicht auch?

Sie ſagen das ſo ſpöttiſch bitter, als ob es nicht Ihr Ernſt wäre, Vater, verſetzte Sibylle, nachdem ſie eine Weile ihren Vater fixirt hatte. Ob wir merkwürdig glücklich ſein werden, wenn wir die Rheider Burg gekauft haben und ihre Eigenthümer ſind, das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß das alte Schloß mit allem, was dazu gehört, unſer werden muß; und weshalb es unſer werden muß, das wiſſen auch Sie zu gut, als daß wir davon zu reden brauchten.

Ach Gott, antwortete Johann Wilderich Ritterhauſen verdrießlich, es muß unſer werden ... Das ſagſt du, damit ich in meinem Marterſtuhl einen Gedanken habe, mit dem ich mir die langweiligen Tage vertreibe und über dem ich brüte, damit ich nicht verrückt werde vor Pein und Ungeduld; es iſt der Knochen, den man einem Hunde zum Benagen hinwirft, damit er was zu thun habe und nicht belle und beiße. Nun, ich thue dir den Gefallen und arbeite mit allen Zähnen daran. Meinethalb aber mag der Teufel noch heute Nacht die ganze Rheider Burg holen, die ſämmtliche Umgegend dazu, und wenn der Rheider Hammer dann nachbröckelte in das große Loch hinein, das dadurch entſtände, — wahrhaftig, ich hätte auch nichts dagegen!

Und damit ſchloß der Hammerbeſitzer die Augen und legte den Kopf, als ob er ſchlafen wolle, in ſeinen Armſeſſel zurück.

Das junge Mädchen ordnete ſchweigend und ohne ſich durch dieſen Ausbruch des Unmuths, der ihr nichts Ungewöhnliches haben mochte, ſtören zu laſſen, ihre Papiere, und nachdem ſie noch einige Notizen in das große Buch eingetragen, ſchlug ſie

es zu. Als ſie aufblickte, nahm ſie wahr, daß ihr Vater die Augen wieder geöffnet hatte und mit ſeinen Blicken ihren Bewegungen folgte.

Unſer lenneper Schuldner, ſagte Sibylle jetzt, hat ſeinen Wechſel nicht in Schutz genommen. Er gibt als Grund des Proteſtes vor, unſere letzte Sendung Rohſtahl ſei nicht accordmäßig geweſen.

Er iſt ein Lügner, antwortete Ritterhauſen mürriſch. Wenn er nicht zahlen kann, ſchiebt er's auf unſere Waare und macht ſie ſchlecht.

So will ich ihn einklagen laſſen und ohne weiteres Perſonalarreſt beantragen, ſagte Sibylle mit einer ſo kaltblütigen Ruhe, wie die eines Advocaten oder Gerichtsvollziehers bei ſolchen Vorkommniſſen iſt.

Dann erhob ſie ſich und ging in ein Nebenzimmer. Gleich darauf kehrte ſie daraus zurück, einen leichten weißen Shawl um die Schultern geſchlagen und einen Strohhut mit herabhängenden weißen Bändern auf ihren braunen Locken. Dieſer einfache Kopfputz ſtand ihr außerordentlich gut. Der kranke Vater im Lehnſeſſel, der gleichgültig und gallig ſchien gegen die ganze übrige Welt, konnte ſich dem Zauber nicht entziehen, den die eigenthümliche Schönheit dieſer ſchlanken elaſtiſchen Geſtalt, dieſer ernſten und gedankenvollen Züge auf ihn übte. Er folgte mit ſeinen Blicken allen ihren Bewegungen und ſagte dann freundlichern Tons:

Bleib' nicht zu lange, Sibylle!

Sie brachte eine Schelle und ſtellte ſie neben dem Vater auf die Fenſterbank, damit ſie ihm zur Hand ſei, während er allein war.

Ich geh' durch den Hammer und mache dann einen kur-

zen Spaziergang, ſagte ſie. In einer kleinen Stunde bin ich zurück.

Laß den Hund von der Kette und nimm ihn mit dir!

Sibylle nickte ihrem Vater zu, und ohne weitern Abſchied trat ſie durch die Glasthür und ſtieg die Stufen, die in den Garten führten, hinab.

Zweites Kapitel.

Die Rheider Burg.

Zehn Minuten ſpäter ſchritt Sibylle Ritterhauſen über einen ſchmalen hölzernen Steg, der über den Fluß führte, dem andern Ufer der Wupper zu. Ein ſchöner großer Hund, eine dunkelgelbe Dogge mit ſchwarzem Kreuz über den Schultern und ſchwarzen Füßen, trabte vor ihr her. Als ſie am jenſeitigen Ufer angekommen war, folgte ſie eine Strecke weit thalabwärts dem Fluſſe; dann ſchlug ſie einen Fußſteig ein, der zur Linken die Bergſeite hinanklomm, durch das Gehölz, das die ſteile Wand bedeckte. Zuweilen, wenn das Gehölz ſich lichtete, an Stellen, wo der Fels nackt zu Tage trat und auf denen nur das Farrnkraut, die Erica oder die Heidelbeere fortkam, oder wo das Holz verkrüppelt ſich dicht am Grunde hielt, blieb ſie ſtehen und benutzte den freien Ausblick, der ſich ihr bot, um ihr Auge ſinnend über den Fluß, das Hammergehöfte und das Thal dahinter ſchweifen zu laſſen, das in all den ſchönen Farben des Herbſtes prangte. Die Dogge legte ſich dann eine Weile ruhig zu ihren Füßen hin; und nach einer Pauſe erhob ſie ſich wieder

und lief, ohne daß ihre Herrin ihr ein Zeichen gegeben, weiter, als ob ſie genau die Zeit kenne, wie lange Sibylle zu ſolchem Raſten und Ausſchauen an dieſen Punkten zu verweilen pflege. In der That folgte Sibylle jedesmal ihrem treuen Begleiter auf dem Fuße.

Sie war auf dieſe Weiſe beinahe bis an den Rand der Höhe gekommen, welche ſie erreichen wollte, als die Dogge ſtehen blieb, ihre Rückenhaare ſträubte und dann in langen Sätzen knurrend vorauffſprang. Gleich darauf hörte Sibylle oben den Hund anſchlagen und eilte nun, ihn durch ihren Zuruf beſchwichtigend, raſcher voran.

Sie kam an ein altes, gitterloſes Thor, deſſen zwei Steinpfeiler, von dem Gebüſch dicht umſchattet und in ewiger Feuchtigkeit gehalten, ihrem völligen Ruin nicht mehr fern ſchienen. Der Kalk, mit dem ſie beworfen geweſen, war zum größten Theile abgefallen; Moos, Flechten und Steinbrech wucherten in den entblößten Fugen. Ueber den Pfeilern von einem zum andern ſchwang ſich ein künſtlich geſchmiedeter eiſerner Bogen mit allerlei Arabesken, die ein ovalrundes, in der Mitte prangendes Wappen umgaben. Die Gitter, wie geſagt, waren fort; aber wer ſich das alte Eiſenwerk zu Nutze gemacht, hatte dadurch die „Rheider Burg" ihren etwa anrückenden Feinden nicht bedenklicher bloßgeſtellt, als ſie ohnehin ſchon war; denn die Mauer, die ſich hier oben, am Rande des Plateaus, auf welchem der alte Edelhof ſtand, nach rechts hinzog, war ſtellenweiſe ausgebrochen oder eingefallen und alſo ſehr leicht zu überſteigen; an den Thorpfeiler zur Linken ſchloß ſich nur eine Wallhecke an, welche ſich im dichten Gebüſch verlief.

Auf einem Haufen ausgefallener Bruchſteine zur Seite des Pfeilers rechts ſaß ein Mann in blauem Kittel, einen weißen Strohhut auf dem Kopfe. Sein blondes, ungekräuſeltes Haar

war länger gewachſen, als es Sitte unter dem Landvolk der Gegend war; der Mann hatte es hinter die Ohren zurückgeſtrichen, und während ſo die Schläfen frei wurden und ein feines blaues Geäder unter der auffallend weißen Haut zeigten, bekam das Geſicht dadurch etwas Abſonderliches, das ſich in hohem Grade ſteigerte, wenn man auf des Mannes Augen den Blick wandte. Dieſe waren vom hellſten blauen Waſſer und dennoch glänzend, und, wie ſie ſo in heller Feuchtigkeit zu ſchwimmen ſchienen, demantenartig blitzend. Sonſt waren die Züge die eines Bauern, die Naſe breit, die Lippen ſchmal und blau, das Kinn ſehr zurückſpringend, wie es gewöhnlich bei Menſchen gefunden wird, die ſchwachen Charakters ſind, oder deren Mangel an geiſtiger Energie ſie der fortwährenden tyranniſchen Herrſchaft ihrer ſinnlichen Triebe preisgibt.

Neben dem Manne, an den Steinhaufen gelehnt, ſtand eine von einem ſchmuzigen Lederfutteral bedeckte Geige.

Als das junge Mädchen ihn erreicht hatte, ſaß die Dogge fünf Schritte weit von demſelben ruhig da. Der Fremde blickte ihr feſt ins Auge und der Hund ſchien ſich zu ſcheuen vor dieſem Blick. Er hatte noch immer das Rückenhaar geſträubt, er ſtieß auch von Zeit zu Zeit einen knurrenden Ton aus — aber ſeine Blicke wichen den Blicken des Fremden aus, und als Sibylle herankam, barg er ſich hinter ſeiner Herrin.

Guten Tag, Berend, ſagte das junge Mädchen, als ſie den Mann erreicht hatte. Laßt Ihr Euch einmal wieder in der Gegend ſehen?

Der Mann lüftete ſeinen Strohhut, ohne ſich jedoch zu erheben.

Ihr ſeid lange geblieben, Mamſell Ritterhauſen, verſetzte er. Ich wartete auf Euch.

Auf mich? Und wie wußtet Ihr, daß ich heute hierher kommen würde, Berend?

Die waſſerblauen Augen des Mannes glänzten heller auf von einem eigenthümlichen Lächeln.

Ich wußte, daß Ihr kommen würdet, nach Euerm Eigen zu ſchauen!

Nach meinem Eigen? Was verſteht Ihr darunter, Berend?

Darunter verſteh' ich die Rheider Burg; es iſt kein Winkel und kein Eckchen in dem alten Hauſe, von dem Ihr nicht mit Euern Gedanken längſt Beſitz genommen hättet, Mamſell Sibylle. Aus Thür und Thor habt Ihr die drei Späne geſchnitten und auf dem Herde habt Ihr Feuer angemacht, alles in Euern Gedanken, heißt das, wie eine rechte neue Herrſchaft.

Sibylle zuckte die Achſeln.

Ihr irrt Euch, Berend, antwortete ſie kaltblütig. Es iſt wahr, daß mein Vater einmal daran gedacht hat, die Rheider Burg anzukaufen. Es war dazumal, als er den Proceß mit dem ſeligen Huckarde gehabt hatte und der alte Herr plötzlich ein ſo ſchreckliches Ende nahm ...

Ich weiß es, ſagte Berend, er wollte ſie kaufen dazumal ...

Er dachte daran, fiel Sibylle ein, damit ſolche Streitigkeiten zwiſchen Hammer und Burg nie wiederkommen könnten. Da aber die Landesherrſchaft die Burg an ſich nahm, iſt dieſe jetzt in ſichern und feſten Händen, und was den Proceß angeht, ſo iſt der auch todt und kann nie wieder aufleben. Wie ſollten wir noch daran denken, die Burg zu kaufen!

Nun, verſetzte Berend mit eigenthümlich liſtigem Zwinkern der Augen, daß Euer Vater dazumal ſie nicht bekam, das

war deſto beſſer für ihn. Wer weiß, was die Leute geſagt hätten!

Und was hätten ſie ſagen ſollen, die Leute?

Wir wollen die Todten und geſchehene Dinge ruhen laſſen, Mamſell Sibylle. Was aber kommen ſoll, das wird kommen. Ihr habt recht, daß Ihr's nicht jedem erſten beſten in die Ohren hängt, was Ihr vorhabt. Es gehören ſchöne Waldungen zum Hauſe; unten die langen zweiſchürigen Wieſen ſind auch was werth, und die Ackerländereien bringen ihre fünf Thaler Pacht der Scheffel.

Sibylle Ritterhauſen zuckte abermals die Achſeln.

Iſt das alles, was Ihr mir ſagen wolltet — habt Ihr deshalb auf mich gewartet, Berend? ſagte ſie, ſich zum Weitergehen wendend.

Nein, Mamſell Sibylle, antwortete der Mann mit einem pfiffigen Augenblinzeln. Ich weiß es, daß es Euch nicht um die Pacht und nicht um die Wieſen zu thun iſt, wenn Ihr Euer Auge gerichtet haltet auf die Rheider Burg wie ein Falke auf ein Waſſerhuhn, das noch im dicken Schilfe ſteckt, aber einmal doch daraus hervorkommen wird — und dann wird der Falke bei der Hand ſein! Ja, ja, Ihr ſollt ſie auch haben, die Burg — denkt daran, daß Spielberend es Euch geſagt hat; aber es iſt eine Leiche im Haus, die muß erſt hinaus.

Eine Leiche? Iſt das nun Euer Ernſt, Spielberend, oder wollt Ihr mich ängſtigen mit Euern Schauergeſchichten?

Euch ängſtigen? Wie ſollte ich Euch ängſtigen wollen? Seid Ihr ſo ſchreckhafter Natur, daß man Euch mit Lügen angſt machen könnte? Es iſt auch nichts dabei, weshalb Ihr erſchrecken ſolltet. Die Leiche, die hinausgetragen werden muß, ehe die Rheider Burg Euer Eigen wird, geht Sibylle Ritterhauſen nichts an.

Iſt es der alte Claus? ſagte das Mädchen, das offenbar ſtutzig geworden war, flüſternd.

Spielberend ſchüttelte den Kopf.

Die alte Hauseule, der Claus? der iſt es nicht. Es ſind große Wappen an dem Sarge.

Sibylle erblaßte und fuhr mit der Hand zum Herzen.

Habt Ihr die Wappen geſehen, Berend? fragte ſie, wie in höchſter Spannung.

Ich habe ſie geſehen; es waren große Wappen mit einer rothen Krone darüber.

Mit einer rothen Krone? fragte das junge Mädchen, erleichtert aufathmend. Rothe Kronen tragen nur Fürſten.

Das weiß ich nicht. Ihr mögt recht haben oder nicht ... Ich weiß nur, was ich geſehen habe.

Sibylle Ritterhauſen ſchaute den Spielmann eine Zeit lang nachdenklich an.

Ihr ſeid ein ſchlimmer Geſelle, Spielberend, ſagte ſie dann. Es iſt wahr, daß Ihr ...

Mehr könnt als Brot eſſen, wollt Ihr ſagen, Mamſell, fiel der Mann ein, Sibylle mit einem ſchlauen Seitenblick ſtreifend, und dann wieder, wie gewöhnlich, unſteten Blickes ihr Auge vermeidend.

Aber, fuhr Sibylle fort, es iſt auch ebenſo wahr, daß Ihr lügen könnt wie der Lügenſchuſter Matthias, Euer guter Freund, und darum weiß man nie, ob man Euch trauen ſoll oder nicht. Was Ihr jetzt ſagt, lautet nun vollends ſo wie eine von Euern Aufſchneidereien. Auf der Rheider Burg lebt niemand als der alte Hausmeiſter Claus, und wenn ſie einſt den hinaustragen, die Füße voran, ſo werden ſie keine Wappen mit Fürſtenkronen an ſeinen Sarg heften!

Spielberend lächelte wieder.

Wer weiß es! In Düſſeldorf iſt auch ein Mann, der iſt nicht beſſerer Leute Kind wie der alte Claus Fettzünsler; ein Schenkwirthsſohn, hab' ich mir ſagen laſſen. Und doch, wenn er begraben wird, ſo ſoll einer die rothen und goldenen Kronen ſehen, die ſie an ſeinen Sarg machen werden!

Habt Ihr das etwa auch geſehen, Spielberend?

Nein, das habe ich nicht geſehen, Mamſell Sibylle — ich weiß nichts davon! Er hat ein gutes Leben dort, im Schloſſe unſerer alten Herzoge; und wenn Frau Jakobäa von Baden, die da ſpuken geht, ihm nicht etwa den Hals umdreht — ſie muß es ja an ſich ſelber gelernt haben, wie man's macht — dann wird er ans Sterben noch lange nicht denken!

Ihr ſeid eigentlich ein greulicher Menſch, Spielberend, ſagte das junge Mädchen, ſich auf einen Baumſtamm niederſetzend, der dem Mauerſtück, auf welchem der Spielmann ſaß, gegenüberlag — man hat kaum eine Viertelſtunde mit Euch geredet und Ihr habt jedesmal ſchon ſo viel von Sterben, Leichen und Särgen vorgebracht, daß einem ganz ſchaurig zu Muthe wird!

Spielberend antwortete nicht. Er griff nach ſeiner Geige, riß die Hülle herab und ſpielte mit großer Gewandtheit ein paar Läufe darauf, ein Stück aus einer luſtigen Tanzmelodie; mit einem ſchreienden, kreiſchenden, tief disharmoniſchen Tone hörte er plötzlich auf.

Nun iſt's fort! ſagte er dann. Darum bin ich ein Spielmann geworden. Wer Augen hat wie ich, der muß ſich danach einrichten, daß ihm das Leben ein Spaß wird, und daß, wo er geht und ſteht, um ihn herum fröhliche Kameraden kommen. Ja, es iſt ein gutes, freiſames Handwerk, ein wandernder Spielmann ſein. Man weiß doch, daß man lebt. Hat nicht Kind noch Kegel. Heute hier und morgen dort. Wo man kommt,

da iſt Kirmes. Und die Lebſucht iſt gut im Land der Berge. Gar manche lange Nacht bringt man flott herum. Habe ich die Geige am Hals und den Fidelbogen in der Hand, und um mich her das luſtige Halloh — dann ſitze ich feſt und ich bin ſtärker als die ſind, die mich heraushaben wollen vor die Thür, an den Kreuzweg, auf die Heide. Mögen ſie locken und rufen wie ſie wollen, draußen im Mondſchein — ſie bekommen mich nicht! Ich weiß es ſchon, was da vorgeht, draußen; was daherkommt, den Dorfweg entlang, mit einem ſchwarzen Kreuz voran, und einer Reihe ſchwarzer Leute hinterher. Sie wollen mich heraushaben, daß ich's ſehen ſoll. Ich meine, ich habe die Nachtmär auf der Bruſt liegen, von Unruhe und ſchwerem Athem. Aber ich thu's nicht. Ich thu's partout nicht. Ich bleibe ſitzen wie angeleimt auf der Bühn', und ſtreiche die alte Geige, daß die Gläſer klirren; daß die Bauernjungen ſtampfen und die Dirnen kreiſchen vor Vergnügen; ich ſtreiche, bis ich umfalle vor Müdigkeit in dem Staub und dem Qualm der Talgkerzen und der Hitze, und dann, dann iſt's vorüber. Ja, Mamſell Sibyllchen, ſo iſt's! Und darum: Vivat, es lebe die Geige!

Sibylle ſah mit großen Augen den Menſchen an, der wie ein verkörpertes dunkles Räthſel vor ihr da ſaß. So nahe es lag, ſeine Reden als aberwitzige Poſſen zu betrachten, ſo war ſie doch weit entfernt davon, ſie ſo aufzufaſſen. Dafür ſtand Spielberend's Ruf als der eines Vorgeſchichtenſehers im ganzen Lande viel zu feſt. Spielberend iſt eine populäre Geſtalt, deren Andenken noch heute beim bergiſchen Volke lebt. Er iſt der große Prophet der bergiſchen Lande, von dem noch heute die Großmütter ihren Enkeln erzählen. Freilich war er nebenbei ein Spielmann, ein Dorfmuſikant, ein Schnurrant. Man wußte, er erzählte mehr, als er verantworten konnte, und er beutete liſtig den Glauben an ſeine Geſchichten aus. Aber auf der andern Seite ſtand es

felſenfeſt, daß er in einem hohen Grade von Ausbildung die Gabe des zweiten Geſichts habe. Er ſah Todesfälle, Leichenbegängniſſe, Feuersbrünſte, Truppenmärſche vorher und hundert Beiſpiele zählte man auf, wo ſich buchſtäblich erfüllt hatte, was Berend vorhergeſagt. Und ſo kam es, daß ſein übriges Weſen, ſein Vagabundenthum, ſeine Lügen ihn dem Volke nur deſto merkwürdiger und anziehender machten.

Sibylle fuhr mit der Hand über das Geſicht, als ob ſie den unheimlichen Eindruck verwiſchen wolle, den all dies Gerede auf ſie gemacht hatte. Dann ſagte ſie:

Nun hört auf mit Euern tollen Geſchichten, die mich grauen machen, hier in dem einſamen Buſch. Was wolltet Ihr eigentlich von mir?

Ich wollte Euch um etwas gebeten haben. Ich habe einen Geſellen für Euch, einen derben Burſchen, der Arbeit auf Euerm Hammer nehmen will.

Und wer iſt das?

Ein armer Teufel, den die Franzoſen zum Soldaten gepreßt haben und der ihnen durchgegangen iſt!

Ein Deſerteur?

Spielberend nickte.

Den können wir nicht brauchen!

Wenn er in Euerm Hammer mit der langen Stange neben dem Friſchfeuer ſteht, nackt bis auf den Gürtel und ſchwarz wie der König aus dem Mohrenlande — dann kennt ihn keiner mehr, und Ihr braucht, kommt Frage nach ihm, nur zu ſagen, das iſt der Xaver Meyer oder der Franz Müller, der ſchon ſeit Monden im Hammer arbeitet!

Nein, ſagte Sibylle ſtreng und entſchieden, daraus wird nichts.

Aber wenn ſie ihn fangen, ſchießen ſie ihn todt; und ich

glaubte, es wäre Euch ein Vergnügen, wie jedem andern guten Patrioten, ihnen einen Streich zu ſpielen.

Es geht nicht, Berend, ſagte das junge Mädchen. Die Hammergeſellen wiſſen, was ſie uns werth ſind und tragen den Kopf hoch. Die dienen nicht zuſammen mit einem hergelaufenen Menſchen. Und wenn das nicht wäre, wie kann ich ſo viel aufs Spiel ſetzen, um eines fremden Deſerteurs willen? Die Geſetze ſind furchtbar ſtreng dawider. Schlagt es Euch aus dem Kopfe. Wo iſt er?

Wollt Ihr mit ihm reden? Er iſt in der Nähe. — Johannes! rief Spielberend zurückgewendet.

Sibylle folgte mit den Blicken der Richtung, nach welcher hin Berend bei dieſem Rufe das Geſicht gewendet hatte, und ſie ſah, wie ſich etwa dreißig Schritte weit von ihr, hinter der Hecke, die ſich in das Gehölz verlief, ein Kopf, der mit einer blauen rothumſäumten Militärmütze bedeckt war, erhob, und wie dann eine Geſtalt über dieſe Hecke kletterte, die raſch auf ſie zugeſchritten kam.

Sibylle faßte nach dem Halsband ihrer Dogge, um das aufſpringende und laut anſchlagende Thier zurückzuhalten. Der Fremde war unterdeß herangetreten und legte die Hand an ſeine Mütze.

Der Mann hatte ein auffallendes Aeußere. Er war mittlerer Größe, hatte eine breite, Kraft und Gewandtheit ankündende Geſtalt, und einen ungewöhnlich kleinen ſchmalen Kopf auf den mächtig ausgebildeten Schultern. Das graue Auge zeigte eine eigenthümliche reiherartige Schärfe. Die Mütze mit dem rothen Rande war das einzige Militäriſche an ſeiner Kleidung. Dieſe beſtand aus einer ſchwarzen Manchesterjacke, langen Tuchbeinkleidern von derſelben Farbe und einer dunkelgrünen Weſte von Serge oder einem ähnlichen Wollenſtoff. Um den nieder-

geſchlagenen Hemdkragen trug er ein ſchwarzes Seidentuch — die ganze Erſcheinung war etwa die eines ehrſamen Handwerkers im Sonntagsſtaat.

Ihr ſeid den Franzoſen fortgelaufen? fragte Sibylle zu dem Fremden aufſchauend, der mit einer für einen Unglücklichen und Hülfeſuchenden auffallenden Dreiſtigkeit ſeine ſcharfen Augen auf das junge Mädchen heftete.

Das bin ich, ſagte er.

Und weshalb?

Es war gerade Zeit für mich!

Zeit für Euch? Das ſoll heißen, Ihr habt Euch mit etwas vergangen und nahmt vor der Strafe reißaus.

Wenn Ihr mir helfen wollt, wie der Spielmann dort meint, daß Ihr thun würdet, will ich Euch die Geſchichte ſchon erzählen, antwortete der Deſerteur. Sonſt könnt Ihr's nicht verlangen.

Ob ich Euch helfen will? Nun, vielleicht will ich Euch einen guten Rath geben, wenn Ihr's verdient. Um das zu wiſſen, muß ich Eure Geſchichte kennen. Wie heißt Ihr?

Johannes.

Und dann?

Ich denke, ich komme für die nächſten Tage aus mit dem Namen Johannes. Laſſen wir's gut ſein damit. Wo ich daheim bin, das thut auch nichts zur Sache. Genug, daß Ihr wißt, ich habe da allerlei kleinen Verdruß gehabt, wo ich daheim bin. Es iſt da ſo ein kleiner Fürſt, einer von denen, die Anno 1802 ins Land gekommen ſind und ſich darein getheilt haben. Der Fürſt oder Herzog, oder wie er ſich ſchreiben mag, hatte einen nichtsnutzigen Neffen bei ſich, der ſtellte den Weibsleuten

nach und ſo auch einer, die mich näher anging. Es war nicht juſt meine Schweſter, und auch nicht juſt mein Schatz, aber daß er ihr nachſtellte, war mir nun einmal nicht recht, und als wir in einer ſchönen Nacht zufällig zuſammenkamen — es war an einer Fähre, wo man über ein Waſſer ſetzt, — da geriethen wir aneinander und ich nahm ihn beim Kragen und warf ihn hinein. Nun, was hängen ſoll, das verſäuft nicht, und es lief für ihn mit einem kalten Bade ab. Mir aber wurde die Gegend zuwider ſeitdem und da ich gute Freunde jenſeits der Grenze im Holländiſchen hatte, ſo ging ich zu denen und ließ mich da anwerben unter die Mannſchaften, die nach Batavia gehen. Ich bekam ein ſchönes Handgeld und in Leeuwarden, wo ich eingeſtellt wurde, waren die Herren Offiziere ſo zufrieden mit mir, daß ſie mich zum Corporal machten, ſchon nach ein paar Monaten. Ich mußte drillen helfen, und da ich Geſchick dazu hatte, hielten ſie mich da, im Depot, um die neuen Angeworbenen, die von Zeit zu Zeit ankamen, einzuüben. Endlich ſollte die Reiſe angehen. Das Schiff lag ſegelfertig im Texel — da kam auf einmal Contreordre. Der Kaiſer Napoleon ging, den Preußen zu ver-ruiniren, und wir Holländer mußten mit, bis hier ins Bergiſche hinein. Wir kamen nach Düſſeldorf in Garniſon; anfangs hießen wir noch Batavier und dann wurden wir umgetauft in «Großherzoglich bergiſche Grenadiere». Nun, mir konnt's recht ſein, obwol ich nicht ſo gewettet hatte. Für Batavia hatte ich capitulirt, aber nicht fürs Bergiſche. Da ſie mich aber zum Sergeanten machten und auch ein gutes Leben iſt bei den Frau-zoſen, ſo ließ ich mir's gefallen.

Ihr waret bereits Sergeant und lieſt dennoch fort? unter-brach ihn Sibylle.

Als Sergeant — fuhr der Fremde in demſelben gelaſſenen,

beinahe ſpöttelnden Tone fort. Und das kam ſo. Neulich habe ich die Wache am Benrather Thor. Da lieg' ich ganz behaglich auf der Pritſche und ſpiele Karten mit einem guten Kameraden. So ruft die Wache vorm Gewehr: Aux armes! und als wir nun heraus-laufen, kommt mir mein Monſieur Murat, der Herr Großherzog dahergeritten, von Schloß Benrath herein, den hohen weißen Federbuſch auf dem Kopfe, Gold auf allen Nähten und rothe Sammtſtiefeln an den durchlauchtigen Beinen. Nun, den Herrn hat unſereins ſchon öfter zu ſehen bekommen, wir nehmen alſo ruhig die Gewehre auf, ich commandire: Präſentirt, und ſtelle mich in die Reihe — aber ich meine, ich ſehe den leibhaften Satan aus der Erde aufſteigen, als ich unter den Herren, die mit dem Großherzog ſind, meinen alten Freund von dazumal erblicke, ſtolz und hoch zu Roß, in einer Guidenuniform mit den Oberſtenepauletten ...

Es war der Mann, fragte Sibylle, um den Ihr früher Eure Heimat verließet und Euch nach Batavia zu gehen ent-ſchloſſet?

Derſelbe, den ich ins Waſſer warf. Und wie ich ihn mit großen Augen anſtarre, ſieht er mich wieder an, ſein Geſicht verzieht ſich, er wendet es raſch ab, und dann wendet er es mir wieder zu, als ob er ſeiner Sache gewiß werden wolle. Dabei zuckt etwas um ſeinen Mund, juſt wie's der Teufel macht, wenn er wahrnimmt, daß ihm eine arme Seele ins Garn gegangen iſt. Und damit iſt der Troß an uns vorübergeritten. Ich laſſe die Wache die Gewehre abſetzen, und da grad' ein paar Reit-knechte, die den Herren folgen, herangeritten kommen, trete ich an den einen heran und frage ihn nach dem Oberſten in der Guidenuniform. Der iſt Flügeladjutant beim Herrn Großherzog, ſagt der Reitknecht. Nun wußt' ich genug. Auch was ich zu thun und zu laſſen hatte. Als wir am andern Tage abgelöſt

wurden, ging ich in mein Quartier, ſchnürte mein Bündel und gab's einem Jungen, mir's zur Stadt hinauszutragen. Und dann, als es dunkler Abend geworden war, da ging ich meinem Bündel nach und nun ſind wir alle beide da, das Bündel dort hinter der Wallhecke und ich hier.

Das iſt alſo Eure Geſchichte, ſagte Sibylle nachdenklich. Es mag ſo ſein, wie Ihr ſagt, aber es mag auch noch mancherlei dabei ſein, was Ihr nicht ſagt!

Und weshalb glaubt Ihr das?

Weil Ihr doch ſonſt wol abgewartet hättet, ob denn der Oberſt gegen Euch noch etwas Böſes im Schilde führte und die Stellung, die er beim Großherzog einnimmt, dazu mis-brauchen würde.

Johannes der Deſerteur zeigte ein bitteres Lächeln um ſeinen Mund mit den feſten verkniffenen Lippen und ſagte:

Es wäre darüber vielleicht zu ſpät geworden, meine werthe Demoiſelle, über dem Abwarten. Ich kenne meine Leute und kenne den Herrn! Nein, nein, es war beſſer, daß ich nicht wartete und ging. Und das habe ich gethan, und in den Ber-gen drüben habe ich den Spielmann hier getroffen, der hat mir Hoffnung gegeben, Ihr würdet mir helfen, auf die Seite zu kommen. Zum Weiterreiſen habe ich kein Geld und keine Papiere, und es wird heutzutage überall ſcharf aufgepaßt.

Der Spielmann, antwortete Sibylle, iſt ſehr kühn, daß er ſolche Verſprechungen macht.

Ich habe Euch immer als eine gute bergiſche Patriotin gekannt, Sibylle Ritterhauſen, fiel Spielberend ein — es iſt ein Landsmann und den Franzoſen dreht Ihr eine Naſe damit.

Sibylle betrachtete noch einmal den Deſerteur. Es war etwas in dem Menſchen, das mit Mistrauen erfüllen konnte,

ſeine kecke Phyſiognomie, ſein beinahe frecher Blick. Seine beſtimmte, ſcharfe Weiſe ſich auszudrücken, gefiel dagegen Sibyllen wieder. Sie ſagte:

In unſerm Hauſe, auf unſerm Hammer können wir Euch nicht gebrauchen. Ich will auch weiter nichts mit Euch zu ſchaffen haben. Aber ich will Euch einen Schlupfwinkel zeigen, in welchem Ihr vor allen Nachforſchungen ſicher ſeid, und bleiben könnt, bis Ihr glaubt, ſicher über die Grenze kommen zu können.

Nun, wenn Ihr das wolltet, ſo iſt's auch ſchon des Dankes werth!

Den Dank erwart' ich auch ... den, daß Ihr ſpäter niemand verrathet, wer ...

Darauf verlaßt Euch ... ſchweigen kann der Johannes!

So holt Euer Bündel und folgt mir.

Der Mann ging, um zu thun, was das junge Mädchen ihm befohlen; Sibylle ſtand auf und ſchritt durch die alten Steinpfeiler voran, dem Edelhofe zu, deſſen Mauern vor ihr durch das Gebüſch ſchimmerten. Der Deſerteur mit ſeinem Bündel in der Hand hatte ſie bald eingeholt; auch der Spielmann mit ſeiner Geige im Sack folgte ihr. Die Dogge lief voran.

So ſchritt die Gruppe über einem auf dem Plateau des Berges liegenden Raſenplatz, auf welchem friedlich eine an einen Pflock gebundene Ziege weidete. Vor ihnen erhob ſich dieſelbe Seite der Rheider Burg, welche man vom Hammer aus erblickte, die mit den zwei Eckthürmen und dem Erker. Das Gebäude ſah in dieſer Nähe nicht mehr ſo impoſant aus wie es ſich von unten, vom Thale her darſtellte, und der große Verfall, der überall daran genagt und verwüſtet hatte, wurde jetzt erſt recht ſichtbar. Dagegen hatte man von dem Platze vor dem

Gebäude eine unvergleichliche Aussicht über die Windungen des Flusses durch das enge Bergthal und über die Höhen zu seinen beiden Seiten, die mit schönem Laubholz bestanden und durch einzelne Ansiedelungen mit Aeckern und Wiesen durchsprenkelt waren.

Sibylle wendete ihre Schritte dem viereckigen Thurme zur Linken zu, an dessen Fuß eine schmale spitzbogige Thür ins Innere führte. Die Thür war von Eichenholz, fest und schwer gezimmert, aber die Zeit hatte alle Farben heruntergewaschen und die Sonne und Dürre hatten zahllose Spalten hineingerissen. Sie führte in ein gewölbtes Souterrain, an welches sich eine ganze Reihe ähnlicher hallenartiger, aber dumpfer und feuchtkühler Räume schloß, in denen es leer und öde aussah. Starke Gitterthüren trennten sie voneinander ab, keine derselben jedoch war verschlossen und hemmte den Schritt Sibyllens, die ihre Begleiter bis in den letzten dieser Räume führte. Hier wurden zwei Treppen sichtbar, eine breite, bequem aus Steinplatten aufgebaute, die links in einen Corridor hinaufleitete, und eine andere, schmale, hölzerne Wendelstiege, welche in der äußersten Ecke sich zwischen runden Thurmmauern hinaufwand, den kleinern runden Thurm füllend, welchen man von außen an der rechten Seite des Gebäudes wahrnahm.

Sibylle blieb hier stehen.

Spielberend, sagte sie, Ihr könnt dort die Treppe hinaufgehen zum alten Claus, und ihm sagen, daß ein Gast in die Rheider Burg gekommen wäre, den er verpflegen möge, um der Ehre des Hauses willen.

Und gegen richtige Bezahlung, fiel der Deserteur ein. Ich verlange nichts umsonst.

Das mögt Ihr mit dem Hausmeister abmachen, versetzte

Sibylle. Alſo geht, Spielberend, dort links hinauf. Ich ſteige mit dem Manne unterdeß dieſe Wendeltreppe empor und zeige ihm oben eine Kammer, wo er bleiben kann und ſicher iſt, nicht gefunden zu werden. Das iſt alles, was ich für ihn thun kann. Geht vorauf, — Ihr, Johannes.

Der Deſerteur folgte ihrem Winke und ſchritt die Wendelſtiege hinan, die unter ſeinem ſchweren Tritte heftig erknarrte. Sibylle folgte ihm, ihre Dogge dicht neben ſich.

Spielberend blieb eine Weile ſtehen; dann trat er der Wendelſtiege näher und verſuchte leiſe auftretend und ungehört zu folgen. Er war ohne Zweifel neugierig zu erfahren, in welchem Verſteck da oben das junge Mädchen den Fremden unterbringen wollte. Aber die alte Holztreppe war ein verrätheriſches Ding. Trotz aller Behutſamkeit, die Spielberend anwandte, gab ſie alle möglichen Töne von ſich, ſie knirſchte, kreiſchte, ächzte ... Spielberend fand für gut, von dem Verſuche abzuſtehen, und darum ging er zurück und ſchritt die breite ſteinerne Stiege hinauf, wohin ihn Sibylle Ritterhauſen gewieſen hatte.

Als der Spielmann oben war, ſtand er in einem mit ſteinernen Platten belegten Gange; zu ſeiner Linken führte eine ähnliche Treppe wie die, welche er emporgeſtiegen, zwiſchen zwei Mauerwänden in das höhere Stockwerk hinauf; ihm gegenüber zeigte ſich die doppelflügelige große Hausthür, die auf den vordern Hof hinausführte; rechts und links von derſelben ließen große ſpitzbogige Fenſter das Tageslicht ein, während ihnen gegenüber dunkelgebohnte Thüren in innere Räume führten. Auf den leeren Wandflächen waren hier und dort mächtige Hirſch- und Elenn- oder Damthiergeweihe angebracht. In den Fenſtern zeigten ſich gebrannte Scheiben mit grellfarbigen, vortrefflich erhaltenen Wappen.

Es war todtenſtill in dem Corridor und die Wände echoeten hohl den einſamen Schritt des Spukſehers nach, als er, nach links gewandt, den Gang hinabſchritt, um an der letzten Thür ſtehen zu bleiben, eine Weile ſtill vor derſelben zu horchen und dann leiſe anzuklopfen.

Ein heiſeres Herein! antwortete ihm aus dem Innern, und als er eintrat, wurde er ſehr lebhaft von zwei guten alten Freunden bewillkommnet, denen er nach kurzer Zeit einen vierten im Bunde vorſtellen konnte. Denn ſehr bald nachher trat, von Sibylle zurechtgewieſen, auch Johannes über die Schwelle.

Drittes Kapitel.

Die Herren von Huckarde.

In dem Gemache, in welches der Spielmann eingetreten war, saßen also nach einer kleinen Weile, nicht eine Viertelstunde später, vier seltsame Gesellen zusammen.

Es war ein weiter und hoher Raum, dessen Fenster auf einen verwilderten Garten hinausgingen. Der Boden war mit alten Eichenholzdielen belegt, die sich an vielen Stellen geworfen hatten, wie man es nennt, und klaffende Risse zeigten. Die Wände waren unten bis zu einem Drittel ihrer Höhe hinauf mit glänzenden Fliesen oder mit Estrich bedeckt, darüber aber geweißt oder gelb oder braunroth angestrichen — es ließ sich in der That nicht mehr entscheiden, was ursprünglich mit ihnen geschehen war, denn der Rauch vieler Jahre, der aus dem großen Kamin geschlagen, so oft der Wind aus Südwesten dahergekommen, hatte allem, was da war, dieselbe Tünche gegeben, dem Holzwerk, den Wänden, den alten Schränken und dem Angesicht des Bewohners dieser alten Kammer oder Küche, dem ehrlichen Claus Fettzünsler, Hausverwalter der Rheider Burg.

Claus Fettzünsler war ehemals Laienbruder in der Abtei Altenberge geweſen. Er hatte das Kleid des heiligen Robert von Ciſterz, das weiße Habit mit dem ſchwarzen Scapulier und ſchwarzen Gürtel getragen. Was ihn aus dieſem gottſeligen Berufe und aus dem ſtillen Kloſterfrieden hinaus in die ſtürmiſche Welt getrieben, darüber hatte niemand officielle Kunde; es war ein Geheimniß geblieben zwiſchen ihm und dem Herrn Prior, der ihm eines ſchönen Tages den Laufpaß gegeben. Nachdem Claus auf dieſe Weiſe nicht ganz verheißungsvoll und befriedigend die erſte Lebensperiode beſchloſſen, hatte er eine zweite begonnen, über deren Einzelheiten und Wendungen ebenfalls ein gewiſſes Dunkel lag, welches, da Claus ſelber es nicht aufzuhellen Veranlaſſung genommen hat, bis auf dieſe heutige Stunde unenträthſelt geblieben iſt; es iſt nur gewiß, daß dieſe zweite Lebensperiode in einer angenehmern Weiſe als die erſte ihr Ende erreichte, dadurch nämlich, daß Claus auf vielfältiges Anhalten und nach mancherlei Gängen um Fürſprache und Empfehlung zum Hausverwalter unſers Edelhofs beſtellt wurde, ein Dienſt, der, wie die Dinge gegenwärtig in der Rheider Burg ſtanden, eine vollkommene Sinecure darſtellte.

Claus Fettzünsler alſo hatte ein verräuchertes Geſicht mit einem Paar blinzelnder Schelmenaugen darin, eine kleine Geſtalt mit einem reſpectirlichen Bäuchlein und von beſondern Kennzeichen ein Bein, das durch irgendein bedauerliches Ereigniß um die volle Beweglichkeit der Muskulatur gekommen war ... mit andern Worten, er hinkte.

In dem Augenblicke, in welchem wir die Kammer betreten, war der Hausverwalter damit beſchäftigt, ein frugales Abendmahl — wenig aber gut, und das reichlich, wie er ſich ausdrückte, — für ſeine Gäſte zu bereiten.

Von dieſen ſaßen zwei, nämlich Spielberend und der Deſerteur Johannes, an einem runden Klapptiſch, der oben im Gemache zwiſchen zwei Fenſtern ſtand. Johannes war im obern Theile des Schloſſes von dem jungen Mädchen, das ihm die Anweiſung eines Zufluchtsortes verſprochen, zu einem ſolchen geführt worden, zu einem Verſteck, wie er es nicht beſſer wünſchen konnte. Sie hatte ſich dann entfernt, nachdem ſie ihm die Thür zum Wohngemache des Verwalters gezeigt, wo er, wie ſie ihm geſagt, mit Claus Fettzünsler's vorauszuſetzender Genehmigung ſich aufhalten könne, ſolange nicht außergewöhnliche Ereigniſſe einträten, die ihn zur Vorſicht und zur Flucht in ſein Aſyl oben in dem weitläufigen Gebäude mahnten.

Seitwärts unter dem Fenſter, an einem mit Schuſterwerkzeug bedeckten Tiſche, ſaß noch ein vierter Gaſt. Es war ein Mann von unterſetzter Figur, einem breiten Geſicht mit auffallend großem Munde, der, wenn er lachte, ſich bis an die Ohren zog, flacher Naſe und Augen, die an pfiffiger Schelmhaftigkeit nichts denen nachgaben, die aus Claus Fettzünsler's Antlitz leuchteten. Er ſaß in Hemdärmeln und war mit Nadel und Pechdraht beſchäftigt, an einem Paar rieſiger Schuhe die Havarien langen Gebrauchs zu beſeitigen.

Der Deſerteur hatte dieſer Geſellſchaft eben ſeine Geſchichte erzählen müſſen. Er hatte es gethan in einzelnen abgebrochenen Sätzen, mit einem gewiſſen mürriſchen Humor.

Und nun wiſſet ihr alles, was euch zu wiſſen noth thut, ſchloß Johannes ſeinen Bericht.

Und das iſt juſt nicht das größte Stück von Eurer Geſchichte, ſagte der Schuſter lachend. Wir ſind aber nicht neugierig, Herr Sergeant. Für unſereins iſt es gut, wenn er nicht zu viel weiß. Seht nur den Spielberend an. Der weiß zu viel, der arme Teufel. Nicht ſo viel gerade, wie er den Leuten weis-

macht, aber doch mehr als ihm gut iſt. Darüber iſt er ganz vom Fleiſch gefallen und ſieht ordentlich hohlwangig aus.

Nun, Lügenſchuſter, verſetzte der Spielmann, ich habe mir ſagen laſſen, du ſeieſt auch nicht immer dumm geweſen. Dazumal, als ſie dich aus dem Kloſter zu Altenberge fortjugen, da ſoll's auch nur darum geweſen ſein, weil du zu viel wußteſt!

Der Lügenſchuſter, wie ihn Spielberend nannte, lachte wieder, und diesmal hell auf, wie vor innerm Vergnügen.

Ja, ja, ſagte er augenzwinkernd, wir wußten allerlei, ich, der blos Küchenjunge war dazumal, und der Claus, der heilige Mann, der einen ehrwürdigen weißen Rock an- und in jeder Taſche deſſelben ein Stück von unſerm lieben Herrgott hatte. Wir hatten dazumal ein kleines Compagniegeſchäft, bei dem ſich Claus aber beſſer ſtand als ich. Er ſtahl die Weinflaſchen aus dem Keller und machte andere Streiche, und hernach, wenn's auskam, mußte ich die Ausreden erfinden.

Alſo Ihr wart dazumal ſchon der Lügenlieferant, Matthis? warf Spielberend dazwiſchen.

Jugend hat keine Tugend, fiel lächelnd Claus Fettzünsler ein.

Nun, das Alter auch nicht immer, ſagte hier der Deſerteur, das werdet Ihr wol bei euern Kloſterherren gemerkt haben!

Ja, wir merkten ſo allerlei, verſetzte Fettzünsler kopfnickend.

Weißt du noch, Claus, wie wir die leeren Tonnen über den Hof rollen mußten? fragte Matthis, der Schuſter.

Claus Fettzünsler's Lächeln ging in ein ſtilles Kichern über.

Und was war mit den leeren Tonnen? fragte Spielberend.

Nun, ſie waren leer und es war doch etwas darin ...

So erzähl' einmal die Geſchichte, Matthis, aber lüg' nichts hinzu!

Es war einmal ein Abt, begann der Lügenſchuſter, der war

ein fröhlicher, lebensluſtiger Herr, aber darum nicht minder immer in Span und Händeln mit den Herren vom Convent, wie das nun einmal für ein rechtſchaffenes Kloſter ehemals ſo herkömmlich und gebräuchlich war, wenn es auch nicht immer ſo ſcharf herging wie dazumal unter dem Abt Johann von Schlebuſch, der von den Mönchen wegen ſeiner Ueppigkeit abgeſetzt und zum Nonnenbeichtvater am Kloſter Liebesberg gemacht wurde, wo er ſich nachmals durch treue Pflichterfüllung ausgezeichnet haben ſoll. Unſer beſagter hochwürdiger Herr Abt hatte nun eines Tags einen Beſuch von einem Paar recht hübſchen jungen Damen; was ſie bei ihm wollten, das weiß ich nicht, wenn Fettzünsler es nicht etwa weiß, der hatte dazumal die Aufwartung im Abteihaus, und ſtand ſehr in Gnade bei dem Herrn und mag mehr darüber ſagen können. Ich denke, es waren ein Paar reuige Sünderinnen, die gekommen, dem frommen Herrn ihre kleinen unſchuldigen Uebelthaten zu beichten. Muß auch wol ſo ſein, daß ſie ſich dabei auch ein wenig ſchämten, und daß ſie darum ſo ſtill und behutſam bei Nacht und Nebel gekommen waren. Denn es wußte es niemand, daß ſie da waren, bis auf ein Paar ſchlaue Herren im Convent; die erfuhren es — weiß unſer Herrgott, wie ſie's ausſpionirt hatten. Nun wußte es aber auch bald der ganze Convent, und der Convent fing alsbald an, den Abteibau mit ſpähenden Augen zu belagern, Tag und Nacht. Sie wollten durchaus die Freude haben, die beiden jungen Damen mit ihren erleichterten Gewiſſen abziehen zu ſehen. Se. Hochwürden, der Herr Abt, bekamen aber auch bald Wind von der Sache, und wer nun nicht erſchien, um ſich den ſchadenfrohen Herren Conventualen zu zeigen, das waren die ſchönen Sünderinnen. Das dauert eine Weile ſo, bis den zweiten Tag gegen die Abendzeit, wo es zu dämmern beginnt. Da öffnen ſich ſänftiglich die beiden Klappen

über der Kellertreppe an der Abtei, und herauskommen der gute Fettzünsler und meine Wenigkeit, der fromme Matthis, und wir rollen ganz ſacht und läſſig jeder eine Tonne herauf und dann vor uns her über den Kloſterhof, dem Thore zu.

Eine Weile geht das nun gut, und wir ſind ſchon dicht an der Brücke, die vor dem Kloſterthore über den Bach führt. Siehe, da kommt der gottſelige Mann, der Pater Kellner daher und fragt uns ganz demüthiglich:

Wohin wollt ihr denn mit den Tonnen, lieben Leute?

Ehrwürdiger, ſag' ich, wir ſollen die Tonnen nach dem Vorbau bringen, wohin alsbald der Fuhrmann ſie abzuholen kommen wird. Der Herr Abt hat es uns alſo befohlen.

So, ſagt der Pater Kellner, ſollen ſie abgeholt und wieder gebraucht werden? Es iſt recht, Matthis, aber ſie werden leck geworden ſein. Sie müſſen erſt ins Waſſer, damit ſie quellen, die trocknen alten Fäſſer; ſonſt werden ſie lecken. Rollt ſie mir einmal da in den Bach hinein, lieber Matthis.

Um Gottes willen, Ehrwürden, ſagte nun Claus Fettzünsler erſchrocken, in den Bach dürfen wir ſie nicht werfen — dann, dann ...

Nun, was dann, guter Bruder Nikolaus?

Dann ſchwimmen ſie weg, ſag' ich, da ich ſehe, daß Fettzünsler nichts Beſſeres einfällt.

Die ſchwimmen nicht weg, ſagt der Pater Kellner, und indem legt er ſelbſt Hand an die eine Tonne und gibt ihr einen derben Stoß, das Bachufer herunter.

In demſelben Augenblick aber läßt ſich ein wunderſames Gekreiſche aus dem Innern der Tonne hören und gleich darauf zetert und ſchreit es auch aus der zweiten Tonne heraus — ganz

kläglich und erbärmlich. Ich ſpringe der Tonne nach und halte ſie an, noch ehe ſie ins Waſſer geplumpt iſt, und der Pater Kellner ſagt ganz ſtille lächelnd:

Ei, ei, es will mich bedünken, als ob aliquid vivum in den Tonnen ſtäke. Unſer hochwürdiger Vater und Abt hat vielleicht ein Wunder gethan und in ſeinen leeren Fäſſern ein Paar Schutzengelchen verſpunnt, daß ſie ihm hüten!

Und dabei ſchlägt er mit der Fauſt den obern Deckel der Tonnen ein, der nur ganz loſe eingeſetzt war und herausſteigen mit blutrothem Geſicht und wüthenden Mienen die beiden verſpunnten Schutzengel des Abts.

Richtig, ſo iſt es! ſagt der Pater Kellner ganz ruhig. Daß aber die andern Conventsherren auch nicht weit waren, könnt ihr euch denken und wie ſie herbeiſtürzten und welchen Skandal es gab!

Spielberend lachte, auch der Deſerteur ließ ein Lächeln über ſeine ernſten Züge gleiten.

War es dazumal, daß ihr beiden aus dem Kloſter weggejagt wurdet? fragte der Spielmann dann.

O noch lange nicht, verſetzte der Lügenſchuſter. Wir ſind noch lange da geblieben und haben noch lange in der Kloſterſchule gelernt, bis wir endlich eben zu viel wußten und um die Ecke gebracht wurden. Nicht wahr, Fettzünsler, wir haben noch mehr erfahren? ſetzte er lachend hinzu.

Claus Fettzünsler beſtätigte des Lügenſchuſters Verſicherung mit einem wiederholten lebhaften Kopfnicken, und während er an ſeinen Töpfen thätig blieb, ließ er allerlei einzelne Worte fallen, welche ebenſo viele Andeutungen an alte gemeinſam erlebte Geſchichten waren und jedesmal den Schuſter hell auflachen machten. Weniger anziehend war dieſe hieroglyphiſche Art der Unterhaltung für den Spielmann und den Deſerteur, welcher

letztere namentlich es bedeutend vorgezogen haben würde, wenn das Gespräch eine Wendung genommen hätte, die ihm erlaubte, sich über den Ort, wo er sich befand und über die Verhältnisse der jungen Dame zu unterrichten, welche seine Helferin geworden.

Und seit Euch um all der Späße wegen, davon Ihr redet, die Mönche weggeschickt haben, sagte er endlich zu dem Schuster gewendet, seid Ihr hier in diesem alten Castell Hofschuster geworden?

So etwas, antwortete Matthis. Ich komme alle Vierteljahr einmal, um zu sehen, was bei Freund Claus neu zu befohlen ist.

Ihr wandert also aufs Handwerk?

Nach Landesbrauch.

Und wenn das der Matthis nicht könnte, wie hielt er's dann aus, fiel der Spielmann ein; wenn er nicht seine Geschichten von Haus zu Haus tragen könnte, so wüßte er ja nicht zu bleiben damit!

Weiß er denn, wenn er solch ein Geschichtenerzähler ist, nicht auch eine Geschichte von diesem Hause hier? fragte Johannes. Es sieht wol danach aus, als ob etwas drin vorgefallen sein könnte!

Es ist auch schon mancherlei drin vorgefallen, versetzte der Schuster, aber das gehört in Spielberend's Fach mehr als in meins. Ich habe die lustigen Geschichten lieber, und er die, wobei's einem die Gänsehaut zusammenzieht.

Und solche Geschichten sind hier vorgefallen?

Er lügt wieder, der Schuster, versetzte der Spielmann; er lügt eben alles, was er sagt. Er hat noch von der Pfalzgrafenzeit her ein Privilegium darauf.

Wem aber gehört es denn, das alte Castell hier, und weshalb ist's so verfallen und verlassen? fuhr der Deserteur fort.

Ja, wem gehört's! Claus Fettzünsler, weißt du's?

Claus Fettzünsler ſchüttelte den Kopf.

Den Herren Franzoſen wird's wol gehören, ſagte er — denen gehört ja jetzt alles, was ſie gebrauchen können.

So viel iſt wenigſtens gewiß, wenn's denen nicht gehörte, ſo würde es dem Herrn Ritterhauſen oder der Mamſell Sibylle gehören, ſagte der Schuſter. Sie ſollen gewaltig darüber ausgeweſen ſein, es zu kaufen, als der alte Herr von Huckarde den Hals gebrochen hatte und ſein Sohn ſo plötzlich verſchwunden war.

Den Hals gebrochen — plötzlich verſchwunden — fiel der Deſerteur ein — könnt Ihr denn nicht erzählen, wie das zugegangen iſt? Mir däucht, es iſt ebenſo unterhaltend, wie Eure alten Kloſtergeſchichten.

Wie es zugegangen iſt — ja, Kamerad, um das zu erzählen, müßte man's eben wiſſen, ſagte Fettzünsler.

Und wißt Ihr's auch nicht? wandte ſich Johannes an den Spielmann.

Was ich davon weiß, will ich Euch ſagen, antwortete dieſer. Seht, es war ein alter Herr von Huckarde hier im Lande, der hatte hübſche Güter gehabt, und es waren immer angeſehene, vornehme Leute geweſen, die Huckarde. Aber ſie hatten wol in alten Zeiten, ſchon zu Kurfürſt Johann Wilhelm's Tagen, immer mehr Geld gebraucht, als ſie einnahmen, und waren auf dieſe Art in ihrem Weſen zurückgekommen. Unſer Herr von Huckarde hatte dazu auch ſchlechte Zeiten erlebt, viel Miswachs und Hagelſchlag auf ſeinen Feldern und eine kränkliche Frau, die ſich der Wirthſchaft nicht annehmen konnte, und ſo war er immer tiefer hineingerathen und hatte endlich alle ſeine andern Güter verkauft, um herauszukommen, und nur die Rheider Burg, wo ſeine Vorältern ſeit undenklichen Jahren darauf geſeſſen, die

hatte er behalten. Da wohnte er nun ſtill und ruhig, wie er denn ein in ſich gekehrter Mann war, der von Welt und Menſchen nicht viel hielt, und zufrieden war, wenn man ihn in Frieden ließ. Seine Frau ſtarb hier in der Burg, und er war nun ganz allein mit ſeinem einzigen Sohne Robert, der ein wilder, kecker Junge war, und ihm viel Geld koſtete, ſolange er ihn auf Schulen und auf Reiſen draußen hatte. Das ging aber nicht lange ſo fort; der Robert mußte heimkehren und ſchlug nun unſerm Herrgott die liebe Zeit todt, hier bei dem Alten auf der Burg.

Nun liegt dort unten am Waſſer der Hammer, den Ihr wol geſehen habt, der Rheider Hammer, der dem Herrn Ritterhauſen gehört, und der Hammer iſt gebaut auf Grund und Boden der Burg, in alten Zeiten ſchon. Der Hammer mußte auch alljährlich an den Herrn von Huckarde einen Kanon zahlen oder Grundgeld, wie man auch ſagt, zehn Thaler bergiſch Geld.

Als nun der Ritterhauſen einmal hier oben bei dem alten Herrn iſt, um ſeinen Kanon zu bezahlen, ſagt ihm der von Huckarde:

Mein lieber Ritterhauſen, wie werden wir es nun halten, wenn die Hammerbeſitzung, die Sie von uns in Erbpacht haben, mit Ablauf der nächſten Jahre pachtlos wird und an mich zurückfällt?

Pachtlos wird? Zurückfällt? antwortet Ritterhauſen verwundert. Sie irren ſich, Herr von Huckarde, der Hammer iſt mein und hat ſeit undenklichen Jahren meiner Familie gehört. Aber weil er in Olim's Zeiten auf herrſchaftlichem Grund und Boden erbaut iſt, ſo zahlt er ein Grundgeld an die Burg, das iſt alles.

Der alte Herr aber ſchüttelt den Kopf und ſagt:

Nicht alſo, mein lieber Nachbar, ich kann Ihnen aus meinen

Papieren beweiſen, daß vor nunmehr beinahe hundert Jahren der Hammer den Ritterhauſen in Pacht auf hundert Jahre gegeben iſt. Iſt die Zeit abgelaufen, ſo trete ich wieder in meine vollen Eigenthumsrechte ein. Es verſteht ſich, daß ich Ihnen nicht die Beſitzung zu entziehen gedenke, wir werden uns ſchon einigen darüber. Nur gedenke ich eine Pacht auf kurze Zeit eintreten zu laſſen, und zehn Thaler bergiſch ſind heutzutage kein billiger Satz für eine ſolche Beſitzung mehr; dem werden Sie nicht widerſprechen.

Ueber dieſe Worte des Herrn aber wird mein Ritterhauſen ganz roth vor Zorn im Geſicht und wehrt ſich aus Leibeskräften dawider, daß ſein Haus und Hof und Hammerwerk nicht ſein eigen ſein ſolle; und endlich gehen beide in Zorn auseinander. Ritterhauſen geht ſogleich zum Advocaten und nun beginnen beide einen Proceß, einen ſchweren, langen Proceß, der Geld und Verdruß vollauf koſtet und lange Zeit nicht weiter rückt. Endlich gewinnt der alte Herr auf der Burg den Proceß. Er bekommt ein Urtheil heraus, gegen das Ritterhauſen nichts mehr machen kann. Und was nun das Schlimmſte iſt für Ritterhauſen, der alte Herr hat bei all dem Aerger und all den Koſten, die ihm der Mann vom Hammer gemacht, den Koller gekriegt und hat geſchworen und gelobt, nun ſolle der Ritterhauſen herunter von dem Hammer, ſobald ſeine Zeit um ſei, und ſolle nicht darauf bleiben, wenn er auch zehnmal mehr Pacht biete als jeder andere; lieber wegſchenken wolle er das ganze Anweſen, als den Ritterhauſen darauf laſſen!

Der arme Herr! fiel hier Claus ein; der hatte ſchon damals nicht viel mehr wegzuſchenken, aber genug zu thun, um ſich die Juden vom Hals zu halten. Der Proceß hatte ihm arg viel Geld gekoſtet!

So war es, fuhr der Spielmann fort, und ſo ſtanden die

Dinge und die Zeit war nahezu da, daß der Ritterhauſen den Hammer hätte räumen müſſen. Wer aber keine Anſtalt dazu machte, das war der Mann vom Hammer. Er ließ ſein Geſchäft fortgehen nach wie vor, er hielt die Gebäude in Ordnung, wie er immer gethan, reparirte, wo etwas ſchadhaft war, und kaufte Vorräthe von Kohlen und Erz und was er ſonſt brauchte, als ob er nicht daran dächte, den Hammer zu verlaſſen. Auch ſoll er wol manchmal, wenn ein guter und vertrauter Freund bei ihm von der Sache zu reden angefangen — denn ein anderer hätte darüber nicht das Maul aufzuthun gewagt, es war niemals gut Kirſcheneſſen mit dem Ritterhauſen, auch vor Zeiten nicht, wo er noch nicht wie ein verdrießlich Häufchen Unglück, von der Gicht geplagt vom Morgen bis zum Abend in ſeinem Seſſel lag — alſo, wenn einer davon angefangen, ſoll er wol geſagt haben: Meine Vorältern ſind geboren und geſtorben auf dem Rheider Hammer und gerade ſo gedenke auch ich zu thun, zu ſterben darauf, wie ich darauf geboren bin!

Nun wohl, eines Abends — es iſt im Novembermonat geweſen und es hat bereits angefangen zu dunkeln, ſo zwiſchen drei und vier, wo man an nebeligen Tagen ſchon daran denken muß, daß man heimkommt, wenn man draußen einem Gewerbe nachgegangen iſt; da kommt ganz unvermuthet der Ritterhauſen den Bergweg dahergeſtiegen, geht in die Burg und fragt nach dem Herrn. Der Herr iſt wol verwundert ob dem Beſuch, er läßt erſt zuſehen, ob der junge Herr, der Robert, daheim iſt, und den läßt er zu ſich rufen, und dann mag der Ritterhauſen zu ihm in ſeine Wohnſtube da oben kommen.

Was die nun zuſammen geredet haben, das weiß der liebe Gott. Lange haben ſie geſprochen, oft ſtill und ruhig, oft laut und hitzig, — ſo viel weiß Claus Fettzünsler; denn der hat ſicherlich, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen — hinter irgend-

einer Ecke geſtanden und zugehört. Was ſie aber eigentlich geſprochen haben, davon weiß er doch nichts Rechtes ...

Claus verzog hier ſeinen Mund zu einem bedeutungsvollen Lächeln und nickte ganz eigenthümlich mit dem Kopfe.

Ihr habt doch etwas gehört, Claus, fragte Spielberend. Nun, ſo rückt damit heraus, alter Fettzünsler, ehe Ihr damit in die Grube fahrt, was nicht lange dauern kann, wenn Ihr fortfahrt, ſo ſchwere fette Pfannkuchen zu eſſen, wie Ihr da juſt einen vom Feuer nehmt!

Verſtört Claus in ſeiner Bäckerei nicht, der hat einen Kloſtermagen und davon verſteht ein herumſtrolchender Spielmann, wie Ihr, nichts, fiel der Lügenſchuſter ein. Aber nun ſag', wie es denn war, Claus!

Sie ſprachen anfangs trutzig von Geld, verſetzte Claus, und dann kam es mir vor, als hätte der Ritterhauſen einen ſehr höflichen Ton gegen den alten Herrn angenommen und ihm zu etwas zugeredet; von Verkaufen fielen dabei Worte; aber ob er ihm die ganze Rheider Burg oder nur den Hammer verkaufen ſollte, das weiß ich nicht. Endlich ſprachen ſie wieder hitzig und laut, und nach einer Pauſe miſchte ſich Robert hinein und ſprach lange und dann endlich ging die Thür auf und der Ritterhauſen kam heraus und der junge Herr begleitete ihn höflich bis an die Treppe, und da ſchieden ſie voneinander, als wenn alles in Richtigkeit wäre. Das iſt, was ich von der Sache weiß, nicht mehr und nicht minder.

Iſt der Ritterhauſen reich? fragte Johannes.

Er hat wenigſtens mehr als der alte Herr von Huckarde jemals beſeſſen hat, antwortete der Spielmann.

Nun, dann könnte ich mir ſchon einen Vers darauf machen, was die drei untereinander geſprochen haben, bemerkte der Deſerteur.

Und was denn? fragte Claus.

Der Ritterhauſen hat entweder dem Baron vorgeſchlagen, er ſolle ihm den Hammer verkaufen. Oder er ſolle ihm ſeine ganze Rheider Burg verkaufen. Oder er iſt ſo ſchlau geweſen und hat einen hübſchen Poſten von des Barons Schulden an ſich gebracht und ihm eröffnet: Nun nimm dich in Acht, daß du mich nicht von dem Hammer treibſt, denn alsdann fordere ich Bezahlung meiner Schuldforderung von dir!

Es mag wol ſo ſein, Kamerad, es mag ſo geweſen ſein, verſetzte der Spielmann. Aber nun hört, wie es weiter gegangen iſt. Noch an demſelben Abend kommt der Baron in ſeinen Mantel gewickelt aus ſeinem Zimmer heraus und geht, mit einer Laterne in der Hand, ganz mutterſeelenallein, der alte Mann, hinten zur Burg hinaus, und den Burgweg hinab, als wenn er zum Hammer wolle. Der junge Herr iſt auf ſeinem Zimmer geweſen, die Leute ſind hier in der Geſindeſtube, und nur einem Knecht iſt er draußen vor der Thurmthür begegnet, der hat ihm die Laterne abnehmen und ihm leuchten wollen, aber er hat ihn zurückgeſchickt, er finde den Weg ſchon allein. Der iſt aber ſtehen geblieben, um zu ſehen, wohin der alte Herr ginge, und ſo hat er geſehen, daß er den Bergweg nach dem Hammer eingeſchlagen hat. Wohin hätte er auch ſonſt gehen können! Nun iſt er aber auf dem Hammer niemals angekommen. Er hätte auch den Ritterhauſen dort gar nicht gefunden; der iſt erſt viel, viel ſpäter heimgekommen, und kein Menſch weiß, was er draußen in der Nacht getrieben hat ...

Der alte Huckarde iſt niemals wieder heimgekommen, fuhr Spielberend fort. Weder die Nacht noch den andern Morgen; und am Nachmittage hat man ihn gefunden zwei Stunden von hier, unterhalb in der Wupper, eine große Wunde hinten am Kopf.

Curioſe Geſchichte, ſagte der Deſerteur nach der ſtummen Pauſe, die beim Schluſſe von des Spielmanns Geſchichte entſtanden war — er hatte eine Wunde am Kopf? Und wie ſah die aus?

Blutig und ſchrecklich genug, fiel Claus ein. Ich habe ſie geſehen, als man die Leiche herauf, hier ins Haus brachte. Auf dem großen Saale oben hat ſie geſtanden.

Aber, fuhr Johannes fort, konnte man denn nichts daran ſehen, an der Wunde, wie ſie wol entſtanden war?

Die gutmüthigen Leute, verſetzte Claus, ſagten, der alte Herr ſei ins Waſſer geſtürzt in der Dunkelheit und dabei ſei er mit dem Hinterkopf auf einen Stein oder eine Felskante aufgeſchlagen.

Und die nicht gutmüthigen meinten wol, er habe ſich ſelber hineingeſtürzt ins Waſſer? fragte der Deſerteur, indem er Claus und Spielberend, einen nach dem andern, bedeutſam anblickte.

So war es, Kamerad, ſagte der Spielmann.

Und die böſen — die ſagten wol noch etwas anderes?

Kann ſein, erwiderte Claus Fettzünsler, aber, fügte er mit ſeinem ſchlauen Blinzeln hinzu — wer wollte nachſagen, was böſe Leute ſagen?

Und die Gerichte, fuhr der Deſerteur fort, ſagten die nichts?

Die Gerichte? Nun, dazumal waren wir noch in der guten bergiſchen Zeit und die Gerichte waren nicht wie heute. Man ließ noch Gottes Waſſer über Gottes Land laufen. Auch rief ſie keiner herbei. Der Mann iſt verunglückt, hieß es eben. Der junge Herr Robert beweinte und begrub ſeinen Vater ſtattlich und mit allen Ehren, und als das geſchehen war, ging er zum Hammer hinunter und dort verlangte er Mamſell Sibylle Ritterhauſen zu ſprechen. Die beiden haben dann eine lange

Unterredung miteinander gehabt, zwei, drei Stunden lang, und dann ist er heimgekehrt mit düsterer Stirn und einem Gesicht, daß niemand gewagt hat, ihn anzureden; und so hat er sich seine Sachen zusammengepackt und hat sein Pferd satteln lassen und ist denselbigen Abend noch fortgeritten, der Wupper nach und in die Welt hinein, und es hat niemals jemand wieder etwas von ihm gehört.

Was ist denn nun hernach aus der Sache geworden, aus dem Hammer, den Ritterhausen und der Burg?

Was die Burg angeht, nahm Claus das Wort, so ist sogleich ein Concurs ausgebrochen über des alten Huckarde Nachlaß; und die Rheider Burg hat schon in dem Amtsblatt gestanden, wie daß sie sollte öffentlich meistbietend bei brennendem Licht verkauft werden, und der Herr Ritterhausen hat sie kaufen wollen und schon sein Geld dazu parat gemacht, als könnte sie ihm nicht entgehen; da ist auf einmal die kurpfälzische Regierung dazwischengekommen und hat gesagt, die Rheider Burg sei ein landesfürstliches Lehn und weil kein Erbe sie zu muthen gekommen, so werde sie als heimgefallen betrachtet, und so hat die Regierung über die Schulden, die darauf hafteten, mit den Gläubigern sich in Verhandlungen begeben und ihnen fürs erste die Einkünfte zugewiesen, aber die Burg ist kurfürstlich geworden. Und den Herrn Ritterhausen hat der Kurfürst ruhig auf seinem Hammer gelassen gegen den alten Kanon, und das hat gedauert bis die Franzosen gekommen sind. Da ist die Rheider Burg großherzogliche Domäne geworden und der Ritterhausen hat nach den neuen Gesetzen das Erbpachtswesen von seinem Hammer ganz ablösen und abkaufen können und nun ist der Hammer sein und ich denke, der Teufel selber bringt ihn nicht herunter.

Wenn er ihn nicht holt! fiel hier lachend der Lügenschuster ein, anders wol nicht!

Nun wißt Ihr die ganze Geſchichte, Kamerad, ſagte Spielberend.

Ich danke Euch für Eure Geſchichten, verſetzte Johannes; um einem die Zeit vom Einrühren des Pfannenkuchens bis daß er gar iſt, zu vertreiben, ſind ſie nicht ſchlecht.

Und gar iſt er, ſagte Claus Fettzünsler, und jetzt, Mannen, langt zu und laßt ihn nicht kalt werden.

Der würdige Hausverwalter hatte, während der Erzählung in der Küche hin- und herhinkend, den Tiſch, an welchem Spielberend und Johannes der Deſerteur ſaßen, gedeckt, mit zinnernen Tellern und einer reichlich gefüllten Salatſchüſſel beſetzt, Schwarzbrot und Butter dazugeſtellt und nun das Ganze mit ſeinem duftenden, noch ziſchenden Eierkuchen gekrönt. Der Deſerteur wartete keine zweite Einladung ab, namentlich da er auch den Schuſter Matthis in kriegeriſcher Stimmung zum Angriff anrücken ſah. Spielberend aß wenig und zwiſchen Johannes und Matthis ſchwankte die Palme der umfaſſendſten und erfolgreichſten Leiſtung, zu deren Unterſtützung Claus Fettzünsler weſentlich durch einen rundbäuchigen Krug voll guten Gerſtenſaftes, den er aus einem Wandſchrank hervorholte, beitrug.

Viertes Kapitel.

Großherzog Murat.

Es waren zwei Tage verfloſſen, und wieder war es um die Nachmittagsſtunde, wie das erſte mal, als wir das Gartenzimmer des Rheider Hammers betraten. Von den Schmiedegebäuden her tönte das toſende Rauſchen des Waſſers, das Klopfen und Hämmern und all der Lärm, der mit einer ſolchen Werkſtatt voll angeſpannter Thätigkeit verbunden iſt. Im Wohnzimmer Ritterhauſen's dagegen herrſchte tiefe Ruhe; der Hammerbeſitzer lag zwar mit umwundenen Füßen in ſeinem Seſſel wie gewöhnlich; er hatte jedoch einen guten ſchmerzensfreien Tag. Sibylle ſaß ihm auch heute gegenüber; ihre großen Bücher lagen auf dem Tiſche, aber ſie hatte ſie nicht aufgeſchlagen, ſie ſtützte den Arm darauf und auf den Arm ihr ſchönes Haupt und blickte mit ihren großen Augen träumeriſch durch die offene Gartenthür in die ſonnige Landſchaft hinein.

Worüber ſinnſt du ſo lange in dich verſunken nach, Sibylle? ſagte Ritterhauſen endlich gähnend, da ihm die Stille läſtig zu werden anfing.

Ich ſinne darüber nach, antwortete ſie, ob es eine prophetiſche Anlage im Menſchen geben könne, eine Sehergabe.

Und wie kommſt du darauf?

Durch eine zufällige Veranlaſſung. Ich bin neulich dem Spielberend begegnet und der wunderliche, unheimliche Menſch hat mir allerlei Dinge geſagt, die —

Die du ſo thöricht biſt, zu glauben?

Das nicht, fiel Sibylle ein; aber jedermann im Lande weiß, daß der Spielmann Ereigniſſe vorhergeſagt hat, welche mit allen Umſtänden genau ſo eingetroffen ſind. Dies iſt eine Thatſache. Aber wenn in einem Menſchen eine ſolche Sehergabe lebt, ſo muß ſie doch, mehr oder minder verhüllt, in allen leben; denn ich kann mir nicht denken, daß in einem Menſchen ein Seelenvermögen läge, was nicht auch, wenigſtens im Keime, in jedem andern verborgen liegt. Wir ſind doch alle nach einem und demſelben Vorbild geſchaffen.

Meinſt du? Ich danke meinerſeits für dieſe Vorausſetzung, ſagte der Hammerbeſitzer. Wenn du beobachteſt, was den meiſten Menſchen gefällt, was ſie ſchön oder was ſie ein Vergnügen nennen, ſo merkſt du bald, daß du nicht mit ihnen aus demſelben Stoffe geknetet biſt.

Darüber mag man denken, wie man will, verſetzte Sibylle, es bleibt doch das wahr, daß die menſchliche Seele ein gleichartiges Weſen iſt, ſie mag nun im Körper eines Weibes oder Mannes, eines Bauern oder eines Künſtlers ſtecken. Wenn nun in dem Bauern eine Eigenſchaft wie die Prophetie hervortritt, weshalb ſollte ſie dann nicht auch in der Seele des Künſtlers, des Gelehrten liegen, weshalb ſich nicht in ihm entwickeln, auferziehen laſſen?

Möchteſt du aus dir eine Vorgeſchichtenſeherin entwickeln?

Oder iſt dies ein leiſer Vorwurf, daß ich dich nicht dazu auferzogen habe? fragte Ritterhauſen lächelnd.

Nein; obgleich in alten Zeiten, wie ich neulich geleſen habe, es hier im Lande der Frauen Handwerk geweſen iſt, wahrzuſagen. Ein alter römiſcher Schriftſteller erzählt es und es geht daraus hervor, daß das Vorgeſchichtenſehen eine uralte Sache bei uns iſt. Aber ich möchte wenigſtens ſo viel prophetiſche Ahnungsgabe beſitzen, daß ich die Winke des Schickſals verſtände, wenn das Schickſal mir Winke gibt.

Und glaubſt du, daß das Schickſal von Zeit zu Zeit die Gefälligkeit hat, dir einen Wink zu geben?

Das iſt es eben; wenn ich klage, daß ich dieſe Winke nicht verſtehe, ſo heißt das mit andern Worten, ich weiß nicht, ob das Schickſal mir einen Wink gibt.

Ritterhauſen zuckte die Achſeln.

Was ich meine, fuhr Sibylle fort, kann ich nur durch ein Beiſpiel klar machen. Man ſucht etwas zu erreichen, man hat ſich ein beſtimmtes Ziel geſetzt, zu dem man gelangen will. Nun ſtößt man auf Hinderniſſe. Man überwältigt ſie; aber kaum ſind ſie beſiegt, ſo erheben ſich neue; und ſind auch dieſe aus dem Wege geräumt, ſo treten abermals andere zwiſchen uns und unſern Wunſch. Liegt nun darin ein Wink des Schickſals? Will uns eine gütige Macht ablenken von der Verfolgung unſers Plans? Sagt ſie uns: laſſe ab von deinem Beginnen, denn es führt nicht zu deinem Heile, ſondern zu deinem Unglück? Oder ſollen wir uns ſagen: alle dieſe Hemmniſſe ſind ebenſo viele Prüfſteine deiner Charakterkraft, deiner Energie? Ueberwältige ſie und deſto ſtolzer wirſt du auf dich ſein können, wenn du zu Ende geführt haſt, was du begonnen!

Das ſind Grillen für einen Frauenkopf, antwortete Ritter-

aufen. In einem Manne, das heißt, einem rechten Manne können ſie nicht aufſteigen. Ein Mann übernimmt nicht eher etwas, als bis er es wohl überlegt hat, bis er klar darüber iſt, erſtens ob die Sache ihm wirklich nützt, und zweitens, ob ſie erreichbar iſt. Was ihm alsdann in den Weg tritt, das ſucht er zu beſiegen ohne nach Winken des Schickſals zu fragen, an die ich nicht glaube. Ich glaube nur an ein blindes Fatum, genannt Glück und Unglück. Was aber das Schickſal, unſer Menſchenſchickſal angeht, ſo habe ich mir in meinem Marterſtuhl hier darüber den folgenden Spruch gemacht:

Sei ein Roß, das blind in der Mühle ſich dreht,
Sei ein Hund, ins Tretrad geſpannt!
So lautet der Spruch, der geſchrieben ſteht
Für uns all' von des Schickſals Hand;
Und haſt du geplagt voll Angſt und Noth
Dich lange Jahr' ohne Ruh',
Dann ſchnürt dir zum Lohne der grimme Tod
Hohnlachend die Gurgel zu! —

Das iſt gottesläſterlich, Vater! ſagte Sibylle vorwurfsvoll.

Ritterhauſen zuckte abermals die Achſeln und blickte zum Fenſter hinaus.

Auch Sibylle ſchwieg und träumte ſtumm weiter. Sie wußte ja, daß ſie mit ihrem Vater, den ſein Leiden zum Menſchenfeind und zum Skeptiker gemacht hatte, ſich über Fragen wie die angeregte nicht verſtändigen würde. Und darum verſchloß ſie ihre Gedanken vor ihm, wie ſie ſo vieles andere ſtill in ihrer Bruſt verſchloß. Aber doch hatte etwas wie eine Ermuthigung für ſie in den Worten ihres Vaters gelegen. In dem nämlich, was er geſagt über die männliche Weiſe, ein Ziel zu verfolgen. Auch ſie verfolgte trotz aller Hemmniſſe auf ſolche männliche Weiſe ein Ziel, einen beſtimmten Zweck — und wenn ihr Muth, ihre Zuverſicht auf einen endlichen Sieg auch oft ſinken, wenn ihr

Herz auch in dunkeln Stunden hoffnungsvoll verzagen wollte — ſie ermannte ſich immer wieder und rief ſich zu, wie ſie es in dieſem Augenblick that: beharrlich und treu!

Du haſt ſchärfere Augen, Sibylle, ſagte nach einer langen Pauſe der Hammerbeſitzer — blicke doch einmal nach der Rheider Burg hinauf.

Und was ſoll ich da ſehen? fragte Sibylle ſich erhebend und hinter den Stuhl ihres Vaters tretend, von wo aus man den freieſten Blick auf den hochragenden Edelſitz hatte.

Es ſcheint mir da oben ein ungewöhnliches Leben zu herrſchen, verſetzte Ritterhauſen.

Sibylle ſchaute eine Weile hin, ihre Hand über die Augen haltend, weil das Sonnenlicht ſie blendete. Dann ſagte ſie:

Es iſt wahr, man wirft Fenſter auf, und es bewegen ſich einzelne Geſtalten im Innern an den Fenſtern vorüber.

Was mag das zu bedeuten haben?

Gott weiß es, antwortete ſie in auffallender Unruhe — ich will hinaufgehen, um näher nachzuforſchen.

Das halte ich für ebenſo überflüſſig als auffallend, Sibylle, bemerkte Ritterhauſen.

Aber das junge Mädchen ließ ſich nicht irremachen. Sie brachte die Bewegung da oben in der Rheider Burg mit ihrem Deſerteur, dem ſie aus Mitleid mit ſeiner Lage dort ein Verſteck gezeigt hatte, in Verbindung, und die Unruhe trieb ſie, ſich ſelbſt von dem, was vorgehe, zu überzeugen.

Darum nahm ſie Hut und Umſchlagetuch und verließ das Gartenzimmer, um auf ihrem gewöhnlichen Wege, durch den Garten und über den Steg, der den Fluß überbrückte, hinaufzugehen. Es konnte ja auch niemand befremden, wenn ſie heute ein wenig früher als an andern Tagen ihren Spaziergang zur Burg hinauf machte.

Ritterhauſen blieb allein, ſeinen Gedanken überlaſſen, eine Geſellſchaft, welche er viel zu oft und zu lange genoſſen hatte, als daß ſie ihm ſehr unterhaltend geweſen wäre. In ſeinem Egoismus feſſelte er deshalb auch ſeine Tochter, ſeinen einzigen Umgang, fortwährend an ſein Krankenzimmer und erlaubte ihr willig nur dann ihn zu verlaſſen, wenn die Leitung des Geſchäftes, das er ihr ganz übertragen hatte, ſie gebieteriſch abrief. Sie war jetzt ſchon ſeit Jahren nicht für einen einzigen Tag abweſend geweſen von dem väterlichen Hauſe. Und ſtatt daß Ritterhauſen ſich geſagt hätte, dieſe Einſamkeit und dieſer Mangel an Zerſtreuungen gebe ihrem Geiſte ganz natürlich eine ſchwermüthige und dem Leben ſich abwendende Richtung, zog er es vor, ſeinen Egoismus zu beſchönigen, indem er ſich umgekehrt vorſagte, da ihr Gemüth eine ernſte und ſchwermüthige Richtung beſitze, ſo entbehre ſie die Zerſtreuungen und die Genüſſe nicht, welche die Geſelligkeit und der Aufenthalt in einer Stadt, im Mittelpunkt bewegter Verhältniſſe darbieten.

So viel iſt gewiß, Sibylle verlangte nicht nach ihnen. Es kam ihr nie in den Sinn, daran zu denken, ihre Exiſtenz ſei ein Opfer, welches ſie der kindlichen Liebe bringe. Vielleicht war das auch nicht ganz der Fall. Vielleicht brachte ſie dies Opfer eigentlich einem ganz andern ſie beherrſchenden Gedanken. Genug, ſie ſchien völlig zufrieden mit dieſer Exiſtenz, welche ſie mit unnachlaſſender Beharrlichkeit der Pflege ihres Vaters und der ſachkundigſten Verwaltung des Hammers widmete. Bei dieſer Verwaltung zeigte ſie eine bewundernswürdige Umſicht. Allerdings iſt dieſe Art induſtrieller Betriebſamkeit durch ihre Einfachheit mehr als jede andere geeignet, von einer Frau geleitet zu werden. Fleiß, Ordnung und die regelrechte Ausbeutung gewiſſer auf den einzelnen Werken geheim gehaltener, gewöhnlich ererbter Kunſtgriffe, Manipulationen und Verfah-

rungsweiſen reichten damals noch aus, den Betrieb gewinnbringend zu machen. Sibyllens Ueberwachung erzielte dieſes Ergebniß in auffallendem Maße, ja ſo ſehr, daß Ritterhauſen auch da willig ihren Anordnungen freien Lauf ließ, wo er ſelbſt anderer Anſicht war.

Sie hat einmal Glück, ſagte er ſich, und ſie verſteht Geld zu machen wie ein Wucherer!

Er wollte jetzt eben ein auf der Fenſterbank neben ihm liegendes Buch zur Hand nehmen, um damit die Zeit zu tödten, als er aufſchauend zu ſeiner Ueberraſchung gewahrte, daß Sibylle, raſchen Schrittes zurückkehrend, durch den Garten daherkam, und zwar nicht allein, ſondern gefolgt von einem Manne in grüner, auf allen Nähten mit breiten goldenen Treſſen bedeckter Jägerlivree.

Was iſt das? ſagte Ritterhauſen ſich aufrichtend, — ein herrſchaftlicher Jäger, der gerade ausſieht, als gehöre er unſerm franzöſiſchen Landesherrn, ſo glänzend iſt er ausſtaffirt!

Seltſame Neuigkeiten, Vater, rief Sibylle in dieſem Augenblick, die Treppe aus dem Garten hinaufeilend und ziemlich außer Athem in das Zimmer tretend. Denken Sie ſich, die Burg hat einen neuen Herrn, einen franzöſiſchen Grafen, und der iſt oben im Schloſſe mitſammt dem Großherzog ſelber und einer ganzen Suite Herren vom Hofe ...

In der That? rief Ritterhauſen aus. Nun, ins Teufels Namen! Ich ſehe nicht ein, weshalb du ſo aufgeregt darüber biſt!

Ich bin es deshalb, weil dieſer Mann hier uns anzukündigen kommt, daß wir den Beſuch der Herren zu gewärtigen haben. Da ſie die Burg oben ganz leer gefunden haben und der alte Claus außer Stande iſt, ihnen Erfriſchungen zu bieten, ſo wollen ſie ſich herablaſſen, den Hammer mit ihrer Gegenwart zu beehren, und ſeine Gaſtlichkeit in Anſpruch zu nehmen.

Ritterhauſen machte große Augen.

Welche Ehre, ſagte er mit einem Lächeln, das doch etwas von geſchmeichelter Eitelkeit verrieth. So mußt du eben alles aufbieten, was Küche und Keller vermögen, um die Herrſchaften anſtändig aufzunehmen.

Ich denke, ſie werden mir ſo viel Zeit laſſen, um für etwas zu ſorgen! Hätten ſie ſich doch früher angemeldet!

Eins bitte ich mir aber aus, mein Kind, fuhr Ritterhauſen fort. Fange damit an, daß du deine Toilette machſt, damit du jedenfalls zur Hand biſt, wenn ſie kommen. Ich kann ſie nicht empfangen, und du darfſt nicht fehlen, ihnen die Honneurs zu machen.

So werde ich mich in Einem ankleiden und zugleich in Küche und Keller umherziehen müſſen; denn anders wird es nicht gehen, verſetzte Sibylle.

Das junge Mädchen verſchwand jetzt durch eine Seitenthür; der Jäger, der bisher in der offenen Gartenthür ſtehen geblieben war, wollte ihr folgen, als Ritterhauſen ihm winkte.

Setzen Sie ſich, guter Freund, ſagte er, Sie werden müde ſein — verſtehen Sie deutſch?

Der Jäger verſtand deutſch.

So ſagen Sie mir, wer iſt denn der neue Herr da oben in der Rheider Burg?

Der Herr Graf von Epaville.

Graf von Epaville, — habe nicht die Ehre, das Geſchlecht der Grafen von Epaville zu kennen. Woher iſt der Mann?

Der Herr Graf ſind in Belgien daheim.

Ein Belgier — ſo, ſo; und im Dienſt?

Oberſt und Flügeladjutant bei Sr. großherzoglichen Hoheit.

Und wie kommt der Herr Oberſt und Flügeladjutant zu der Rheider Burg, wenn man fragen darf?

Der Herr Oberſt ſind von der Spielpartie des gnädigſten Herrn, antwortete lächelnd der Jäger.

Von der Spielpartie? Das heißt doch nicht, daß er die ganze Burg mit allem Zubehör dem Großherzoge im Spiele abgewonnen hat?

Ich bin nicht dabei geweſen, verſetzte der Jäger, aber in der Antichambre erzählte man ſich's.

Alle Teufel! fluchte Ritterhauſen zwiſchen den Zähnen. Nun werden wir in den nächſten Tagen im bergiſchen Moniteur leſen, daß die Domäne Rheider Burg als Nationalbelohnung für ſpecielle treue Dienſte zur Dotation des Grafen von Epaville angewieſen ſei! — Die Peſt hole die Wirthſchaft!

Nachdem Ritterhauſen eine Zeit lang ſeinen patriotiſchen Verdruß ſtill verarbeitet hatte, hub er wieder an zu fragen:

Und was für eine Art Menſch iſt dieſer Herr Graf? Iſt er alt oder jung, verheirathet oder nicht?

Er iſt ſo ungefähr zwei- bis vierunddreißig Jahre alt, und, ſoviel ich weiß, unverheirathet, verſetzte der Jäger. Er hat früher in der Marine gedient, und iſt dadurch zuerſt mit dem Herrn Großherzog, der Großadmiral von Frankreich iſt, wie Sie wiſſen werden, in Verbindung gekommen.

Alſo ein Marineoffizier?

Eine Zeit lang wenigſtens, antwortete der Jäger; zu uns iſt er nicht als Marineoffizier gekommen. Es iſt ein vornehmer Herr, ein Vetter oder Neffe des Herzogs von Anglure im Weſtfäliſchen drüben ...

Habe nicht die Ehre, fiel Ritterhauſen ſpöttiſch ein ... Und dieſer Graf Epaville ſteht alſo wol ſehr hoch in Gnaden bei unſerer Hoheit?

Er macht mit dem Grafen Beugnot und dem Grafen Neſſelrode immer ſeine Spielpartie.

Nun, wir werden den Herrn ja zu ſehen bekommen, verſetzte Ritterhauſen und bewegte dann die kleine Schelle, welche neben ihm ſtand. Als ein Dienſtmädchen erſchien, deſſen gerötheten Geſicht man anſah, wie ſehr juſt eben ihre Thätigkeit in Anſpruch genommen wurde, befahl er, dem grünen Herrn eine Flaſche Wein in der Küche aufzutragen und der Jäger entfernte ſich.

Nach einer kurzen Zeit kam Sibylle zurück. Sie hatte ein Kleid von ſchwerer brauner Seide angezogen und um ſich die Minuten, welche eine neue Friſur gekoſtet hätte, zu ſparen, hatte ſie ein kleines Spitzenmützchen mit gelbem Bande aufgeſetzt, was zu ihren ernſten Zügen außerordentlich gut ſtand. Sie ordnete nun das Gartenzimmer, beſeitigte ihre großen Bücher, überdeckte den runden Tiſch mit ſchneeweißem Damaſt, und dann beſetzte ſie ihn mit Geſchirren, welche damals freilich wenig von dem Werthe hatten, den ſie in unſerer Schätzung heute einnehmen. Es waren Teller von ausgezeichneter Majolica oder japaniſchem Porzellan, prächtige geſchliffene Humpen, und Silbergeräthe von ſchönſter Renaiſſanceform.

Die Herrſchaften, ſagte ſie dabei zu ihrem Vater, der ihr ruhig zuſchaute, die Herrſchaften werden meinen, ſie kommen in einen Trödlerladen, wenn ſie all das altfränkiſche Geſchirr ſehen. Aber ich kann es ihnen nicht beſſer vorſetzen.

Nun es hat unſerer ſchönen Kurfürſtin Anna und dem guten Johann Wilhelm von dem alten Geſchirr recht wohlgeſchmeckt, wenn ſie zu meines Großvaters Zeit am Rheider Hammer vorüberkamen und bei dem alten Herrn, der in ſondern Gnaden bei ihnen ſtand, einen Imbiß nahmen — ich meine deshalb, unſere jetzige Landesherrſchaft wird auch damit zufrieden ſein können

— ſie hat auch nicht immer von Silber und Vermeille geſpeiſt!

Die Seitenthür öffnete ſich und das Dienſtmädchen und der Jäger erſchienen, beladen mit Schüſſeln, die gefüllt waren mit allerlei Gegenſtänden einer kalten Küche; der Jäger half ordnen und ſo ſtand bald ein Imbiß auf dem Tiſche, dem man nicht anſah, wie ſehr er improviſirt war. Sibylle gab der Magd die nöthigen Anweiſungen für die Herbeiſchaffung deſſen, was der Keller an gutem Wein enthielt — es waren immer einige verſiegelte Flaſchen für außergewöhnliche Fälle in Herrn Ritterhauſen's Keller — und dann ging ſie in den Garten hinab, um ein paar Blumenſträuße für die Vaſen, die auf dem Kaminſims ſtanden, zu pflücken.

In dieſer Beſchäftigung wurde ſie jedoch unterbrochen. Sie hatte geglaubt, daß die erwarteten Gäſte von der Burg den längern Fahrweg herab zu Wagen kommen und vor dem Hauſe vorfahren würden. Statt deſſen hatten die Herren ſich den freilich viel kürzern Fußweg herunterführen laſſen, auf welchem ſie jetzt über den Steg in den Garten gekommen waren. Sibylle hörte plötzlich lebhafte Stimmen in franzöſiſcher Sprache ganz dicht in ihrer Nähe, und ehe ſie noch ſich zurückziehen konnte, ſtand eine breite Männergeſtalt vor dem Eingang der dunkeln Laube, in welcher ſie eben ihre Blumen auf einem alten Steintiſch in zwei Bouquets zu ordnen beſchäftigt war.

Wer die breite Männergeſtalt war, darüber konnte Sibylle ſich nicht täuſchen. Sie hatte oft genug Porträts dieſes Mannes, der jetzt ihr Landesherr war, geſehen. Joachim Murat, Marſchall und Großadmiral von Frankreich, war ſeit einigen Monden ſouveräner Herzog von Berg.

Sibylle war erſchrocken, einmal weil ſie ſo überraſcht wurde und dann über das merkwürdige Ausſehen der Geſtalt, welche

vor ihr ſtand. Das Geſicht Murat's ſtreifte ſehr nahe an Häßlichkeit. Die dunkeln Augen leuchteten zwar ebenſo freundlich wohlwollend wie feurig das junge Mädchen an, aber das Antlitz mit der breiten platten Naſe und dem ſeltſamen fahlen ſchwärzlichen Teint war weit entfernt anziehend zu ſein; und ganz ſeltſam war nun vollends der Anzug des Großherzogs. Dieſer Anzug hatte einen durchaus militäriſchen Charakter, aber er ſtand nicht im geringſten in Uebereinſtimmung mit irgendeiner reglementmäßigen Uniform irgendeines franzöſiſchen oder bergiſchen Corps. Murat trug einen dunkelblauen Rock von Sammt, der mit ſchweren goldenen Schnüren beſetzt war; dazu weiße Kaſimir-Beinkleider mit breiten goldenen Streifen und feine ungariſche Huſarenſtiefel von rothem Maroquin mit goldnen Sporen. Sein Haupt bedeckte eine rothe viereckige Mütze, in der Form einer Ulanen-Czapka, an der eine koſtbare Diamantagraffe glänzte, welche letztere den hohen Reiherbuſch, der von zwei großen weißen Straußfedern umwogt war, feſthielt.

Wir kommen als ungeladene Gäſte in Ihr Haus, Mademoiſelle, ſagte Murat mit großer Freundlichkeit, aber in ſehr gebrochenem Deutſch zu dem jungen Mädchen.

Die Ehre iſt alſo deſto größer für uns, verſetzte Sibylle ſich tief verbeugend.

Aber auch die Laſt, die wir Ihnen verurſachen!

Wenn Ew. Hoheit fürliebnehmen will mit dem, was ein bergiſches Bürgerhaus zu bieten vermag, ſo iſt das eine ſo große Gnade für uns ...

Murat ließ ſie nicht ausreden.

Welche ſchönen Sträuße machen Sie da, fuhr er fort — wenn einer davon für mich beſtimmt iſt, ſo geben Sie ihn mir ... Sie ſehen, ich brenne, ein ſolches Geſchenk von Ihnen zu erhalten!

Sibylle nahm eine weiße Roſe aus der noch ungeordneten Blumenfülle vor ihr und überreichte ſie dem Großherzog.

Merci, mein Kind, ſagte er, obwol ich lieber geſehen, daß ſich Ihr Cadeau in die Farben eines etwas lebhaftern Gefühls gekleidet hätte. — Ai-je bien dit cela? wandte er ſich lachend zu einem Herrn des Gefolges, der hinter ihm ſtand.

Merveilleusement bien, Altesse, verſetzte dieſer lächelnd.

Aber, fuhr Murat zu dem jungen Mädchen gewendet fort, Sie bewahren ſo etwas ſicherlich für Ihren neuen Nachbar auf, den ich Ihnen hiermit präſentire — der Herr Graf Antoine von Epaville!

Der hinter dem Großherzog ſtehende Herr verbeugte ſich mit einer gewiſſen nachläſſigen und hochmüthigen Grazie. Es war ein kaum mehr junger Mann, von ſchlanken feinen Formen und edlen ariſtokratiſchen Zügen, über welchen aber die Abſpannung und die Farbloſigkeit lag, welche die Folge einer leidenſchaftlichen Natur iſt, die ſich in Lebensgenüſſen erſchöpft hat. Er war in die Uniform des großherzoglichen Gardelancierregiments gekleidet, welches Murat's Lieblingsſchöpfung war — in jene auffallende weiße Uniform mit amaranthfarbenen Aufſchlägen und Rabatten und mit polniſchen Czapkas, eine Ausſtattung, welche, als das Regiment ſpäter nach Spanien beordert wurde und vor Napoleon in Bayonne die Revue paſſirte, bei dem Kaiſer ſehr wenig Beifall errang. Er wendete nämlich dem Regiment den Rücken zu mit den Worten: Voilà la garde harlequine de Murat, und befahl, ſie ſofort in grüne Chaſſeuruniformen zu ſtecken.

Der Graf Antoine von Epaville, der Flügeladjutant des Großherzogs und eben in ſeinen neuen Beſitz eingeführter Herr der Rheider Burg, heftete ſeine dunkeln, von langen Wimpern beſchatteten Augen in einer Weiſe auf Sibylle, welche dieſer in

hohem Grade misfiel, und indem ſie das junge Mädchen verletzte, ihr damit auch ihre ganze Faſſung wiedergab, die ſie durch die plötzliche Erſcheinung des Herzogs im erſten Augenblick verloren hatte. Der Graf Antoine bewunderte augenſcheinlich ihre auffallende Schönheit, ſie ſchien ihn zu überraſchen, aber ſeine Blicke hatten dabei eine Sprache, welche Sibyllen das Blut in die Wangen trieb.

Nun, hob Murat wieder an, werden Sie den neuen Nachbar nicht bewillkommnen, indem Sie ihm auch eine Roſe, und zwar eine recht feurige, rothe ſchenken?

Ich bitte, ſagte Sibylle ernſt, ohne die Frage zu beantworten — ich bitte Eure Hoheit ins Haus zu treten ...

Sie wollen ihm keine Blumen ſchenken? Aber das iſt nicht freundlich von Ihnen, liebes Kind, für einen fremden Herrn, der mit dem beſten Willen kommt, eine gute Nachbarſchaft zu halten.

O, ich hoffe mir ein ſolches Geſchenk ſchon ſpäter zu verdienen, wenn nicht ſo viele Zeugen dabei ſind! fiel mit eitelm Lächeln der Graf Antoine ein.

Schwerlich, Herr Graf, verſetzte Sibylle durch das Weſen des Grafen von Epaville immer mehr gereizt, mit ruhigem Stolz — meine Roſen gehören wol nicht in das Bouquet der Blumen, die Ihnen das Leben bietet!

Murat lachte laut auf.

Nun, da ſind Sie ſchön abgefahren, Graf, ſagte er, — es lautet wie eine Kriegserklärung — da ſehen Sie gleich, wie wahr der alte Spruch iſt: Qui terre a, guerre a!

Hoheit, wollen Sie jetzt nicht geruhen, näher zu treten? ſagte Sibylle, der es unheimlich wurde, durch die Gruppe der den Eingang der Laube belagernden Herren ſo lange in dieſer eingeſchloſſen gehalten zu werden.

Weshalb ſollen wir denn ins Haus eintreten, mein ſchönes Kind — iſt es hier nicht im Freien beſſer? fragte Murat. Das Wetter iſt herrlich. Und die Laube hat Raum für uns alle. Laſſen Sie uns hier bleiben.

Aber Hoheit, verſetzte das junge Mädchen, ich hatte gehofft, Sie würden geruhen, einige Erfriſchungen anzunehmen, ſo gut, wie wir ſie ohne alle Vorbereitung bieten konnten ...

Und die haben Sie drinnen arrangirt — nun, was thut es? Laſſen Sie alles herausbringen, hierher!

Sibylle war über dieſen Einfall des Großherzogs ſehr betroffen. Ihr ganzes Arrangement im Gartenzimmer war umſonſt gemacht. Aber was war zu thun? Der Wunſch des gnädigſten Herrn war ein Befehl, dem nicht weiter widerſprochen werden durfte. Sie räumte ihre Blumen beiſeite und verließ die Laube. Murat, der im Eingang ſtand, machte ihr dabei ſo wenig Platz, daß ſie ſich vollſtändig an ihm vorüberdrängen mußte und zugleich ſah er mit einem ſolchen Lächeln auf ſie nieder, daß Sibylle wiederum dabei das Blut ins Geſicht ſchoß und Hals und Wangen bis unter die Haarwurzeln purpurroth färbte. Sie eilte dann durch den Garten und ins Haus, um raſch ihrem Vater Kunde von dem veränderten Arrangement zu geben und zugleich haſtig die Hand ans Werk zu legen. Ein Lakai, der mit den Herrſchaften gekommen war, und der Jäger leiſteten ihr dienſtbefliſſen Hülfe. So ward ohne Zögerung alles, was im Gartenzimmer ſervirt ſtand, auf dem runden Steintiſch in der Gartenlaube aufgeſtellt. Während Sibylle dabei ab- und zuging, unterhielten ſich die Herren — es waren außer dem Großherzog und dem Grafen Antoine noch zwei andere Herren da — lebhaft lachend, in franzöſiſcher Sprache, die Sibylle nicht hinreichend gut verſtand, um einer ſolchen Converſation folgen

zu können. Deſto peinlicher fiel ihr die Aufgabe, welche ihr geworden war.

Murat ſprach den Erfriſchungen mit ſehr gnädigem Appetit zu. Er leerte in unglaublicher Schnelligkeit eine Flaſche uralten Rheinweins aus dem ſchönſten der geſchliffenen Gläſer, das Sibylle vor ihm aufgeſtellt hatte.

Aber nun, ſagte er endlich zu dem jungen Mädchen, haben Sie lange genug die unermüdliche Wirthin gemacht und ſind hin- und hergelaufen. Ich dulde nicht, daß Sie ſich länger ermüden, Mademoiſelle. Setzen Sie ſich zu uns. Ich beſtehe darauf, Sie mit dem Nachbar, den ich Ihnen gebracht habe, zu befreunden. Stoßen Sie mit ihm an auf gute Freundſchaft. Es hat noch keine Schönheit, ſagt man, ihn dauernd feſſeln können. Geben Sie ſich Mühe, ihn zu erobern. Rächen Sie Ihr Geſchlecht. Sie ſehen, es verlohnt ſich der Mühe. Und wenn er die Segel vor Ihnen geſtrichen hat, dann wenden Sie ſich an mich. Wir werden Priſengericht über ihn halten und ich werde ihn unbedingt condemniren — dafür bin ich Großadmiral von Frankreich. Nun, nehmen Sie dies Glas und trinken wir auf ſein Glück in dieſem ſchönen Thale!

Sibylle konnte ſich dieſer Aufforderung nicht entziehen, obwol ſie plötzlich tief erſchrocken war. Die merkwürdige Prophezeiung des Spielmanns von dem Sarge mit den großen Wappen war ihr nämlich bei den letzten Worten des Großherzogs — ſie wußte nicht, durch welche Gedanken-Combination — unwillkürlich durch den Sinn gefahren, und erblaſſend ſagte ſie raſch, ohne ihre Worte lange zu überlegen:

Dies Thal, fürchte ich, bringt dem Herrn kein Glück. Er thäte wohl, wenn er es heute wieder verließe und es nie mehr beſuchte.

Und weshalb? ſagte der Graf Antoine, betroffen von dem bittern Ernſt, womit Sibylle geſprochen hatte.

Ich weiß es nicht, antwortete das junge Mädchen, verwirrt werdend und verlegen über die eigenen Worte.

Wenn Sie ſo dunkle und ernſte Prophezeiungen ausſprechen, ſo müſſen Sie uns auch geſtehen, warum Sie es thun, welchen Grund Sie dazu haben, Mademoiſelle, fiel Murat ein, Sibylle verwundert anblickend.

Sibylle, nur noch verwirrter werdend durch alle die Blicke, welche ſie fragend auf ſich gerichtet ſah, wußte anfangs nicht, was antworten. Dann aber faßte ſie ſich, und mit einer gewiſſen Befriedigung bei dem Gedanken, daß ſie dem Grafen, deſſen Perſönlichkeit ihr ſo entſchieden misfiel, einen unbehaglichen Augenblick machen könne, verſetzte ſie lächelnd:

Verzeihen Sie, Hoheit — ich habe zuweilen Augenblicke, wo ich mich für etwas wie eine Wahrſagerin halte — ich hatte ſoeben ſolch einen Anfall — ich glaubte ein Unglück für den Grafen vorauszuſehen. Es iſt gewiß ſehr kindiſch von mir, daß ich meine lächerlichen Einfälle nicht für mich behalte! Und jetzt erlauben Sie mir, Hoheit, daß ich gehe, um zu meinem Vater zurückzukehren.

Bedarf der Ihrer ſo ſehr? fragte Murat mit einem nicht ganz gnädigen Stirnrunzeln. Warum ſehen wir den Herrn vom Hauſe nicht?

Mein Vater iſt krank — er iſt gefeſſelt durch ein unbarmherziges Gichtleiden, ſonſt würde er längſt Ew. Hoheit ſeinen Dank für die Ehre zu Füßen gelegt haben, welche —

Das iſt etwas anderes, fiel Murat verſöhnt ihr ins Wort. Dann entlaſſen wir Sie in Gnaden, Mademoiſelle, obwol Sie eine Unglücksprophetin waren, — pflegen Sie Ihren Vater und ſagen Sie ihm unſern Dank für die Gaſtfreundſchaft, welche ſein Haus uns gewährt.

Und mit einem ſehr gnädigen Kopfnicken entließ Großherzog Murat das junge Mädchen, das froh und erleichtert ſich entfernte.

Als ſie zu ihrem Vater zurückkam, richtete ſie ihm die Worte des Großherzogs aus; Ritterhauſen äußerte ſeine Zufriedenheit, daß er alſo von der perſönlichen Gêne eines Beſuchs des Herrn verſchont bleiben werde — im Grunde ſeines Herzens wurmte es ihn, daß ihm dieſe Ehre nicht erwieſen wurde.

Murat hatte aus den Worten Sibyllens geſchloſſen, daß der Hausherr bettlägerig ſei und deshalb ſich der Pflicht eines Beſuchs im Hauſe überheben zu können geglaubt. Es machte ihn deshalb betroffen, als der Graf von Epaville ſagte:

Ich ſehe drüben einen Mann am Fenſter ſitzen, der mir ganz das Anſehen des Hausherrn hat und uns mit merkwürdig gerunzelter Stirn betrachtet. Sehr krank ſcheint er mir aber nicht zu ſein!

Der Großherzog warf einen Blick in der von ſeinem Flügeladjutanten angedeuteten Richtung und ſah ebenfalls den düſterblickenden Kopf des Hammerbeſitzers hinter den Scheiben des Fenſters.

Iſt das der Hausherr, Joſeph? fragte er den in der Nähe ſtehenden Jäger.

Ja, Hoheit! verſetzte dieſer.

Ma foi, ſagte Murat ſpöttiſch lächelnd, man ſcheint hier das Glück unſerer Herrſchaft nicht ſehr lebhaft zu empfinden!

Ich glaube, nahm der zweite Begleiter Murat's, der Graf Neſſelrode, das Wort, Monſieur Ritterhauſen ſteht überhaupt in dem Rufe, etwas wie eine mauvaise tête zu ſein!

Deſto beſſer, bemerkte der dritte im Gefolge, der Graf Beugnot, daß Ew. Hoheit unſern Freund Epaville der Familie zum Nachbar gegeben haben. Er iſt ganz der Mann dazu, in

dieſem Kreiſe Propaganda für die franzöſiſche Liebenswürdigkeit zu machen.

Glauben Sie, Beugnot, daß ihm das hier gelingen wird? Die junge Dame hatte nicht viel Ermuthigendes für ihn.

Nun, der Ermuthigung bedarf Graf Epaville auch nicht. Ich glaube, er wagt ſich auch ohne ſie vor.

Das glaube ich Ihnen; es iſt nur die Frage, ob es ihm hier etwas anderes einbringt als ein zerkratztes Geſicht und ein blaues Auge, lachte Murat. Dieſe junge Dame ſah mir beinahe aus, als ob ſie einen Dolch im Strumpfband ſtecken habe wie eine Spanierin!

Das könnte man ja unterſuchen, ſagte mit ſeiner hochmüthigen Ruhe der Graf von Epaville.

Mein theurer Graf, fiel Neſſelrode ein, wagen Sie ſich da nicht zu weit. Nehmen Sie ſich vor dem düſtern Kopfe da in Acht, der hinter dem Fenſter her jetzt eben wieder auf uns ſchaut.

Wahrhaftig, er ſieht aus wie ein Jettatore, bemerkte Murat.

Und hat Ihnen ſoeben nicht die ländliche Schöne prophezeit, daß Sie Unglück in dieſem Thale haben würden? ſagte Beugnot.

Der Graf von Epaville zuckte die Achſeln. Was wäre ein Sieg, der ohne Gefahr und Mühe erlangt werden kann? ſagte er.

Ich wette, Epaville, Sie erleiden hier eine Niederlage! rief der Großherzog.

Die Wette gilt. Wenn ich oben in meinem alten Schloſſe erſt eingerichtet bin, und Hoheit mich dann mit Ihrem Beſuche dort beehren, ſoll die junge Schöne die Honneurs des Hauſes machen!

Sie wollen ſie doch nicht etwa heirathen? fragte Murat.

Das nicht, Hoheit!

Wie iſt mir denn, fiel Beugnot ein, ich meine, ich hätte gehört, Sie wären verheirathet, Epaville?

Er? Verheirathet? rief der Großherzog überraſcht aus.

Grenzenloſe Verleumdung, entgegnete der Graf Antoine mit einem unmerklichen Erröthen. Sie wiſſen, Hoheit, Graf Beugnot hat die Leidenſchaft, ſchlechte Späße zu machen.

Nun, alſo, um was wetten wir? fuhr die Hoheit fort. Um einen ſchönen incruſtirten Dolch von florentiner Arbeit wider Ihren Türkenſäbel, Epaville!

Der Graf von Epaville erklärte ſich einverſtanden.

Meine Miniſter Beugnot und Neſſelrode ſind Zeugen und contraſigniren, ſagte Murat.

Aber nun, ſetzte er hinzu, brechen wir auf, meine Herren. Ich ſehe, der Wagen hält am Gartenthor.

Die Herrſchaften erhoben ſich und ſchritten dem Gitterthor zu, das neben dem Hauſe auf den freien Platz vor dem Hammer und auf die Landſtraße führte. Als ſie durch den Garten gingen, kam Sibylle aus dem Gartenſaale, um ihnen das Geleit zu geben. Murat nickte ihr einen Abſchied zu, mit einer gewiſſen kalten Gnädigkeit, als ob er von dem Empfang, der ihm auf dem Hammer geworden, nicht übermäßig befriedigt ſei. Der Graf von Epaville machte ihr eine tiefe Verbeugung, welche Sibylle ebenſo kühl erwiderte wie Murat die ihrige. Und dann ſtiegen die Herrſchaften in den vierſpännigen eleganten Hofwagen, der ſie auf die Rheider Burg gebracht hatte, und ſo rollten ſie in die Reſidenz zurück.

Fünftes Kapitel.

Der Graf von Epaville.

In die leeren Gemächer der Rheider Burg war wenigſtens etwas Geräuſch und Leben zurückgekehrt, ſeit Antoine von Epaville aus der nahen Hauptſtadt ein paar Handwerker herausgeſchickt hatte, welche ihm einige Zimmer in bewohnbaren Stand ſetzten und mit den mitgebrachten Möbeln einrichteten. Er ſelbſt war die beiden erſten Tage am Morgen herausgekommen, um ſein neues Beſitzthum genau in Augenſchein zu nehmen, und abends in die Stadt zurückgeritten. Am Nachmittage des dritten Tages hatte ein Diener ein großes Schreiben von der Burg herab dem Hammerbeſitzer überbracht, geſiegelt mit einem großen Wappen im Fürſtenmantel und mit einer Herzogskrone darüber. Ritterhauſen hatte es erbrochen und während Sibylle das Couvert an ſich nahm und das Siegel aufmerkſam betrachtete, las der Hammerbeſitzer die Depeſche mit einem Geſicht, welches ſich in immer düſterere Falten verzog.

Der Inhalt des Schreibens lautete:

Mein Herr!

Aus den mit meinem neuen Beſitzthum mir übergebenen, dazu gehörigen Archivalien und Actenſtücken erhellt in unzweifelhafter Weiſe:

Daß das in Ihrem Beſitz befindliche Hammerwerk nebſt allem Zubehör infolge eines Zeitpachtvertrages mit den frühern Eigenthümern der Rheider Burg von Ihnen innegehabt wird.

Sie haben dieſen Charakter Ihres Beſitzrechtes beſtritten und für daſſelbe die Natur eines Erbpachtverhältniſſes in Anſpruch genommen.

Jedoch iſt der über die letzte Frage mit dem Eigenthümer, dem verſtorbenen Herrn von Huckarde, geführte Proceß für Sie in allen Inſtanzen verloren gegangen.

Die Rechtsnachfolgerin des Herrn von Huckarde, die pfälziſche Domänenverwaltung, hat von dieſen gegen Sie erſtrittenen Urtheilen keinen Gebrauch gemacht, ſondern Sie im Beſitz des Hammers gelaſſen und von Ihnen nach wie vor den alten Pachtzins entgegengenommen — aus Motiven, über welche die Acten nicht Auskunft geben und über die mir kein Urtheil zuſteht.

Darauf geſtützt haben Sie dann, als die pfälziſche Adminiſtration aufhörte, bei der ihr nachfolgenden großherzoglich bergiſchen Verwaltung die Ablöſung Ihres Erbpachtverhältniſſes beantragt und die letztgenannte Domänenverwaltung iſt ohne gründlichere Unterſuchung der Sache hierauf eingegangen, hat Ihre Anträge genehmigt und die Ablöſungsſumme fixirt, die Sie zu zahlen bereits begonnen haben.

Ich habe als Rechtsnachfolger der Domänenadminiſtration jedoch ſofort wider dies Ablöſungsverfahren Proteſt erhoben, da es auf durchaus falſchen Vorausſetzungen beruht.

Indem ich Ihnen dies mittheile, füge ich hinzu, daß ich

den lebhaften Wunſch hege, dieſe Angelegenheit mit Ihnen in friedlicher und ſummariſcher Weiſe zu ordnen, und wird es mir ein Vergnügen ſein, dieſen meinen Wunſch Ihnen perſönlich zu beweiſen, ſobald Sie mich beſuchen wollen, um über die Erledigung der Sache ſich mit mir zu bereden.

Ich bin, mein Herr, mit großer Achtung
der Graf A. von Epaville.

Der Hammerbeſitzer ſtieß ein paar derbe Flüche aus, nachdem er dieſen Brief geleſen und reichte ihn ſeiner Tochter. Die letztere wechſelte die Farbe, als ſie das Schreiben überflog.

Die Sache iſt mislich für uns, ſagte ſie. Dieſer Graf von Epaville iſt, fürchte ich, kein guter Menſch und wir werden mit ihm zu keinem Ende kommen, ohne ſchwere Koſten und große Opfer.

Die Einladung, zu ihm zu kommen, hat etwas Spöttiſches, bemerkte Ritterhauſen. Er weiß ja, daß ich mich nicht bewegen kann! Denkt er am Ende, ich würde dich ſenden?

Das iſt möglich, antwortete Sibylle, aber dann würde er irren, ich würde zu dieſem Menſchen nicht gehen!

Ritterhauſen ſchwieg eine Weile, dann ſagte er:

Es iſt fürs erſte und bevor ich irgend eine Antwort ertheile, nöthig, mit unſerm Advocaten zu reden. Schreibe ihm ein paar Zeilen, um ihn zu uns zu bitten.

Sibylle erhob ſich, um den Wunſch ihres Vaters zu erfüllen, und zog ſich in ein an den Gartenſaal ſtoßendes Zimmer zurück, ihr kleines Wohnzimmer, wo ihre Blumen, ihre Bücher, ihr Arbeitskorb ſtanden, wohin ſie ſich flüchtete, wenn ſie müde war von der Anſtrengung des Tages, von der oft ſo drückenden Aufgabe, ihren Vater zu unterhalten und zu erheitern. Es war ein hübſcher, ſauber gehaltener kleiner Raum, an deſſen Wänden zwei Kupferſtiche hingen, welche Scenen aus Klopſtock's „Meſſias"

darſtellten; unter dieſen Bildern ſtand eins jener altfränkiſchen und doch ſo bequemen Schreibpulte, an denen man einen cylinderförmigen Deckel durch einen Zug auf- und zurollen läßt. Sibylle öffnete dieſes Möbel und ſetzte ſich davor nieder; aber ſtatt die Feder zu ergreifen, um den Brief an den Advocaten zu ſchreiben, ſtützte ſie lange das Haupt auf den Arm und ſchien ſich ihren Gedanken hinzugeben. Dann zog ſie eine der Schiebladen auf und ein kleines Convolut von Briefen herausnehmend, begann ſie langſam zu blättern in dieſen zerleſenen, mit einer großen und flüchtigen Handſchrift bedeckten Papieren. Mehr und mehr von dieſer Lektüre gefeſſelt, verſank ſie endlich in ein tiefes Sinnen, die Augen ſtarr auf eine der Seiten heftend.

In der That, Sibylle, ſtand auf dieſer Seite geſchrieben, es iſt eine troſtloſe Philoſophie, aber was hilft es, der Lehrerin, welche uns darin Unterricht ertheilt, zu widerſprechen? Sie züchtigt diejenigen, welche nicht hören wollen, mit einer grauſamen Ruthe, — ſie, die boshafte, ſarkaſtiſche, unerbittliche Wirklichkeit. Glaube ja nicht, daß ich eine Befriedigung darin fände, wenn ich mich ihren Geboten ſklaviſch unterwerfe; daß ich gern und wie läſtige Feſſeln abwürfe, was die geiſtige Atmoſphäre, in der wir aufwachſen, mit ihrer frommen Gläubigkeit an Vorſtellungen und Anſchauungen und Grundſätzen in uns ernährt. Denkſt du, ich begriffe nicht die ganze Süßigkeit des Glaubens? Die ganze Glückſeligkeit der Tugenden, zu denen man uns ermahnt, als ob es nöthig wäre, den Menſchen zu etwas zu ermahnen, zu dem er ohnehin ſchon viel zu viel Neigung hat, zur Indolenz, zu der ſchwachſeligen Ergebung und der Hingabe an höhere Mächte, die ſo liebenswürdig ſind, ihn zu leiten und zu bevormunden, und ſeine Klagen und ſeine Bitten anzuhören, um immer gerade ſo viel davon zu erfüllen,

wie ihm nützlich und gut ist! O, es ist eine tröstliche, süße Lehre, dieser christliche Fatalismus und das Leben, das sich mit ihm erfüllt, hat etwas außerordentlich — Bequemes! Es legt sich in die von den rosigen Vorhängen der Mystik umschleierte Wiege des gläubigen Vertrauens; die Schutzengel schaukeln die Wiege und so träumt es sich süß durchs Dasein hin. Frömmigkeit, Treue, Pietät, Selbstverleugnung um des Nächsten willen, Sanftmuth und Friedfertigkeit, profitabler Ankauf von Wechseln auf den Himmel für billige Wohlthaten ... o wie ist all dieser geistige oder moralische Seelensybaritismus so süß, so mit dem Gefühl der Zufriedenheit und innern Ruhe erfüllend!

Es ist nur das Eine traurig, daß die Wirklichkeit uns zu bald aus diesen Lotosträumen auferweckt und mit einer Schrift, deren Züge eben so viele brennende Schmerzen sind, uns andere Lehren ins Herz schreibt! Daß sie uns sagt: dein Los ist Arbeit, ewige, rastlose Arbeit, bei der du alles von dir abwerfen mußt, was dich in deiner Thätigkeit hemmt, wie der arme Schwimmer, der sich mit seiner Arme Anstrengung in den wogenden Fluten oben erhalten muß und von sich abstreift, was ihn behindert, was seine Glieder fesselt. Verdamme mich nicht, Sibylle! Habe Mitleid mit mir! Ich bin ein solcher Schwimmer, und ich habe die letzte Kraft meiner Glieder, den letzten Odem meiner Brust nöthig, um mir zu helfen durch die Wellen, in welche das Leben mich hineingeschleudert hat. Daß ich alles, alles, was von meinem vergangenen Leben auf mir lastet, ab und hinter mich werfe, kannst du mir deshalb zürnen? Kannst du mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich die Banden und Fesseln des Gemüths zerreiße, daß ich die Heimat verlasse und daß ich dich verlasse?

Gewiß, wirst du sagen: es ist treulos von dir; nur ein Mensch ohne Herz und Seele kann so handeln.

Ich muß dein Urtheil über mich ergehen laſſen. Aber meine Entſchlüſſe ſtehen feſt. Ich kann nicht anders. Ich will mit meiner Arbeit dem Leben meine Exiſtenz abringen. Zu meiner Exiſtenz gehört die Hoffnung, daß ich das Haus meiner Väter, das Haus meiner Jugend wiedergewinne und daß du einſt darin an meiner Seite lebſt. Um dies zu erreichen, ſage ich dir jetzt Lebewohl, und ſage allen den Anſchauungen, den Ueberzeugungen, den Verhältniſſen Lebewohl, in denen ich aufgewachſen und erzogen bin. Ich werde auf nichts mehr vertrauen wie auf meine Arme. Meine Religion wird ſein: hilf dir ſelbſt und Gott wird dir helfen; und ſo ziehe ich aus in die fernſte Ferne, zu einem Volke, wo mein Bekenntniß das Bekenntniß der ganzen Staatsgeſellſchaft iſt, zu einem Volke, das täglich größer wird, weil es alle Feſſeln des Gemüths und der Glaubensſeligkeit abgeworfen hat und — arbeitet!

Sibylle blickte lange auf dieſe Zeilen, aus denen ein ſo leidenſchaftlicher Geiſt ſprach, welcher aus einer harten und ſein Gemüth tief verwundenden Lebenslage ſich nicht anders retten zu können geglaubt hatte, als indem er ſich dem vollſten Gegenſatz deſſen in die Arme warf, was die Lebensluft war, in welcher ſeine Jugend geathmet hatte.

Sibyllens Auge trübte ſich dabei.

Sie hätte dieſe Sprache in einer Lage wie die des Schreibenden entſchuldbar gefunden, und ohne dieſe Ueberzeugungen zu theilen, hätte ſie ſie verziehen, wenn ſie mehr Wärme des Herzens darin gefunden. Sie hätte den Entſchluß, ſich von der Heimat und von ihr ſelbſt, der Geliebten, loszureißen, mit mehr leidenſchaftlichem Schmerz verknüpft ſehen mögen, als dieſe Zeilen ausſprachen. Es lag eine kalte, männliche Entſchloſſenheit darin, die mit einer Beſtimmtheit ihren Willen ausſprach, welche auf

keine vorhergegangenen tiefſchmerzlichen, verzweiflungsvollen Kämpfe deutete.

Und dennoch, ſagte ſie ſich, müſſen dieſe Schmerzen in ſeiner Bruſt getobt haben. Weshalb ſonſt wäre er von hier gegangen, ohne mir offen ſeine Entſchlüſſe mitzutheilen, ohne mir die Hand zum langen Abſchiede zu drücken? Er fürchtete, daß ihn dieſer Abſchied übermannen würde. Er fürchtete, dem Entſchluſſe, den er mit ſolcher heroiſchen Kälte ausſpricht, nicht treu bleiben zu können. Nun, Gott wird darüber entſcheiden, die Zukunft wird uns das Urtheil ſprechen: ſie wird zeigen, ob er das Ziel oder ob ich es erringen werde — daſſelbe Ziel, welches wir beide erſtreben; er durch ſeine eigene, ganz auf ſich ſelbſt geſtellte Kraft, ich, indem ich mich in das Walten der Vorſehung ergebe, auf die Lenkung Gottes hoffe, und treuen Gemüths an allem feſthalte, was er von ſich abgeſchüttelt hat, treu bis in den Tod auch ihm ſelber!

Sibylle faltete ſich aufrichtend die Blätter vor ihr wieder zuſammen und verbarg ſie mit einem tiefſchmerzlichen Seufzer in der Schieblade ihres Schreibpultes, woraus ſie dieſelben genommen hatte. Dann nahm ſie die Feder, um den Brief an den Rechtsbeiſtand ihres Vaters zu ſchreiben.

Wäre nur der Vater ohne Schuld bei dieſer Angelegenheit, ſagte ſie dann leiſe vor ſich hin; ſo aber ahne ich eine Quelle von Widerwärtigkeiten in dieſer Eröffnung unſers neuen Nachbars.

Eine halbe Stunde ſpäter verließ ſie, von ihrem treuen Milo, der gelben Dogge, begleitet, das Haus, um ihren Spaziergang zu machen. Sie ſchlug den uns bekannten Weg durch den Garten, über die Brücke ans jenſeitige Ufer des Fluſſes ein und hier ſchritt ſie langſam wandernd den Fußſteig an der Berglehne

dahin. Die Sorgen, welche auf ihr lagen, hatten ſich vermehrt durch den Gedanken an den Deſerteur, welchen ſie oben in der Rheider Burg in einem Verſteck untergebracht hatte, das ſie allein kannte, von jener Zeit her, wo ſie als Kind ſo manche Stunde in der alten Burg zugebracht hatte, die einzige Geſpielin des jungen Erben, der jetzt in die Welt gegangen und verſchollen war. Sibylle wäre heute ſowie an den beiden vorigen Tagen gar zu gern hinaufgegangen, bis in das alte Gebäude hinein, um zu hören, wie ihr Schützling, der plötzlich von einem neuen Einwohner überraſcht worden, ſich beiſeite gemacht und um von dem alten Claus zu erfahren, ob der Deſerteur unbemerkt geblieben. Aber die natürliche Scheu, mit dem Grafen Antoine zuſammenzutreffen, hielt ſie ab, ſich in den nähern Umkreis der Burg zu wagen. Doch wagte ſie ſich vor bis an die alten Steinpfeiler und ſchlug hier einen ſchmalen Fußpfad ein, der zur Linken ſich durchs Gebüſch wand und ſie nach einer Weile Gehens an den Fuß einer Mauer brachte, welche den verwilderten Burggarten umſchloß. An dieſer Mauer entlang und um eine Ecke derſelben ſchreitend, gelangte ſie endlich an ein kleines, von hier in den Wald führendes Gitterthor; ſie wollte durch daſſelbe einen Blick in den Garten werfen, ob ſie nicht darin den alten Claus bei ſeinen Kohlpflanzen und Bohnenbeeten erblickte. Das Gitterthor ſtand offen. Sibylle wagte ſich umherſchauend einige Schritte in den Garten vor — dann erſchrak ſie; ſie hörte plötzlich einen leichten knirſchenden Schritt hinter ſich raſch daherkommen.

Als ſie ſich umwandte, ſtand der Graf von Epaville hinter ihr. Er hatte einen Gang durch den Wald gemacht und zurückkehrend Sibyllens ſchlanke Geſtalt an der Gartenmauer entlang gehend geſehen; deſto raſcher war er zugeſchritten, um ſie nicht ſich entſchlüpfen zu laſſen.

Ah, Demoiſelle Ritterhauſen, rief er jetzt lebhaft aus, es iſt

ſehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie ſogleich ſelbſt ſich zu mir bemüht haben. Sie haben meinen Brief erhalten, und da Ihr Vater, wie er ſagt, zu leidend iſt, um einen ſolchen Gang zu machen, ſendet er Sie — in der That, er hätte keinen beſſern Geſandten abſchicken können. Wir werden uns, hoffe ich, aufs beſte verſtändigen!

Ihr Brief, Herr Graf, verſetzte Sibylle, die bei dieſer Ueberraſchung tief erröthet war, Ihr Brief läßt nicht vorausſetzen, daß eine Verſtändigung ſo leicht ſei — wenigſtens iſt es mir nicht in den Sinn gekommen, zu glauben, ich könne etwas dazu thun!

Kommen Sie denn nicht ...?

Nein, ich kam nicht deshalb hierher — ich kam nach dem alten Hausmeiſter zu ſehen, dem ich etwas zu ſagen habe.

Sie wollen dem jungen Hausherrn nicht die Freude gönnen, ihm zu geſtehen, daß Sie um ſeinetwegen kamen und deshalb ſchieben Sie den alten Hausmeiſter vor — Ihr Vater wußte recht gut, welchen vortrefflichen Diplomaten er abſandte, als er Sie ſchickte! antwortete der Graf mit einem Lachen, das eine Ueberhebung und ein Bewußtſein von Ueberlegenheit verrieth, wodurch Sibylle ſich in hohem Grade verletzt fühlte.

Wenn Sie es ſo auslegen, ſo kann ich Sie nicht daran hindern, verſetzte ſie, ich kann weiter nichts thun, als mich Ihnen empfehlen!

Und damit machte ſie eine Verbeugung, als ob ſie, an dem Grafen vorüber, dem Gitterthor zuſchreiten wolle.

Er ſtellte ſich ihr in den Weg.

Eigenſinniges Mädchen, ſagte er — ſo bleiben Sie doch und hören Sie mich an. — Sie ſind nicht gekommen, um mit mir zu reden, gut, ich glaube Ihrer Verſicherung — aber Sie

werden doch erlauben, daß ich um die Ehre bitte, mit Ihnen reden zu dürfen?

Und was wollen Sie mir ſagen, Herr Graf?

O gar vieles — ſo viel, daß Sie dort in der Laube Platz nehmen müſſen, um mit Muße anzuhören, was ich Ihnen mitzutheilen habe.

Und dabei bot er Sibyllen ſeinen Arm, um ſie zu der Laube zu führen, auf welche er gedeutet hatte.

Sie ſchien dieſe Bewegung zu überſehen, aber ſie ſchritt herzhaft auf die Laube zu und ſetzte ſich an das Ende der Steinbank, welche darin angebracht war; dann rief ſie ihrem Hunde, der ſich zu ihren Füßen legte.

Sie haben da einen ſehr achtungswerthen Beſchützer, bemerkte Graf Antoine ſpöttiſch, indem er auf dem andern Ende der Bank Platz nahm.

Einen treuen und ſehr jähzornigen Freund, verſetzte Sibylle mit einem etwas ſchadenfrohen Lächeln. Und was Sie mir ſagen wollten?

Was ich Ihnen ſagen wollte ... nun, zunächſt, daß ich das größte Verlangen habe, zu einem freundſchaftlichen Vergleiche mit Ihrem Vater zu kommen. Ich ſehe ſehr wohl ein, daß es unklug und thöricht von mir wäre, meinen erſten Einzug in dieſe Gegend mit Streitigkeiten und Proceſſen zu beginnen. Ich bin fremd hier und bei allen Verhältniſſen, bei allen Einrichtungen und Anordnungen, die ich treffen muß, wäre ich hülflos, wenn ich nicht zu dem guten Rathe und der Erfahrung derer meine Zuflucht nehmen könnte, welche hier heimiſch ſind und die Menſchen wie die Dinge um mich her kennen. Ich habe aber keine andern Nachbarn in dieſem ſtillen Flußthale als Sie, und ſo bin ich ganz eigentlich auf Ihr freundliches Entgegenkommen angewieſen ... ich ſage Ihnen das ganz aufrichtig, Demoiſelle

Ritterhauſen, damit Sie ſehen, wie wenig es meine Abſicht iſt, mit Ihnen einen Krieg zu beginnen.

Ich danke Ihnen für dieſe Aufrichtigkeit, wenn wir leider auch wenig im Stande ſein werden, Ihnen eine ſo vortheilhafte und nützliche Nachbarſchaft zu bieten, wie Sie ſie bei uns zu finden wünſchen, Herr Graf. Mein Vater iſt durch ſeine Krankheit in hohem Grade verſtimmt und unzugänglich; er iſt kaum noch zu bewegen, ſeinen eigenen Angelegenheiten die nöthige Aufmerkſamkeit zu ſchenken und viel weniger noch geneigt, ſich mit denen Fremder zu befaſſen ...

Und Sie, ſchöne Sibylle?

Ich, Herr Graf, antwortete Sibylle ſehr ernſt und trocken, bin ein junges Mädchen, für das es ſich ſehr wenig ſchicken würde, von Geſchäften reden und darüber Rath ertheilen zu wollen.

O, ſo entgehen Sie mir nicht, fiel lächelnd Graf Antoine ein — ich weiß ſehr wohl, daß Sie die kluge, gewandte und erfahrene Verwalterin des Hammers und aller Angelegenheiten Ihres Vaters, die eigentliche Herrin im Hauſe ſind ...

Sibylle zuckte die Achſeln.

So hat man Sie ſehr falſch berichtet, Herr Graf, ſagte ſie.

Streiten wir nicht darüber, ſondern hören Sie mich weiter an. Sie werden wenigſtens ſo viel von den Angelegenheiten Ihres Vaters wiſſen, um einzuſehen, daß ſeine Lage eine ſehr misliche wäre, wenn ich einen Rechtsſtreit mit ihm begönne. Er hat einen Proceß gegen den ehemaligen Beſitzer dieſes Guts verloren. Bevor aber dieſer Beſitzer von dieſem erſtrittenen Rechte Gebrauch machen und den Hammer als ſein Eigenthum einziehen konnte, iſt derſelbe, wie man mir erzählt hat, auf eine

höchſt merkwürdige und geheimnißvolle Weiſe zu Grunde gegangen. Und dann erhält ſich Ihr Vater ganz ruhig in ſeinem Beſitz. Das Gut wird von der Regierung eingezogen, der Hammer aber bleibt Ihrem Vater unter den alten Bedingungen. Wie iſt das anders zu erklären, als ... darf ich fortfahren, ſo offen zu ſein, wie ich es bisher war?

Ich bitte darum, verſetzte Sibylle, deren Züge bei dieſer Auseinanderſetzung eine bleichere Farbe angenommen hatten, fahren Sie fort, Herr Graf!

Es iſt nicht anders zu erklären, als durch die Annahme, daß Ihr Vater Mittel und Wege gefunden und in Anwendung gebracht hat, um die Herren von der frühern Regierung, deren Berufspflicht es war, gegen ihn einzuſchreiten und ihm den Hammer zu nehmen, für dieſe ihre Pflicht blind zu machen.

Von Ihrem Standpunkt aus, und bei der Art und Weiſe, wie man jetzt unſer Land verwaltet, Herr Graf, mag Ihnen das, was geſchehen iſt, nicht anders erklärbar ſcheinen, als durch ſolche Mittel, antwortete Sibylle lebhaft. Aber vielleicht würden Sie Ihre für meinen Vater ſo kränkende Vorausſetzung fallen laſſen, wenn Sie die Grundſätze kennten, nach denen man früher dieſes Land verwaltet hat; in der guten alten Zeit unſerer Kurfürſten, wo man alte langhergebrachte Verhältniſſe zu ſchonen liebte; wo ſich die Verwaltung noch als eine Obrigkeit betrachtete, die nicht ohne die höchſte Noth hart und ſtörend in die perſönliche Lage der einzelnen eingriff und mehr befliſſen war, die Unterthanen bei behaglichem Wohlſein zu laſſen, als ſie mit der Schärfe des Rechts zu drangſaliren. Heute freilich, wo die Obrigkeit etwas ganz anderes und nebenbei, ich möchte faſt ſagen eine Maſchinerie zum Geldeintreiben geworden iſt, wäre es nicht denkbar, daß die Behörde eine Familie in ihrem unvordenklichen

Beſitze ließe, wenn ſie Rechtsmittel in Händen hätte, dieſelbe daraus zu vertreiben!

Allen Reſpect vor Ihrem Advocatentalent, Demoiſelle Ritterhauſen, verſetzte lächelnd der Graf; wir wollen über dieſen Punkt nicht ſtreiten, er gehört auch kaum zur Sache. Aber Sie werden mir einräumen, daß es für Ihren Vater äußerſt fatal werden müßte, wenn die ganze Angelegenheit vor die Gerichte käme. Alſo, Sie haben ein Intereſſe und zwar ein ſehr dringendes zum Frieden; und was mich angeht, ſo habe ich ebenfalls ein ſolches, das freilich weniger dringend und gebieteriſch, aber in hohem Grade von meinem Verlangen verſtärkt iſt, mir Anſpruch auf Ihre Dankbarkeit und Ihre Freundſchaft zu erwerben!

Sie waren es doch, der zuerſt die Kriegsbotſchaft ſandte! fiel Sibylle trockenen Tones ein.

Verlangen Sie etwa, daß ich ſchweigen und, ohne ein Wort des Dankes zu begehren, Ihnen das beſte Stück meines neuen Beſitzthums ſchenken ſollte?

Geſchenkt verlangt mein Vater gewiß nichts, Herr Graf!

Alſo — handeln wir. Ich laſſe Ihnen den Hammer. Ich überlaſſe es Ihrem Vater, eine anſtändige jährliche Pachtſumme, wie er ſelbſt ſie billig findet, zu fixiren. Dagegen verlange ich nichts als eine recht gute, theilnehmende Nachbarſchaft. Sie erlauben mir, mich in allen Angelegenheiten an Sie um Rath, Auskunft und Hülfe zu wenden. Ich komme zu Ihnen als Freund des Hauſes ſo oft ich mich mit Ihnen zu beſprechen das Bedürfniß fühle. Sie kommen von Zeit zu Zeit wol ſelber zu mir herauf, um nachzuſchauen, was zu thun und zu arrangiren iſt ...

Man kann freilich nicht günſtigere Bedingungen bieten,

Herr Graf, fiel Sibylle wieder mit einer gewiſſen Bitterkeit ein.

Alſo — unterſchreiben Sie ſie!

O dazu habe ich keine Vollmacht!

So ſagen Sie mir wenigſtens, daß Sie, was an Ihnen liegt, den Theil der Bedingungen, der Sie betrifft, gern erfüllen!

Sie wollen alſo die Freundſchaft eines jungen Mädchens als Bedingung in einen Geſchäftscontract aufnehmen?

Wenn ich dieſe Freundſchaft als freie Gabe erringen könnte, ſo wäre ſie mir freilich um ſo theurer.

Wenn Sie wirklich daran dachten, mein Herr Graf, ſo haben Sie in der That einen ganz falſchen Weg eingeſchlagen, dieſe Freundſchaft zu gewinnen. Sie haben damit begonnen, uns eine Kriegserklärung zu machen. Fechten wir nun den Krieg auf ehrliche Weiſe aus.

Sie hatten eben keine Vollmacht, den Frieden anzunehmen; Vollmacht, den Krieg zu beſchließen, haben Sie, ſcheint es!

Ich beſchließe ihn nicht, ich ſpreche nur als eine Thatſache aus, daß er jetzt, wo er erklärt iſt, beſteht.

Ich ſehe, Sie ſind unerbittlich. Aber Sie handeln unrecht, Demoiſelle Sibylle. In meinem Herzen iſt nichts von feindlicher Stimmung, nichts von Luſt am Kriegführen. Es iſt nichts darin als das brennendſte Verlangen, Ihnen zu gefallen, Sie öfter ſehen zu können, Ihnen ſagen zu dürfen, wie ſehr Sie alle meine Gefühle feſſeln.

Das iſt eine ſeltſame Sprache von einem Feinde, antwortete Sibylle mit einem Lächeln der Verachtung um ihren ſchönen Mund.

Aber wollen Sie denn gar nicht anhören, daß ich nichts weniger bin als Ihr Feind?

Glauben Sie das zu beweiſen durch dieſe Betheuerungen, deren Fortſetzung ich nicht anhören will?

Sibylle ſtand auf, um zu gehen.

Welch hartnäckiger Eigenſinn in einem unbeſonnenen jungen Mädchen, rief Graf Antoine nun ſeinerſeits gereizt aus. Wiſſen Sie denn, was Sie aufs Spiel ſetzen, indem Sie meine Freundſchaft zurückſtoßen? Wiſſen Sie, welche Folgen es für Ihren Vater haben kann, wenn ich mit ihm nach der Strenge des Rechts verfahre? Wenn ich die Aufmerkſamkeit der Gerichte auf ſein ganzes Verhältniß zu dem Baron Huckarde lenke, und man dabei in Unterſuchungen über die geheimnißvolle Todesart des alten Mannes eingeht? Wiſſen Sie, welche Folgen das für Herrn Johann Wilderich Ritterhauſen haben kann?

Was wollen Sie damit andeuten, Herr Graf? fragte Sibylle mit todbleichem Geſicht und zitternder Lippe.

Was brauche ich das zu erklären, da ich ich in Ihren Zügen leſe, daß Sie mich ſehr wohl verſtanden haben? verſetzte Antoine mit einem faſt höhniſchen Lachen.

In meinen Zügen werden Sie nichts leſen als den Ausdruck der Entrüſtung, entgegnete Sibylle, wandte ſich und ging.

Der Graf von Epaville blickte ihr lange ſchweigend nach. Dann murmelte er vor ſich hin:

Das war eine vollſtändige Niederlage, mon cher Antoine! Welch ein Starrkopf! . . . Ich habe niemals geglaubt, mit beſſerm Winde zu fahren und bin nie vollſtändiger geſcheitert! Jetzt heißt es laviren, um wieder in den rechten Curs zu kommen!

Im Grunde, ſetzte er dann ein wenig verdroſſen hinzu,

im Grunde wollte ich, der Teufel holte die ganze Wette, in die ich mich eingelaſſen habe; es wird verzweifelte Mühe koſten, um ſie zu gewinnen. Aber es iſt auch der Mühe werth — das Mädchen iſt bildſchön! Und hoffentlich zeigt ſich der Papa zugänglicher, wenn wir nächſtens bei dieſem alten Sünder die Arbeit beginnen.

Sechstes Kapitel.

Eine dunkle That.

Der Graf von Epaville begab ſich nach einer Weile in die Burg zurück. Er ſchlenderte langſam über den Hof, durch das Hauptportal in der Mitte, durch den untern Corridor mit den ſpitzbogigen Fenſtern und den Hirſchgeweihen und die Haupttreppe hinauf, welche in den obern Stock führte. Hier lief ein Gang von derſelben Größe wie der untere Corridor, gerade über dieſem, an der Seite des Gebäudes entlang, die nach dem Hofe zulag; auf der andern Seite, von wo man die Ausſicht in das Flußthal und auf den Rheider Hammer hatte, befanden ſich die Wohngemächer; weite, leere Räume, mit Decken, welche von ſtuccaturverzierten Balken getragen wurden, mit Wänden, deren untere Verkleidung aus hohen Lambris von gebohntem Eichenholz beſtand, während darüber ſich Tapeten mit altmodiſchen Muſtern zeigten, hier und da ſtückweiſe von den Mauern gelöſt und niederhängend, an andern Orten durch viereckige hellere Stellen den Platz andeutend, den ehemals Bilder oder Spiegel in dieſen öden und ausgeräumten Gemächern eingenommen hatten. Es hatte viel Mühe gekoſtet,

den alten Staub und Schmuz, die Spinnengewebe und den Wurmfraß so weit fortzuschaffen und wegzuwaschen, um einige dieser Räume nothdürftig bewohnbar machen zu können. Der neue Eigenthümer hatte dazu eine Wagenladung neuer Möbel herüberbringen lassen. Das elegante Geräth, alles neu und glänzend von Politur, alles im neuesten Geschmack à la Josephine, d. h. nach dem übelbegriffenen Muster der römischen Antike, nahm sich freilich merkwürdig genug in dieser verblichenen, altergeschwärzten Umgebung aus.

Es waren hauptsächlich zwei Gemächer, welche Graf Antoine sich hatte so mit den nöthigen Dingen ausstatten lassen, um, wenn ihn der Dienst nicht in die Nähe des Großherzogs berief, für einige Tage die Burg bewohnen und sich dadurch mit allen Verhältnissen seiner neuen Besitzung, die ihm ein großes Interesse abgewonnen zu haben schien, bekannt machen zu können. Diese Gemächer waren die beiden letzten im rechten Theile des Gebäudes, der an den größern der zwei Thürme stieß, von denen wir sagten, daß sie das alte Gebäude flankirten. Sie waren am besten erhalten, obwol auch sie melancholisch und düster genug aussahen, und vielleicht nur noch mehr so jetzt durch den Gegensatz zu den blanken neuen Möbeln.

Es war heute die erste Nacht, welche Graf Antoine in dem Schlosse zubringen wollte, denn an den vorhergehenden Tagen war er abends in die Stadt zurückgeritten. Der Tag war ihm rasch verflossen; er hatte ein paar Arbeiter in den Zimmern beschäftigt, welche die nöthigsten Verbesserungen vornehmen, hier einem nicht mehr schließenden Schlosse nachhelfen, dort ein Stück des Bewurfs flicken, hier ein nicht mehr verschließbares Fenster und dort eine windschief gewordene Thür einrichten mußten. Graf Antoine hatte zugesehen, seine Anweisungen ertheilt, war dann lange draußen gewesen und hatte seinen Hausmeister, den

hinkenden Claus Fettzünsler, auf den Feldern umhergeſchleppt und ſich von ihm über die Aecker, Wieſen und Grundſtücke, die zum Hauſe gehörten, berichten laſſen, über ihre Fruchtbarkeit, die Art der Benutzung und ihre Pachterträgniſſe.

Dann hatte er die Begegnung mit Sibyllen gehabt. Als er darauf ſeine Gemächer wieder betrat, fand er, daß hier bereits der Abend zu dämmern begann. Nach einer Weile zogen deshalb die Arbeiter ab; darauf kam Franz, der Reitknecht, der Graf Antoine begleitet, um in dem Wohnzimmer Lichter anzuzünden, und ſtieg dann wieder in den untern Stock hinab. Graf Antoine befand ſich allein oben in dem weitläufigen Gebäude, und obwol er zum Zeitvertreib ſich an die Lektüre von allerlei Acten und Papieren machte, die er in dem Winkel einer Kammer auf der Erde liegend gefunden und worin er das Archiv ſeiner Beſitzung entdeckt hatte, ſo wurde ihm in dieſer Oede und Einſamkeit doch, je weiter der Abend vorrückte, deſto eigenthümlicher und unheimlicher zu Muthe. Um ihn her herrſchte eine beängſtigende Stille, die nur unterbrochen wurde durch allerlei leiſe und unerklärliche Geräuſche; bald ein kaum vernehmbares Rieſeln, als ob hinter den alten Tapeten Kalk ſich abbröckele und niederſinke; bald ein Aechzen, als ob das Holzwerk leiſe aus dem Leim gehe; bald ein Knarren, — es war gerade ſo, als ob die vernichtende Zeit in all den dunkeln Räumen mit hagerm Finger ſachte und ſo unhörbar wie möglich an ihrem zerſtöreriſchen Werke arbeitete. Es ſchien Graf Antoine beinahe eine Erleichterung, als ſich draußen nach und nach ein Wehen des Windes vernehmbar machte, welches die alten Fenſter ſchüttelte, daß die Scheiben in ihren lockern Bleiumfaſſungen zu klirren begannen. Es war doch ein erklärbares, ein natürliches Geräuſch!

Graf Antoine ſtand auf, nachdem er eine lange Weile über

ſeinen Acten geſeſſen hatte und begann in dem Raume auf- und abzuſchreiten, den die zwei Wachskerzen auf ſeinem Tiſche nur ſehr unvollſtändig beleuchteten.

Sang de Dieu! Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei, ſagte er dabei — beſonders wenn er keine erheiterndere Beſchäftigung hat, als dieſe alten Schuldklagen und Gefälleregiſter durchzuleſen. Während des Hockens über den alten vergangenen Geſchichten iſt mir immer geweſen, als müßte ich an meine eigene vergangene Geſchichte denken, und die Beſchäftigung damit fehlte mir nur noch, um dieſen Abend heiter zu machen!

Graf Antoine begann eine Weiſe aus der Oper „Le maréchal ferrant“ zu pfeifen, die damals in Paris an der Tagesordnung war, und dann ſagte er lächelnd vor ſich hin:

Es wäre eigentlich, wenn ich einmal ſterbe, ein hübſcher Witwenſitz für meine theuere Henriette, dies alte Caſtell — in der That für eine trauernde Gattin, die der Welt abſterben will, wie geſchaffen! Wir könnten es ja durch letztwillige Verfügung dazu erheben, zum Witthum der Douarièren von Epaville! Die gute kleine Henriette! Welchen hübſchen Stoff würde ſie haben, ihren ſüßen Gatten zu läſtern, wenn ich ihr dieſen Streich ſpielte und ſie zwänge, den Reſt ihres Lebens in dieſer ländlichen Abgeſchiedenheit zwiſchen Eulen und Fledermäuſen zuzubringen!

Malborough s'en va-t-en guerre,
Qui sait quand il reviendra —

pfiff der Graf dann eine Weile, und nachdem er mit dieſem ſchönen Liede ſich eine kleine Viertelſtunde vertrieben hatte, fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort:

Der Teufel weiß es, mir iſt, als ſollte ich heute durchaus melancholiſch gemacht werden; es kommen mir lauter unnütze, trübſelige Gedanken. Man iſt doch nicht juſt geraden Weges

durchs Leben gegangen, einer flachen Heerſtraße nach und ſo geradeaus wie bei einem Jagdrennen auf eine Kirchthurmſpitze zu. Nein, eine Kirchthurmſpitze iſt wahrhaftig nicht mein Lebensziel geweſen. Ich habe mich durchgeſchlagen, wie es eben ging, um manchen Stein des Anſtoßes herum, und manche Wendung habe ich machen müſſen; bin bald bergauf und bald bergab geſtiegen. Und doch iſt's mir eben, als ob ich meine ganze Lebenslaufbahn auf einmal überſehen müßte; als ob ſie eine ſchnurgerade Chauſſee wäre, daß man zurück bis ans letzte Ende ſchauen könnte und zahlreich wie die Pappelbäume rechts und links die dummen Streiche, die man gemacht hat. Fort damit! ... was ſoll mir dieſe höchſt überflüſſige Gedächtnißſchärfe. Wer nicht geraden Weges durchs Leben gehen konnte, weil ſein Lebenslauf nun einmal vom Schickſal in die Krümme geführt wurde, der ſollte auch nicht weiter rückwärts ſehen können als bis an die nächſte Ecke, um welche er lavirt iſt. Es wäre weit behaglicher. Aber — ma foi — war denn das nicht gerade ſo, als ob jemand im andern Zimmer nieſte?!

Der Graf nahm ein Licht, ſchritt damit in das zweite der eingerichteten Gemächer, das er zu ſeinem Schlafzimmer beſtimmt hatte und kam bald nachher daraus zurück.

Ich werde hier noch lernen, Geſpenſter zu ſehen, ſagte er dabei. Trotzdem ſchritt er durch die entgegengeſetzte Thür wieder hinaus und begab ſich auf den Corridor. Hier rief er an der unten führenden Treppe ſeinem Reitknecht, der gleich darauf erſchien und von ſeinem Herrn den Befehl erhielt, ihm den Wein und die kalten Speiſen heraufzubringen, welche das Nachtmahl des Grafen zu bilden beſtimmt waren.

Nachdem Franz, der Reitknecht, ſich dieſes Auftrags entledigt hatte, und während er ſeinen Gebieter bei deſſen Souper bediente, fragte ihn dieſer:

Wo iſt eigentlich dein Nachtquartier? Ich glaube, in einer Kammer, juſt unter meinem Schlafzimmer?

Nicht doch, Herr Graf, verſetzte der Reitknecht, ich habe mein Bett in einem Entreſol-Kämmerchen über dem Pferdeſtall im Nebenbau aufſchlagen laſſen.

Davon weiß ich nichts!

Ich dachte, es ſei nicht gut, wenn niemand in der Nähe der Thiere ſei. Man weiß nie, was ſie überkommen und ihnen zuſtoßen kann in der Nacht.

Für heute mag's ſo bleiben, verſetzte Graf Antoine, nicht ganz befriedigt von dieſer Antwort; morgen wünſche ich dich in meiner Nähe zu haben. Im Falle ich dich brauche, werde ich dann auf den Boden klopfen — Klingelzüge gibt es ja hier nicht — du hätteſt, nebenbei geſagt, daran denken können, daß ſo etwas mit herausgebracht und eingerichtet worden wäre.

Der Graf hatte ſein Nachtmahl beendigt.

Du kannſt die Speiſen und Teller forttragen, den Wein läßt du hier!

Der Reitknecht that, wie ihm befohlen, und verließ ſeinen Herrn, welcher jetzt wieder im Zimmer auf- und niederſchritt und von Zeit zu Zeit der Flaſche zuſprach, die auf dem Tiſche geblieben war. Da der Graf beim Auskleiden keine Bedienung verlangte, ſo konnte Franz ſich jetzt in ſeine Gemächer zurückziehen. Aber Franz mochte es entweder dazu noch zu früh halten oder den Aufenthalt in dem verfallenen alten Caſtell auch unheimlich finden, — er zog vor, ſich in die Wohnſtube des Hausmeiſters Claus zu begeben, wo wenigſtens ein luſtiges Feuer im Kamin brannte, und Claus Fettzünsler, bei ſeinen häuslichen Beſchäftigungen auf- und abhinkend, zuweilen durch einen trockenen Witz die Stimmung erheiterte.

Dazu kam, daß ihn in dieſes Gelaß ein ſehr appetitlicher Geruch von ſchmorendem Speck lockte. Claus bereitete ſich ſein Abendmahl, beſtehend aus einem großen Pfannkuchen.

Franz ſchob ſich einen Stuhl ans Kamin und betrachtete eine Weile ſtill Fettzünsler's Hantieren mit ſeinem Küchenapparat. Die Flamme auf dem Herd gab dazu die einzige Beleuchtung ab; ſie erhellte mit ihrem unſteten hin- und herflackernden Scheine die geſchwärzten Wände des Raumes höchſt unvollſtändig, und der Hausmeiſter bildete mit ſeinem grotesken Kopfe und ſeiner hinkenden Geſtalt in dieſer Beleuchtung eine deſto abenteuerlichere Figur.

Es wär' Zeit, daß Ihr einmal Eure Kammer etwas aufputzen ließet, Meiſter Claus, ſagte Franz nach einer Weile. Die Wände ſehen verdammt ſchwarz aus!

Nun, ich hoffe, Euer Herr wird's ſchon in Ordnung bringen — er ſcheint ja den Narren gefreſſen zu haben an der Rheider Burg, und ich denke, wir werden Wunder erleben, was er alles daraus machen laſſen wird. Das Bensberger Schloß wird nichts dagegen ſein — wenn man ihn reden hört!

Verlaßt Euch darauf nicht zu viel, antwortete Franz, pfiffig lächelnd.

Koſtet viel Geld, das Bauen und Renoviren, bemerkte Claus mit einem ſpähenden Blick in ſeines Geſellſchafters Züge.

Viel Geld, ja, und wir haben eben noch viele andere Manieren, es los zu werden!

Nun, wenn es nur da iſt! warf Claus ein.

Da iſt es wol — es bleibt aber nicht lange!

Alſo da iſt es? Man ſollt's kaum meinen, warf Claus ein. Die Rheider Burg liegt ihm doch am Herzen, juſt ſo, als ob's

ſein erſtes und einziges Stück Grund und Boden wäre, was jemals ſein geweſen!

Nun, das mag ſich auch wol ſo verhalten. Er hätte eigentlich Erbe ſein ſollen zu dem Lande, welches ſeinem Onkel, dem Herzog von Anglure, gehört. Es liegt ein gut Stück Weges von hier, hab' ich mir ſagen laſſen, weiter ins Weſtfäliſche hinein. Was nun aber dazwiſchengekommen iſt, daraus hab' ich nicht klug werden können; ſo viel iſt gewiß, unſer Herr iſt mit dem Onkel-Herzog über den Fuß geſpannt und mit der Erbſchaft iſt's nichts. Nun ſind da noch Güter im Lüttichſchen oder da herum gelegen, die auch der Familie gehören, mit denen iſt unſer Graf abgefunden worden. Er hat aber bald ſo viel Schulden darauf gemacht, daß die Gläubiger ſie ihm haben unter Sequeſter legen laſſen, und damit iſt's denn jetzt auch nichts mehr. Nun war der Graf ehemals im Dienſt bei den Schiffsſoldaten oder in der Marine, wie man's nennt; wie er nun wieder ſo blank geweſen iſt als wie zuvor, hat er verlangt, wieder in den Dienſt einzutreten, und bei dem Großadmiral darum petitionirt. Der Großadmiral aber hat groß Gefallen an ihm gefunden und ihn zu ſeinem Adjutanten gemacht und ſo ſind wir denn hierher gekommen und haben denn auch wieder flott zu leben.

Claus Fettzünsler ſchien dieſe Erzählung in einem feinen Gemüthe ſtill zu überlegen, denn er antwortete lange nicht, bis er endlich ſagte:

Es iſt curios, wie ſolche vornehme Herren immer wieder auf die Beine kommen. Unſer Herrgott hat offenbar mehr Zeit oder mehr Luſt und Liebe, für ſie zu ſorgen als für geringere Leute! Iſt von unſereinem mal ein Menſch zu Grunde gerichtet, ſo bleibt er's ſein Leben lang!

Franz antwortete auf dieſe ketzeriſche Bemerkung Claus Fett-

zünsler's nicht; er beobachtete, wie der Hausmeiſter ſeinen fertig gewordenen Pfannkuchen in dem hölzernen Deckel, der ihm zum Wenden des ſchmorenden Gebäcks gedient hatte, auf den Tiſch ſtellte und, nachdem er ſich einen Krug mit Bier aus einem Eckſchranke geholt, ſeine Abendmahlzeit begann.

Meiſter Claus, ſagte Franz, ihm zuſchauend, wenn Ihr dieſen ganzen Pfannkuchen verſpeiſen wollt, ſo müßt Ihr einen ausgezeichneten Magen haben!

Den ganzen Pfannkuchen? Dazu müßte man ja ein Haifiſch ſein.

Und wozu backt Ihr Euch denn ſolch' ein Ungeheuer?

Wozu — nun es ißt ſchon einer mit!

Einer — wer iſt das?

Claus zeigte ein myſteriöſes Lächeln in ſeinen Zügen.

Wer iſt das! Das iſt viel gefragt, Herr Franz! Es eſſen eben auch andere Leute, als die man ſieht.

Das verſtehe ich nicht, ſagte Franz.

Meint Ihr denn, ſolch' ein altes Caſtell wie dieſes hätte nicht ſeinen rechtſchaffenen Hausgeiſt ...

Der Pfannkuchen verſpeiſt?

Claus Fettzünsler lächelte wieder mit ſeinem ganzen verkniffenen Geſichte.

Habt Ihr nie von dem Huzelmännchen oder vom Klabautermann gehört?

Wahrhaftig, niemals, entgegnete Franz!

Ihr Leute von der andern Rheinſeite habt doch alle keinen Glauben und keine Religion!

Franz ſchüttelte den Kopf. Es iſt eine curioſe Einquartierung, erwiderte er. Wie führt ſie ſich denn auf, wenn ſie keine Verköſtigung erhält?

Dann rumort ſie und wirft mir die Töpfe an den Kopf.

Das möcht' ich einmal ſehen, ſagte Franz lachend.

Es iſt nicht zu ſehen!

Auch die geworfenen Töpfe nicht?

Claus antwortete auf dieſe ſkeptiſche Frage nicht, aber er begann Franz Geſpenſtergeſchichten höchſt merkwürdiger Art zu erzählen, welche der Reitknecht mit entſchiedenem Unglauben und ſehr höhniſchen Randgloſſen aufnahm, ohne doch fort und zu Bette kommen zu können, ſolange des Hausmeiſters Vorrath an ſolchen Erzählungen vorhielt. Und Fettzünsler wußte ihrer gar viele, er war nicht umſonſt des Lügenſchuſters Jugendkamerad und des Spielmanns Freund — ſo kam es, daß es ſehr ſpät wurde, bis Franz ſeine Ruheſtätte über dem Stalle ſeiner Pflegebefohlenen aufſuchte, und in directer Verbindung damit ſtand der Umſtand, daß er am andern Morgen ſehr ſpät erwachte.

Franz erhob ſich dafür um deſto raſcher, und nachdem er einen Blick in den Stall auf ſeine Pferde geworfen, die ihm ungeduldig entgegenwieherten, eilte er hinauf in die Zimmer ſeines Herrn zu kommen, da er befürchtete, wegen ſeiner Verſäumniß geſcholten zu werden.

Zu ſeiner Ueberraſchung fand er, als er das Wohngemach betrat, ſowol die äußere Thür wie die, welche in das Schlafzimmer des Grafen führte, offen ſtehend, ſeinen Herrn aber trotzdem noch ſchlafend. So wenigſtens ſchien es Franz bei ſeinem erſten Eintreten und nach einem Blick durch die Schlafkammerthür. Der Graf lag jedoch nicht in, ſondern auf dem Bette, als ob er aufgeſtanden wäre und ſich dann rücklings wieder auf das Lager geworfen hätte — ſeine nackten Füße hingen herab und berührten den vor dem Bette ausgebreiteten Teppich.

Franz trat jetzt über die Schwelle des Schlafgemachs und zugleich ſtieß er einen leiſen Schrei der Ueberraſchung und des

Schreckens aus — er fand alles ringsumher in einer seltsamen Unordnung. Mehrere Kleidungsstücke seines Herrn lagen auf dem Boden umhergestreut; der Stuhl, der vor dem Bette gestanden, war umgeworfen; ein silberner Leuchter lag in eine Ecke des Zimmers gerollt, eine tief niedergebrannte Wachskerze auf dem Teppich vor dem Bett — und während Franz im Nu diese beängstigenden Beobachtungen machte, beharrte sein Gebieter in einer Regungslosigkeit, die etwas Entsetzliches hatte. Der Reitknecht trat einen Schritt näher, er trat dicht an das Bett, er zitterte an allen Gliedern — er rief plötzlich, wie seiner Angst Luft zu machen, laut, ganz überlaut:

Herr Graf — Herr Graf — —!

Aber der Graf von Epaville antwortete und rührte sich nicht und als der Reitknecht nach seinem rechten Arme griff, fühlte er durch das Hemde hindurch eine starre Eiseskälte.

Der Graf von Epaville war eine Leiche.

Franz gehorchte dem ersten Impulse, welcher ihn bei dieser schaurigen Entdeckung überkam. Er wandte sich und floh. Er stürzte durch das Wohnzimmer, durch die vordern leeren Räume auf den Gang, die Treppe hinunter, in das Zimmer des Hausmeisters.

Claus hatte sich eben erst erhoben und war damit beschäftigt, seine alte Manchesterjacke überzuziehen, als Franz mit dem Rufe über seine Schwelle stürzte:

Um Gottes willen, Hausmeister ... der Graf ... kommt einmal herauf ... der Graf ist todt!

Alle vierzehn heiligen Nothhelfer stehen uns bei! stammelte Claus bis ins Mark erschrocken.

Kommt, kommt mit herauf und seht es selber, versetzte der Reitknecht, der sich an den Thürpfosten hielt, als wenn seine Knie ihn nicht mehr trügen.

Claus eilte trotz ſeines Hinkens mit einer wunderbaren Schnelligkeit, in großen Sätzen hüpfend an ihm vorüber und über den Corridor der Treppe zu. Franz hatte Mühe, neben ihm zu bleiben. So kamen ſie in das Schlafzimmer, wo Claus ſich keuchend und athemlos über die Leiche beugte und die Hand auf das ſchwarze Haupthaar des Grafen legend, den abgewandten Kopf deſſelben zu ſich herumdrehte.

Ganz blauſchwarz im Geſicht! ſagte er entſetzt. Der iſt erdroſſelt!

Aber da iſt auch Blut ... ach, du lieber Gott, eine ganze Lache Blut, rief Franz jetzt aus, indem er auf den Theil des Hemdes und des Plumeaus deutete, die unter der Leiche, an deren linker Seite lagen — die Leiche lag auf der Seite des Herzens und hatte eine tiefe Wunde an dieſer Seite der Bruſt.

Die beiden Männer ſtanden eine Weile ſprachlos ſich anſtarrend.

Wer hat das gethan?! rief Claus nach einer Pauſe aus.

Wer hat das gethan?! wiederholte der todtenbleiche Reitknecht.

Das iſt eine üble Geſchichte, ſtammelte Claus, und der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn — eine üble Geſchichte für uns beide! —

Wir ſind ja aber doch ſo unſchuldig ...

Unſchuldig — aber wenn man einen von uns in Verdacht zieht?

Das verhüte Gott! Lieber nehm' ich reißaus!

Dann ſeid Ihr erſt recht verloren!

Was ſollen wir thun? jammerte Franz.

Was wir thun müſſen. Sattelt Ihr das beſte von euern Pferden und zeigt es in Düſſeldorf an. Ich laufe derweile hinab,

ins nächſte Dorf, zu unſerm Maire. — Iſt etwas geſtohlen? fuhr Claus fort, ſich umſchauend.

Ich glaube nicht, entgegnete Franz, der Richtung ſeiner Blicke folgend. Da hängt die goldene Uhr über dem Kopfkiſſen. Und hier, fuhr er fort, ein Kleidungsſtück vom Boden aufnehmend und die Taſchen deſſelben unterſuchend — hier iſt ſeine Brieftaſche und ſein Geldbeutel ...

Alſo ein Räuber iſt's nicht geweſen!

Nein, ein Räuber nicht!

Deſto beſſer für uns, rief Claus aus. Nun legt den Rock wieder hin, juſt ſo, wie er lag — die Herren vom Gericht wollen alles unberührt wiſſen, wie es liegt und ſteht — machen wir uns auf den Weg.

Beide verließen das Schlafzimmer und eilten, unten im Corridor angekommen, auseinander, der Hausmeiſter in ſeine Stube, um die Schlüſſel zu holen, womit er während ſeiner Abweſenheit die Hausthür abſperren wollte, der Reitknecht, um zu den Pferden zu kommen und ſeinem Gaul den Sattel überzuwerfen.

Wenige Minuten nachher ſprengte Franz im geſtreckten Galop den Weg in die Hauptſtadt dahin. Er erreichte ſie in kaum einer Stunde Zeit. Vor der Reſidenz Murat's, dem Jägerhofe, warf er die Zügel einem Soldaten der Wache zu, eilte ins Innere und ſtürmte trotz Portier und Lakaien bis in die Vorzimmer des Großherzogs. Hier machte Franz mit ſeiner Schreckenskunde einen ſolchen Lärm, daß einer von Murat's dienſtthuenden Adjutanten ihn ſofort und ohne Anmeldung in das Cabinet führte, wo der Großherzog eben frühſtückte, während Graf Beugnot ihm gegenüberſaß, um ihm möglichſt kurz und möglichſt kurz-

weilig allerlei an und für ſich ſehr trockene Geſchäftsvorträge zu halten.

Der Adjutant entſchuldigte in raſchen Worten die Unterbrechung, indem er erzählte, was geſchehen. Murat ſprang im höchſten Grade überraſcht auf, ließ Franz vortreten und überſtürzte ihn mit einer ſolchen Menge Fragen, daß dieſer kaum hinreichenden Athem und hinreichende Zungengeläufigkeit fand, auf alles zu antworten.

Mille tonnerres! rief der Großherzog dann aus, ich habe geglaubt, hier in einem Lande von lauter frommen Schafen zu ſein, die ſich wenig darum kümmern, ob die Hunde, welche ſie hüten, deutſch oder franzöſiſch bellen. Dies ſieht anders aus! Man weiß, wie nahe mir Epaville ſtand! Man ermordet ihn, ſobald er ſich außerhalb des ſchützenden Bereiches des Hofes wagt!

Hoheit, fiel Graf Beugnot kopfſchüttelnd ein, ich ahne unter dieſem myſteriöſen Verbrechen etwas anderes als politiſche Beweggründe ...

Und was ahnen Sie, Beugnot?

Es ſind, wie ich unlängſt vernommen habe, bereits früher unaufgehellt gebliebene Dinge in dieſer Rheider Burg oder in ihrer Nachbarſchaft vorgefallen. Aber ich glaube, es wäre zweckmäßig, Ew. Hoheit geruhten, zuerſt dieſen Mann zu entfernen und dann den Grafen Neſſelrode herzubeſcheiden ...

Sie haben recht, fiel Murat ein, und ſich zu dem Adjutanten wendend, fuhr er fort:

Ich wünſche Neſſelrode zu ſprechen. Laſſen Sie den Reitknecht bewachen.

Franz mußte auf einen Wink des Adjutanten dieſem folgen und wurde von ihm im Vorzimmer einer Ordonnanz übergeben, die den Befehl erhielt, ihn auf die Schloßwache zu führen, wo

man ihm erlaubte, die wachthabende Truppenabtheilung mit ſeiner Geſchichte zu unterhalten, aber nicht, ſich aus dem Bereich der Wachtſtube zu entfernen.

Zwei Stunden ſpäter jedoch wurde Franz aus ſeiner Haft bereits wieder erlöſt. Er erhielt den Befehl, den Großherzog zu begleiten, der ſich eben zu Pferde ſetzen wollte, um, gefolgt von Beugnot und einem vertrauten Beamten der Polizei, ſich ſelbſt an den Ort des Verbrechens zu begeben.

Siebentes Kapitel.

Der Hammer erhält einen neuen Gast.

Die Nachricht von dem, was auf der Rheider Burg vorgefallen, konnte nicht anders als ſich mit größter Schnelligkeit in der Gegend verbreiten und nach dem Hammer war ſie bereits vor Mittag gelangt. Welchen Eindruck ſie hier machte, brauchen wir nicht zu ſchildern. Ritterhauſen ſprach ſofort einen Verdacht gegen den unſchuldigen Franz, den Reitknecht aus, als den, der allein die Nacht mit ſeinem unglücklichen Gebieter in der Burg zugebracht. Denn auf den alten hinkenden Claus konnte kein Verdacht fallen. — Völlig wie niedergeſchmettert zeigte ſich jedoch Sibylle; ihr erſter Gedanke war natürlich der an den Deſerteur, dem ſie in der Rheider Burg ein Verſteck angewieſen hatte ... und ſo empfand ſie gleich im erſten Augenblick etwas wie einen Aufſchrei des ſich ſchuldig fühlenden Gewiſſens in ſich. Sie war todtenbleich geworden bei der Nachricht, ſie hatte nur mühſam ſich ſo weit beherrſcht, um mit anſcheinender Gemüthsruhe an dem Hin- und Herreden, was darauf folgte, theilzunehmen — dann hatte ſie ſich entfernt und, unfähig, ihre Un-

ruhe zu bezähmen, war ſie, ohne jemand davon zu ſagen, fortgeeilt, über den Fluß, die Bergwand zum Schloſſe hinan. Sie wollte verſuchen, den Hausmeiſter zu finden, von ihm zu erfahren, ob der Deſerteur ſich in der That noch während der letzten Nacht im Schloſſe aufgehalten habe, und ob Claus auch glaubte, was dann allerdings das Wahrſcheinlichſte, daß er der Thäter ſei.

Aber als Sibylle oben angekommen war, fand ſie auf dem Raume vor der Rückſeite des Gebäudes mehrere Neugierige verſammelt, Menſchen aus der nächſten Umgegend, die, auf den benachbarten Feldern arbeitend, bei der Nachricht von dem, was ſich in der Rheider Burg ereignet, herbeigekommen waren. Der Eingang in das Gebäude durch den Thurm auf der rechten Seite des Hauſes, derſelbe, durch den Sibylle unlängſt den Deſerteur hineingeführt hatte, war von innen verriegelt. Von den Leuten vernahm Sibylle, daß im Innern des Schloſſes bereits Gerichtsperſonen, der Friedensrichter des Cantons, der Maire eingetroffen ſeien, und daß ſie den Hausmeiſter im Verhöre hätten.

Sibylle beſchloß deshalb unverrichteter Sache heimzukehren. In ihrem Schuldbewußtſein war es ihr, als ob es auffallen müſſe, wenn ſie von den unterſuchenden Herren heute hier erblickt würde; und ſo ging ſie denn ſo eilenden Schrittes wie ſie gekommen zurück, mit dem Vorſatz, einen ihrer Hammerarbeiter, einen gewandten und zuverläſſigen Menſchen, in ihr Geheimniß zu ziehen und ihm den Auftrag zu geben, ſich unter die neugierigen Gaffer vor der Burg zu miſchen und zu harren, bis er eine Gelegenheit wahrnehme, den Hausmeiſter zu ſprechen und ihn nach dem Deſerteur zu fragen.

Als ſie auf dem Hammer angekommen war, ließ ſie den Menſchen herausrufen.

Der rußige Cyklope, ein breitſchulteriger Mann von rieſiger Geſtalt, hörte Sibyllens Mittheilung mit großer Spannung an und verſprach ihr ſodann, ſein Beſtes zu thun, um ihren Wunſch zu erfüllen. — —

Im Wohnzimmer Ritterhauſen's war eben das Mittagsmahl, von dem Sibylle ſehr wenig berührt hatte, abgetragen, als die Kunde kam, daß der Großherzog ſelber auf der Rheider Burg eingetroffen ſei, und ein paar Stunden ſpäter kamen zwei Fremde auf den Hammer, von denen der eine den Beſitzer zu ſprechen verlangte, während der andere in der Küche zurückblieb. Der, welcher bei Ritterhauſen eingeführt wurde, war ein kleiner ſchmächtiger Mann, mit einem fahlen farbloſen Geſicht, das von einem ergrauten Backenbart umrahmt war, während eine braune Atzel den Reſt ſeines Haupthaares bedeckte. Er trug einen blauen Frack mit goldenen Knöpfen und eine goldene Brille — die ganze Erſcheinung kündigte den Beamten an, der den größten Theil ſeines Lebens über Acten verſeſſen. Seine Bewegungen hatten im Gegenſatz zu ſeiner Geſtalt nichts Rühriges, ſondern etwas eigenthümlich Phlegmatiſches, Ruhiges, ſein ganzes Weſen etwas Apathiſches, das ſich auch in ſeiner Art zu reden ausdrückte.

Herr Ritterhauſen, ſagte er in einem Dialekt, der den Elſaſſer verrieth, ich komme, Sie mit einer unbeſcheidenen Bitte zu beläſtigen. Allein der Dienſt zwingt mich dazu. Was ſoll man da machen! Ich habe das Unglück, ein Polizeibeamter zu ſein — nebenbei geſagt die miſerabelſte und geſchorenſte Art, ſein Brot zu verdienen, welche es geben kann.

Ich bitte Sie, Platz zu nehmen, mein Herr, unterbrach ihn Ritterhauſen, holen Sie ſich einen Stuhl herbei, denn ich ſelbſt kann es leider nicht, wie Sie ſehen — dann wollen wir davon reden, wie ich der Polizei zu Dienſten ſein kann.

Der Fremde ſetzte ſich, wie es ſchien ſehr ermüdet und ſich lang ausſtreckend, Ritterhauſen gegenüber, und fuhr, die Blicke matt im Zimmer umherirren laſſend, als ob er dem, was er ſagte, nur einen Theil ſeiner Aufmerkſamkeit zuwende, zu reden fort:

Der Großherzog hat mich heute zu ſich rufen laſſen, um ihn zu begleiten, und oben auf der alten Burg dort hat er die Gnade gehabt, mich mit der genauen Unterſuchung des Ereigniſſes zu beauftragen, welches daſelbſt in der verfloſſenen Nacht vorgefallen iſt. Ein ſehr angenehmes Commiſſorium! Aber was ſoll man da machen! Nebenbei geſagt, ich glaube gar nicht an einen Mord. Die ganze Geſchichte macht mir den Eindruck, als wenn der gute Mann, der Graf von Epaville, ſich ſelber in die andere Welt befördert hätte ...

Sich ſelber? fragte Ritterhauſen. Aber weshalb, um Gottes willen ...

Nun, wir von der Polizei erfahren ſo mancherlei, und was den Grafen angeht, ſo würde ſich meine Anſicht aus unſern Cartons vielleicht gründlicher rechtfertigen laſſen, als man gerade ahnt und vorausſetzt!

Ja, dann freilich, rief der Hammerbeſitzer ſehr lebhaft aus. Es iſt auch in aller Welt nicht zu erklären, wer den Mord begangen haben ſollte, bei dem es doch offenbar nicht auf einen Raub abgeſehen war. Feinde hat ſich doch der Graf in den wenigen Tagen ſeines Hierſeins noch nicht gemacht, und wenn auf den Reitknecht, der bei ihm war, nicht vielleicht ein Verdacht fällt ...

Der Reitknecht, fiel der Polizeibeamte, wie müde das eine Bein über das andere ſchlagend, ein, iſt eine harmloſe treue Seele!

Nun, dann ~~dann~~ bin ich ebenfalls ſehr verſucht, an einen Selbſtmord zu glauben, rief Ritterhauſen laut aus.

Nicht wahr? ſagte der Beamte mit einem langſamen, etwas lauernden Blick über ſeine goldene Brille fort, den aber der Hammerbeſitzer bei der Aufregung, in welche ihn der Gegenſtand des Geſprächs verſetzte, gar nicht bemerkte.

Gewiß, fuhr der letztere fort, es käme nur darauf an, feſtzuſtellen, ob die Wunde, welche man an der Leiche gefunden hat, eine ſolche iſt, wie man ſie ſich ſelbſt beibringen kann. Ein Meſſer- oder Dolchſtich in die Bruſt — davon redet man ja — ſcheint mir ganz der Art zu ſein.

Freilich — aber nebenbei deuten auch Spuren auf eine Erdroſſelung hin, die zu dem allein ſchon tödlichen Meſſerſtich hinzugekommen.

Ein blaues Geſicht ...

Und geſchwollen ...

Kann dies nicht auch natürliche Folge des Todeskampfes ſein? fuhr Ritterhauſen in derſelben Lebhaftigkeit wie bisher fort.

Nun, antwortete der Beamte langſam und kühl, wir werden ja den ausführlichen Bericht der Aerzte erhalten.

Unterdeß, bemerkte Ritterhauſen, bitte ich um Ihre nähere Erklärung, worin oder womit ich Ihnen zu Dienſten ſein kann.

Ja, ſehen Sie, mein Herr Ritterhauſen, verſetzte der Beamte lächelnd, es iſt wol ein wenig unverſchämt, aber ich bin gezwungen, Ihnen ſo läſtig zu fallen. Ich habe den Befehl, zur thätigſten Unterſuchung der Angelegenheit an Ort und Stelle zu bleiben. An Ort und Stelle, das iſt leicht geſagt! Aber wo ſoll ich eſſen, trinken und ſchlafen? Auf der alten Burg etwa? Soll ich mich dieſe Nacht in das Bett des Ermordeten legen? Gott ſtehe mir

bei! Was iſt da nun zu machen? Ihr Haus iſt das nächſte. Sie ſehen, ich bin gezwungen, Ihre Gaſtlichkeit in Anſpruch zu nehmen. Es iſt gewiß ſehr dreiſt von mir. Ich fühle es ſehr wohl, wie unbeſcheiden meine Bitte iſt. Eine Einquartierung, die nicht einmal ein Billet vorzuweiſen hat!

O, fiel Ritterhauſen mit einer Zuvorkommenheit, die ihm nur eine ſo ungewöhnliche Veranlaſſung eingeben konnte, ein, machen Sie nicht ſo viel Entſchuldigungen, mein Herr. Betrachten Sie mein Haus ganz als das Ihrige. Bei einem ſolchen Vorkommniß hat jedermann die Pflicht, das Seinige zu thun, damit ...

Hoffentlich nur auf ein paar Nächte werde ich beſchwerlich fallen, unterbrach ihn der Beamte. Ich bin ein ſehr anſpruchsloſer Menſch, und für eine kleine Stube, nebſt irgendeinem Dachkämmerchen für meinen Schreiber, der draußen in der Küche ſitzt, werde ich Ihnen zeitlebens verpflichtet ſein! Es ſind eben, wie Sie ganz richtig bemerkten, die außerordentlichen Vorkommniſſe, welche eine ſo außerordentliche Zumuthung entſchuldigen müſſen ...

Ritterhauſen klingelte, und als eine Dienerin eintrat, gab er dieſer den Befehl, ſofort das Fremdenzimmer herzurichten und Erfriſchungen zu bringen.

Ich bitte nur ja, daß Sie ſich, ohne ſich zu geniren, hier einrichten, ſagte er dann zu dem Beamten; wie Sie ſehen, bin ich ein kranker, von der Welt verlaſſener und einſamer Mann; was kann mir erwünſchter ſein als ein Gaſt, und dazu, fügte er lächelnd bei, einer von den Herren aus der Stadt, vom Hofe, die am meiſten zur Unterhaltung eines von der Welt abgeſchnittenen Menſchen beitragen können.

Nun, ich bin nicht gerade vom Hofe, antwortete der Beamte; ich heiße Ermanns und bin nichts als ein einfacher

Employé, — und ich hoffe, wie geſagt, daß ich nur ſehr kurze Zeit werde läſtig zu fallen brauchen! Denn was dieſe Unterſuchung angeht, ſo muß ich Ihnen offen geſtehen, daß ich eigentlich gar nicht weiß, was da viel zu unterſuchen iſt. Wir haben den Hausmeiſter vernommen — man braucht dieſen Menſchen nur einmal zu ſehen und zu hören, um überzeugt zu ſein, daß auf ihn kein Verdacht fallen kann. Daſſelbe iſt mit dem Reitknecht der Fall. Es iſt ein Menſch, der ſchon ſeit zwei oder drei Jahren im Dienſte des Grafen war. Er hat einen guten Lohn bekommen, iſt vom Grafen gut behandelt worden, ja, hat deſſen beſondere Gunſt genoſſen, wie ſchon daraus hervorgeht, daß der Graf ihn ausgewählt hat, ſeinen Begleiter hierher zu machen und ſeine einzige Bedienung zu bilden. Er hat nur Nachtheil vom Tode ſeines Herrn. Auch lieſt man die deutlichſten Spuren des Schreckens und aufrichtigſten Bedauerns im ganzen Weſen und der ganzen Haltung des Menſchen. Nun iſt aber dieſer Reitknecht der einzige, der dieſe That verübt haben könnte. Die Hausthüren der Rheider Burg wurden, ſo hat der Hausmeiſter eidlich ausgeſagt, von letzterm ſelber am geſtrigen Abende verſchloſſen; der Reitknecht war der einzige, welcher wieder in die Burg konnte; denn bevor er hinausgegangen, um ſich im Nebengebäude, in einer Kammer über dem Pferdeſtall, zur Ruhe zu begeben, hat er ſich einen Schlüſſel zur vordern Hausthür geben laſſen, um am Morgen in der Frühe zu ſeinem Herrn kommen zu können und nicht von des Hausmeiſters längerm oder kürzerm Schlaf abhängig zu ſein. Den Reitknecht aber, ſahen wir, trifft kein Verdacht; irgendeine Spur, daß ein dritter durch Fenſter oder Thüren eingedrungen, iſt nicht aufzufinden. Geraubt iſt nicht das Mindeſte. Wer alſo, ums Himmels willen, ſollte der Thäter ſein, wenn nicht der Graf ſelber? Was iſt da nun zu

machen? Ich weiß in der That nicht, was ich noch lange unterſuchen ſoll! Die nöthigſten Vernehmungen ſind bereits geſchehen; ich denke, um zu zeigen, daß man nicht gleichgültig gegen die Sache iſt, läßt man eine Belohnung von tauſend Francs für jeden, der etwas Erhebliches und die Unterſuchung Förderndes beibringen kann, ausſchreiben. Vielleicht fällt aber auch der Bericht der Aerzte ſo aus, daß nicht einmal dies nöthig iſt.

Während der Beamte ſo ſprach und dabei es ſich jetzt ſehr gemüthlich auf dem Kanapee bequem machte, um den Erfriſchungen zuzuſprechen, die eben von der Dienerin auf den runden davorſtehenden Tiſch aufgetragen wurden, hatte Ritterhauſen mit etwas wie einem ſpöttiſchen Lächeln zugehört. Dies verſchwand jedoch, als Monſieur Ermanns die Bemerkung machte:

Das alte Schloß dort oben — nebenbei geſagt, es macht ſich recht ſtattlich und maleriſch, hier von Ihren Fenſtern aus betrachtet — iſt ein unheimliches altes Caſtell. Der frühere Beſitzer, hat man mir mitgetheilt, iſt ja ebenfalls auf eine räthſelhafte Weiſe ums Leben gekommen. Iſt dem ſo? Erzählen Sie mir doch davon. Ich bin ein großer Liebhaber von dergleichen alten Geſchichten. Ich finde ſie viel unterhaltender als die empfindſamen Rittergeſchichten und Sagen, die man bei uns im Elſaß — ich bin aus dem Elſaß gebürtig — von jedem alten Schutt- und Steinhaufen auf den Bergen ſich erzählt; es iſt das albernes Spinnſtubengewäſche; Märchen von Heiligen, Legenden und Wunder, welche die faulen Bäuche, die Mönche, in ihren Klöſtern erfunden haben, weil ſie nichts anderes zu thun hatten. Kein Menſch kann ſich daran ergötzen, wenn er nicht einen Köhlerglauben hat. Aber Geſchichten aus der neuern Zeit, wo man weiß, die Sache iſt wahr, wo man es mit rich-

tigen Leuten zu thun hat, nicht mit Feen oder verrückten Kobolden, die höre ich gern. Beſonders Mordgeſchichten. Sie nicht auch?

Sie haben recht, erwiderte Ritterhauſen ein wenig gedehnt; ich bitte, unterlaſſen Sie jedoch nicht, ſich von dem Weine einzuſchenken, der vor Ihnen ſteht. Sie werden ihn gut finden.

Ganz vortrefflich, ſagte der Beamte, ſich einſchenkend und ein Glas auf einen Zug leerend, und dann wieder ſich einſchenkend; darf ich Ihnen nicht auch dorthin zu Ihrem Sorgenſtuhl ein Glas bringen?

Ich danke, der Wein iſt mir unterſagt! verſetzte der Hammerbeſitzer.

Da ſind Sie zu bedauern, meinte Monſieur Ermanns. Wenn ich mich den Morgen mit meinen Acten herumgeſchlagen habe, und endlich die Stunde da iſt, wo wir ſchließen, ſodaß man gottlob! ausruft und die ekelhaften Schmieralien unter den Tiſch werfen kann, dann habe ich das dringende Bedürfniß, mich mit einem Glaſe Wein zu erfriſchen. Aber ich trinke nie viel. Höchſtens zwei Flaſchen täglich. Leider habe ich ſolchen, wie den Ihrigen, nicht in meinem Keller. Dazu reicht unſer jämmerliches Gehalt nicht. Sie glauben nicht, wie erbärmlich ſchlecht wir armen Employés geſtellt ſind! Wenn man uns zweitauſend Francs gibt, ſo glaubt man wunder, was man für uns gethan hat, und ſtellt Anforderungen an unſere Arbeitskraft, welche wahrhaft lächerlich ſind! Man verſchwendet das Geld an das Militär und für uns bleibt nichts übrig; die Civilverwaltung kann hungern.

Das iſt nun einmal überall die Klage, fiel Ritterhauſen eifrig zuſtimmend ein. Ich fürchte auch, daß unſere Staaten ſammt und ſonders an dieſer unverſtändigen Politik zu Grunde gehen. Was iſt unſere ganze Cultur, unſere chriſtliche Civiliſation werth,

wenn die Enderrungenſchaft derſelben nicht ein friedliches Zuſammenleben der Völker iſt? Unſere Regierungen aber richten den Staat ein, als wäre der Kriegszuſtand das Bleibende, die Regel in der Welt, und der Frieden die Ausnahme. Sie verwenden alle Kräfte der Länder auf Kanonen, Musketen, Pferde und Kriegsknechte. Nun wahrhaftig, dann ſind wir ja weiter nichts als Türken, die nach dem Koran nie Frieden, ſondern nur Waffenſtillſtand ſchließen dürfen — wozu iſt dann das Chriſtenthum und die Bildung da!

Ganz meine Meinung, ſagte Monſieur Ermanns; aber nun bitte ich, erzählen Sie mir doch die Geſchichte von dem alten Herrn, der in der Rheider Burg umgekommen iſt!

Nun, begann Ritterhauſen, auf deſſen Geſichte man deutliche Spuren wahrnahm, wie wenig bereitwillig er eigentlich war, auf dieſe Angelegenheit einzugehen, in gedehntem Tone, der alte Herr von Huckarde war in ſehr übeln Verhältniſſen.

Schulden?

Er hatte ſehr viele Schulden.

Da ſind Sie auch wol mit einigen Pöſtchen zu kurz gekommen? fragte mit dem harmloſeſten Tone von der Welt und gleich als ob er den Hammerbeſitzer damit aufziehen wolle, Monſieur Ermanns.

Ich — o nicht bedeutend! Ich hatte allerdings eine Forderung. Doch habe ich auch ſpäter aus dem Nachlaß eine Zahlung erhalten.

Es würde mich auch wundernehmen, fiel der Employé ein, wenn Sie nicht hätten einiges Blut laſſen müſſen. Dieſe Herren Cidevants in der guten alten Zeit waren im Geldborgen bei ihren wohlhabenden Nachbarn nicht blöde. Sie waren dann höchſt herablaſſend gegen den erſten beſten Roturier, wenn er nur Moſen hatte und die Propheten.

Ich ſtand nicht auf gutem Fuße mit dem alten Herrn. Wir führten einen Proceß miteinander.

Den er verlor — oder gewann?

Gewann! ſagte Ritterhauſen.

Und doch verloren Sie einen Poſten an ihn? fragte Monſieur Ermanns in ſeiner unbefangenen Harmloſigkeit und ſein Glas zum Munde führend weiter.

Es war eine Summe, die er urſprünglich einem andern ſchuldete und welche mir übertragen worden war.

Ach, ich verſtehe, lachte der Employé — Sie hatten ſie ſich übertragen laſſen, um ihm damit ein Paroli zu bieten, wenn er über ſeinen gewonnenen Proceß zu laut triumphiren würde!

Nicht doch, erwiderte Ritterhauſen, ſein Geſicht abwendend; ich hatte mir die Forderung von einem Freunde, der auf der Stelle Geld bedurfte, aufſchwätzen laſſen.

Nun und dann?

Dann ſtarb der alte Huckarde und ich habe für meine Forderung erſt lange nachher von der bergiſchen Domänenkammer eine theilweiſe Zahlung erhalten.

Forderten Sie denn die Summe nicht ſchon von dem alten Schuldenmacher ſelber ein?

Das wol, er konnte aber eben nicht zahlen.

Und gewiß war er ganz unverſchämt ruhig und gleichgültig dabei, als er Ihnen erklärte, Sie würden nicht das Mindeſte von ihm erhalten? Dieſe alten Junker von ehemals hatten einen neidenswerthen Gleichmuth, wenn ſie die Leute prellten!

Ritterhauſen's Geſicht hatte ſich immer mehr verdüſtert bei den Erinnerungen, in welche die Fragen des Employés ihn verſetzten. Doch waren die Anſichten, welche dieſer Mann äußerte, im ganzen ſo übereinſtimmend mit den ſeinigen, daß er keinen Grund fand, ſich nicht auszuſprechen; im Gegentheil, er fand

nach und nach eine gewiſſe Genugthuung und Befriedigung darin, mit einem Fremden, der im allgemeinen dachte wie er ſelbſt, einmal über Dinge zu ſprechen, welche auf ſeiner Seele laſteten und von denen er mit Bekannten niemals redete.

So unverſchämt ruhig war der alte Huckarde nun doch nicht, verſetzte Ritterhauſen darum offen auf des Employés letzte Frage. Im Gegentheil, er war ſehr betroffen. Infolge ſeines gewonnenen Proceſſes glaubte er das Recht zu haben, mir die Pachtung dieſes Hammers zu nehmen. Ich ging zu ihm, um ihm begreiflich zu machen, daß es nicht politiſch von ihm gehandelt ſein würde, nach der ganzen Strenge des Rechts gegen mich zu verfahren, weil ich alsdann auch mein Recht gegen ihn würde zu verfolgen wiſſen.

Sie hätten ihn wegen Ihrer Forderung eingeklagt und executiren laſſen, fiel Monſieur Ermanns ſpöttiſch lachend ein. Sehr gut das — die Geſchichte gefällt mir; ich hätte es gerade ſo gemacht — wahrhaftig! Er hütete ſich doch jetzt, mit Ihnen weiter anzubinden?

Jeder andere Mann hätte zurückgehalten — aber dieſer Huckarde war ein Menſch voll all der Vorurtheile ſeines Standes. Er erklärte mir, er müſſe mir die Pachtung des Hammers dennoch nehmen, denn daß er es thun werde, das habe er ſeit langem ſchon auf ſeine Ehre verſichert, Jedem, der es hören wollte; ſeine — Ehre dulde es nun nicht anders!

Sieh', ſieh', ſieh'! Kann man auf verrücktere Weiſe ſich betragen! Es war ein unverbeſſerliches Geſchlecht, dieſe Menſchen! Er wollte alſo darauf beſtehen, Sie von Ihrer Hammerpachtung zu vertreiben? Welche abſcheuliche Rückſichtsloſigkeit! Sie hatten gewiß ganz außerordentlich viel in die Beſitzung geſteckt,

ſie verbeſſert, vergrößert — und trotzdem wollte der unſinnige Tyrann ſie Ihnen nehmen?

Meine Vorältern haben den Hammer ſeit undenklichen Zeiten innegehabt. Wir haben ihn nicht allein verbeſſert und vergrößert, ſondern wir haben ihn, darf ich ſagen, eigentlich erſt geſchaffen und gebaut. Vor hundert Jahren mag es ein winziges Ding, eine jämmerliche Anlage geweſen ſein!

Aber was geſchah dann? fragte Ermanns.

Der Alte ſtarb eben.

Der Teufel holte ihn! Nun, das war das Beſte für Sie, denn nun hielten Sie den Hammer!

Ich hielt ihn! antwortete Ritterhauſen trocken.

Der Polizeibeamte warf abermals einen eigenthümlich forſchenden Seitenblick auf den Hammerbeſitzer. Dann ſagte er gähnend:

Jetzt will ich Sie aber nicht länger beläſtigen. Da Sie ſo freundlich waren, mir ein kleines Zimmer einräumen zu laſſen, erlauben Sie mir, daß ich mich dorthin zurückziehe. Ich weiß nicht, thut es die außergewöhnliche Anſtrengung, die ich mir habe heute zumuthen müſſen, oder iſt es Ihr Wein — ich fühle das Bedürfniß, ein wenig zu ruhen.

Ganz wie es Ihnen beliebt, verſetzte Ritterhauſen, indem er die Klingel rührte und der eintretenden Dienerin befahl, den Herrn auf ſein Zimmer zu führen.

Als Sibylle nach einer Weile in die Wohnſtube trat und den Vater nach dem neuen Gaſte fragte, antwortete dieſer:

Es iſt ein Monſieur Ermanns, Angeſtellter bei der Polizei, der ſich hier einquartiert, um von hier aus Unterſuchungen über die Mordthat vorzunehmen; aber was der ans Tageslicht bringt, wird wahrhaftig blutwenig ſein! Ein gemüthlicherer Polizeimenſch iſt mir nie vorgekommen. Trinken und Schwatzen ſcheinen ihm viel angenehmere Beſchäftigungen, als ſich mit

Mordunterſuchungen zu plagen. Er iſt überzeugt, daß der Graf Epaville ſich ſelbſt ums Leben gebracht hat — dieſe Annahme hat auch viel für ſich; aber es machte mir doch einen beinahe komiſchen Eindruck, ihn ſeine Anſicht vertheidigen zu hören, denn er war ſicherlich nur deshalb ſo lebhaft dafür, weil ihm die Sache auf dieſe Weiſe die wenigſte Schererei macht. Er iſt nach oben gegangen und hat ſich aufs Ohr gelegt, um zu ſchlafen. Du liebe Zeit! Welche Menſchen drängen ſich heutzutage in Stellen und Aemter, zehren von unſern ſauer aufgebrachten Steuern und ſtehlen dem lieben Herrgott den Tag ab!

Wird er den Abend mit uns ſpeiſen? fragte Sibylle.

Ganz ohne Zweifel. Er wird ſehr mit uns ſpeiſen und trinken auch! Du kannſt deine Anſtalten danach treffen!

Sibylle hatte von dem Hammerſchmied, den ſie auf die Burg geſendet, noch immer keine Nachricht erhalten. Sie ging bald wieder hinaus und in den Garten, wohin ihr Bote kommen wollte, um ihr Bericht abzuſtatten, ſobald er von der Rheider Burg zurück ſei. Nachdem ſie eine Weile im Garten auf- und abgegangen, ſah ſie den ſehnlich Erwarteten denn auch auf dem Fußwege jenſeit des Fluſſes endlich daherkommen und dann über den Steg ſchreiten, der über dem Gewäſſer lag. Unruhig bewegt eilte ſie ihm durch das kleine Gartenthor entgegen, und begegnete ihm auf dem Grasrain, der zwiſchen dem Garten und dem Flußufer lag.

Haſt du Claus ſprechen können? fragte ſie in beinahe athemloſer Haſt.

Ja, Mamſell Ritterhauſen.

Und was ſagte er?

Er ſah mich verſtört und ängſtlich an; der ganze Menſch iſt verſtört und ſpricht unſinniges Zeug durcheinander. Als ich von einem Deſerteur anfing, rief er, er wiſſe nichts von einem

Deſerteur, und ob ich ihn auch ausfragen und ins Verhör nehmen wolle, er ſei heute ſchon genug cujonirt; ich hatte Mühe, ihm verſtändlich zu machen, daß ich von Ihnen komme und nicht daran denke, ihn zu verrathen. Da ſagte er endlich, der Deſerteur ſei ein wunderlicher Gaſt geweſen, bald ſei er im Schloß verſteckt, bald fort, draußen im Wald oder der Himmel wiſſe wo, geweſen und nicht zu Mittag noch zu Abend erſchienen. Geſtern und heute habe er nichts von ihm geſehen, aber am vorgeſtrigen Tage habe er ihn geſehen und ihm Abendeſſen gegeben.

Alſo doch! ſagte Sibylle ſchwer aufathmend, denn dieſe Mittheilung war nicht geeignet, die Laſt zu erleichtern, welche auf ihrem Herzen lag. Ich danke dir, Heinrich, und hier haſt du etwas zu einem friſchen Trunke. Daß du ſchweigſt, brauche ich dir nicht zu empfehlen!

Damit wandte ſie ſich und ſchlüpfte wieder durch das Gitterthörchen in den Garten zurück, wurde aber nicht wenig betroffen, als ihr hier, ganz nahe der Umfaſſungshecke, der Polizeibeamte, Monſieur Ermanns, begegnete. Er begrüßte ſie äußerſt höflich und ſagte:

Mademoiſelle Ritterhauſen, wenn ich nicht irre ...

Die bin ich, antwortete Sibylle mit einer kurzen Verbeugung.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihre reizende Beſitzung zu beſichtigen, ſagte der Employé — ich finde die Lage ganz ausgezeichnet. Wie ſchön iſt dies kleine Flußthal! Wie maleriſch! Und wie romantiſch blickt das alte Caſtell dort von ſeiner Höhe herab! Wirklich ein beneidenswerther Aufenthalt hier. Wer hier ruhig ſeine Tage verleben könnte, frei von all den vermaledeiten Amtsplackereien und Dienſtſchereien ...

Sie würden es den Winter doch nicht aushalten in ſolcher

Einſamkeit, verſetzte Sibylle, um auf des höflichen Mannes Reden etwas zu antworten.

Es käme dann freilich ein wenig auf die Geſellſchaft an, erwiderte Monſieur Ermanns lächelnd — in ſo guter, wie ich ſie hier finde, würde ich einen isländiſchen Winter hindurch vergnügt ſein. Ich liebe das Landleben über alles. Sie erlauben mir ja, daß ich mich ein wenig hier umſehe? Und das Hammerwerk darf ich ja auch wol betreten? Sie können ganz ſicher ſein, daß ich keine indiscreten Blicke in Ihre Fabrikationsgeheimniſſe werfen werde — ich verſtehe nichts davon — aber es intereſſirt mich, ich habe niemals ein ſolches Eiſenwerk geſehen — und dieſer Mann da, fuhr der Fremde auf den Arbeiter deutend fort, der noch immer im Hintergrunde ſtand, weil er ſich ſcheute, an den Redenden in dem ſchmalen Gartenpfade vorüberzugehen — dieſer Mann hat wol die Gefälligkeit mich zu führen!

Geh' mit dem Herrn, Heinrich, wandte ſich Sibylle an dieſen, und zeige ihm den Hammer! und dann machte ſie dem Employé abermals eine Verbeugung und ging an ihm vorüber dem Hauſe zu.

Liebe Leute — die Ritterhauſen, wandte ſich der Polizeibeamte nun an den Arbeiter mit einem äußerſt freundlichen Geſicht; man freut ſich ordentlich, eine ſo biedere, ſolide, wohlhabende Familie zu ſehen. Es gibt ihrer wenig ſolche, mein guter Freund, das kann ich Ihm verſichern; unſereins hat Gelegenheit, das zu erfahren. Es iſt gar viel Schwindel in der Welt, namentlich in Eurer Hauptſtadt Düſſeldorf, das iſt ein gewaltiges Schwindlervölkchen.

Ja, antwortete der große Hammerſchmied gutmüthig lachend, indem er neben dem geſprächigen Beamten weiter ging und an der Hecke des Gartens her den Schmiedegebäuden zuſchritt — das rührt noch aus der pfälzer Zeit her — die Leute in der

Pfalz ſind ein luſtig Volk und die haben's mit herübergebracht! Und nun die Franzoſen drin ſind ...

Wird es nicht beſſer werden, meint Er, ehrlicher Mann? — Nun, Er kann wol recht haben! verſetzte Monſieur Ermanns. — Ah, da iſt ja wol der Hammer, lauter ſolide, tüchtig in Stand gehaltene Gebäulichkeiten — das macht einen andern Eindruck, alles was man hier ſieht, als das verkommene alte Haus, die Burg wie man hier ſagt, da droben!

Ja, gottlob! erwiderte Heinrich.

Ihr waret wol ſchon oben, auch im Innern des alten Caſtells?

Schon manchmal!

Wenn ich recht ſah, kamt Ihr eben von da herunter. Mamſell Sibylle hatte Euch einen Auftrag gegeben?

O das nicht gerade, verſetzte der Arbeiter ein wenig verlegen.

So hatte ſie Euch eine Botſchaft aufgetragen, fuhr Ermanns fort. Ihr habt wol einmal zuhören ſollen, welche Wendung die Unterſuchung nehme und was die Herren, die heute oben waren, zu dem Fall geſagt haben? Man weiß ja, die Damen ſind ein wenig neugierig.

Es iſt aber doch nicht ſo, ſagte der Arbeiter — ich war blos oben, um dem Hausmeiſter Claus etwas zu ſagen.

So, dem Hausmeiſter Claus — von der Mamſell Ritterhauſen? Und was ſolltet Ihr ihm ſagen? fragte Monſieur Ermanns plötzlich mit einem außerordentlich ſcharfen Tone.

Was Mamſell Sibylle mir aufgetragen hat.

Was ſie Euch aufgetragen hat! Etwa eine Erkundigung, wie Claus geſchlafen habe?

Das nicht gerade!

Kennt Mamſell Sibylle den Claus?

Ja, Herr, ſicherlich.

Kennt ſie das Innere der Burg?

Gewiß; früher, als Mamſell Sibylle noch ein Kind war, und die Huckarde noch auf der Burg wohnten, da iſt ſie faſt alle Tage droben geweſen und hat mit dem jungen Herrn Richard geſpielt — dazumal war der Proceß noch nicht im Gange, und von da her kennt ſie die Burg und den Claus gar wohl.

Und weil ſie ſo gut und ſchön iſt, geht der alte Claus durch Feuer und Waſſer für Mamſell Sibylle? fragte der Polizeibeamte.

So wird es wol ſein! verſetzte lächelnd Heinrich. Beſonders, wenn er ein ordentliches Trinkgeld dabei verdient.

Alſo, fuhr Monſieur Ermanns fort, indem er ſich auf dem Platze, wo ſie ſich befanden, einem zwiſchen der hintern Seite des Wohngebäudes und den Hammerwerkſtätten verſteckt liegenden Winkel gemüthlich auf einen Haufen Bauholz ſetzte, welches hier aufgeſchichtet lag — alſo, nun brauchten wir blos noch zu hören, was Ihr im Auftrage der Demoiſelle dem Hausmeiſter habt ausrichten müſſen, und dann könnten wir weiter gehen, um uns die Hammerſchmiede anzuſchauen. Ich muß das aber vorher wiſſen, mein guter Freund, denn dies zu erfahren, bin ich ſo begierig, daß ich gar kein Vergnügen an dem Beſchauen Eurer famoſen Eiſenfabrik haben würde, ehe ich es nicht gehört!

Aber, mein Gott, was geht es Euch denn an? platzte der Hammerſchmied heraus.

Ja, was geht es mich an! Eigentlich nichts, gar nichts. Da habt Ihr völlig recht. Aber ſeht, Heinrich — Heinrich heißt Ihr, nicht wahr? — ſeht, Heinrich, ich bin nun einmal von unſerm Herrgott ſo neugierig geſchaffen ...

Kann Euch aber doch nicht helfen, brummte der rußige Menſch, dem des Ausfragens zu viel wurde. Geht und fragt Mamſell Sibylle ſelbſt, und wenn Ihr's gehört habt, ſo könnt Ihr nachkommen und in der Schmiede nur nach dem Heinrich fragen, ich will dann ſchon zur Hand ſein und Euch alles zeigen.

Und damit wendete der Arbeiter dem Employé den Rücken und machte Miene, ihn auf ſeinem Bauholz ſitzen zu laſſen, ſolange er Luſt habe.

Halt, mein Freund, rief aber jetzt der Beamte in einem ſehr ſchneidenden Tone — ich muß Euch darauf aufmerkſam machen, daß Ihr in einem kleinen Irrthum befangen ſeid, wenn Ihr nämlich glaubt, ich plaudere mit Euch, um die Zeit gemüthlich todtzuſchlagen. Ihr müßt wiſſen, daß Ihr vor einer obrigkeitlichen Perſon ſteht, welche alle Vollmachten hat, zu thun und zu verfügen, was ihr irgend nothwendig ſcheint, um dem in der Rheider Burg begangenen Verbrechen auf die Spur zu kommen. Wir haben uns bis jetzt ganz freundſchaftlich über den Fall unterhalten, und wenn Ihr es wünſcht, Meiſter Heinrich, ſo fahren wir in dem Tone fort, und Ihr erzählt mir nun ganz aufrichtig, zu welchem Ende die Demoiſelle Euch ſoeben da hinaufgeſandt hat. Wenn Ihr aber noch länger den Verſtockten ſpielt, dann arretire ich Euch, laſſe Euch geſchloſſen nach Düſſeldorf transportiren, allwo man Euch in ein finſteres Loch wirft, und dort laſſe ich Euch einen Tag hungern und den andern mit Waſſer und Brot regaliren und den dritten Tag wieder hungern — Ihr habt dann eine kleine Abwechſelung, damit Euch das ewige Waſſer und Brot nicht gar zu langweilig wird. Das geht ſo fort bis Ihr ſchwarz werdet, oder bekennt. Ueberlegt Euch deshalb die Sache! Was meint Ihr, wie lange hält ein Menſch, der Eure Leibesgeſtalt, Eure Knochen und Euern Magen

hat, es mit Waſſer und Brot in einem dunkeln Loche aus? Acht Tage? Vielleicht. Aber rechnen wir zehn. Länger gewiß nicht. Oder meint Ihr vierzehn? Gut, laſſen wir's vierzehn ſein. Dann aber ſeid Ihr mürbe, Freund, das ſchwöre ich Euch, und kriecht zu Kreuz und küßt dem Teufel den Schwanz, wenn man's von Euch verlangt. Nun, alſo — wie ſoll es ſein? Wollt Ihr gleich ſprechen, oder erſt ſolch eine kleine Cur durchmachen?

Der große Menſch war blaß geworden unter dem Rußüberzug, der ſein Geſicht bedeckte, und ſeine ungelenken Glieder ſchlotterten vor Schrecken vor dem kleinen ſchmächtigen Employé, der vor ihm ſaß und in ſo freundlich gemüthlichem Tone von ſo haarſträubenden Dingen ſprechen konnte.

Um Gottes willen, wer ſeid Ihr denn? ſtammelte er.

Ich bin Beamter der großherzoglich bergiſchen Polizeiverwaltung, mein Freund. Als ſolcher befehle ich Euch nun zu reden. Und zwar die Wahrheit. Denn das merkt Euch wohl, Ihr werdet das, was Ihr ſagt, ſpäter beſchwören müſſen. Darum lügt nicht.

Aber, Herrgott im Himmel, was ſoll ich denn ausſagen? verſetzte der Arbeiter und warf die Blicke um ſich, wie wenn er ſehen wolle, ob er nicht vor dem fürchterlichen Menſchen reißaus nehmen und in irgend ein nahes Verſteck ſchlüpfen könne.

Ihr wollt entſpringen? Das würde Euch nichts helfen, Heinrich, ſagte der Polizeibeamte, — wir würden Euch ſchon fangen; der Hammer iſt bewacht von allen Seiten. Nun aber heraus mit der Sprache, fuhr er, wieder in ſeinen gebieteriſchen und drohenden Ton fallend, fort, meine Geduld iſt zu Ende und ich will eine Antwort. Was habt Ihr auf der Burg ausrichten ſollen?

Ich habe, ſtammelte der Arbeiter ſo gedrängt und eingeſchüchtert, den Claus aufſuchen ſollen, um ihn zu fragen ...

Nun, was?

Ob ... ob der Fremde noch in der Burg ſei!

Der Fremde? Welcher Fremde?

Ja, das weiß ich nicht! — der Fremde.

Alſo der Fremde — ob der noch in der Burg ſei?

So iſt es.

Und was hat der Hausmeiſter — Ihr habt ihn aufgefunden und mit ihm geſprochen?

Ja.

Was hat er geantwortet?

Er hat geſagt, er wüßte es nicht. Vorgeſtern habe er ihn zum letzten male geſehen, jetzt werde er ſich wol aus dem Staube gemacht haben.

So, das ſagte er? Der Fremde werde ſich wol aus dem Staube gemacht haben?

Das waren ſeine Worte.

Nun brauche ich von Euch nur noch etwas Näheres zu hören, was das denn eigentlich für ein Fremder iſt, und dann könnt ihr frei Eures Weges gehen, Meiſter Heinrich. Ihr werdet mir nicht aufbinden wollen, Ihr hättet Euch bei der Demoiſelle Ritterhauſen oder bei dem Hausmeiſter Claus nicht ein wenig danach erkundigt, nach dem Fremden!

Ich weiß aber doch nichts von ihm!

So? — Da oben in der Burg iſt in verfloſſener Nacht ein Mord vorgefallen. Bei ſolchen Vorkommniſſen pflegt der Menſch ſich zu fragen: Wer hat das gethan, wer kann das Verbrechen begangen haben? Und wenn man alsdann von einem Fremden hört, der in dem Hauſe geſteckt hat, wo ſo etwas vorgegangen iſt, ſo werden alle Geiſter der Neugierde wach und

rufen: Wer iſt der Fremde? Wolltet Ihr mir aufbinden, Ihr hättet nicht ſo gefragt? Nein, Ihr ſeid nicht ſo dumm! Alſo heraus mit der Sprache!

Herr, ich kann bei meiner Seligkeit ſchwören, daß ich nichts davon weiß — ich habe den Auftrag bekommen, nach dem Deſerteur zu fragen und Claus hat mir darauf geantwortet, wie ich geſagt habe; keine Sylbe mehr, denn er war verdrießlich und wollte mir kaum Rede ſtehen.

Nach dem Deſerteur — alſo nach einem Deſerteur ſolltet Ihr fragen? Der Fremde war alſo ein Deſerteur?

So nannte ihn Claus.

Nun, Meiſter Heinrich, werdet Ihr beſchwören können, daß dies alles iſt, was Ihr oben gethan habt und was Ihr wißt?

Ja, Herr, jeden Augenblick.

Der Polizeibeamte fixirte den Menſchen mit ſeinen ſchärfſten Blicken und dann ſagte er:

Es freut mich, daß Ihr ſo vernünftig geweſen ſeid, endlich mit der Sprache herauszurücken. Ich verlange jetzt nichts weiter von Euch, als daß Ihr mit keiner Silbe und keiner Miene irgendjemand verrathet, worüber wir uns eben freundſchaftlich unterhalten haben. Wenn Ihr das Maul nicht hieltet, ſo würde ich das ſehr bald merken, und wenn Ihr mir dadurch das Spiel verderbt, ſo laſſe ich Euch krumm ſchließen und laſſe Euch auf Lebenszeit nach Cayenne ſchicken, wißt Ihr, wo der Pfeffer wächſt. Adieu, Meiſter Heinrich — Ihr könnt jetzt ſchmieden gehen! Bis auf Wiederſehen!

Der Arbeiter machte eilig von dieſer Erlaubniß Gebrauch; mit langen Schritten hub er ſich von dannen, wie in der Furcht, daß der entſetzliche Polizeimenſch, ſolange er noch von dieſem geſehen werde, ihn noch einmal zurückrufen und in den Schraubſtock ſeiner verzweifelten Fragen nehmen könne.

Als er in den Hammergebäuden verſchwunden war, blieb Monſieur Ermanns noch eine Weile nachdenklich auf ſeinem Bauholz ſitzen.

Dann ſtand er auf, ſchlenderte läſſig in das Wohngebäude zurück, und nachdem er hier ſeinen Schreiber aufgeſucht und ihm einige Befehle gegeben, ließ er Demoiſelle Ritterhauſen um die Gunſt einer Unterredung unter vier Augen bitten.

Achtes Kapitel.

Ein Verhör.

Sibylle empfing den Polizeibeamten in dem kleinen Zimmer, welches wir kennen; während sie sich in den leichten Rohrsessel setzte, der vor ihrem Schreibpult stand, bat sie den Beamten, auf dem kleinen Divan Platz zu nehmen, — an der Wand ihr gegenüber, unter den Bildern aus Klopstock's Messias. Monsieur Ermanns placirte sich just unter der bekannten Abbildung des zürnenden Höllengotts, der, auf Flammenwolken stehend, voller Grimm Blitze zu schleudern scheint. Der kleine Mann darunter nahm sich im Vergleich mit dieser poetischen Gestalt sehr schmächtig und äußerst zahm aus. Der Anspruch auf Männlichkeit, der dies farblose Gesicht in Gestalt eines Backenbartes umrahmte, war vom grau machenden Alter allbereits stark überpudert; seine Mienen drückten weder Strenge noch etwas anderes aus, wenn nicht eine gewisse Apathie und Theilnahmlosigkeit an jedem Ding, das andere weniger ruhige Menschen auf ihrer irdischen Lebenslaufbahn in Aufregung zu versetzen vermag.

Und doch hatte das Wesen dieses Mannes etwas Bedrückendes, Aengstigendes für das junge Mädchen; sie fand in seinen

Blicken etwas, das ſeiner übrigen Haltung und ſeiner Art zu ſein und ſich zu geben ſchnurſtracks widerſprach. Es lag in ſeinen Augen etwas Scharfes, Hartes, Falſches, — etwas, das Sibyllens Mistrauen erregte. Vielleicht aber war dieſer Eindruck mehr zu erklären durch Sibyllens natürliche Beängſtigung, womit ſie das Begehren einer Unterredung von ſeiten des Beamten erfüllt hatte, als durch die Wirklichkeit und Richtigkeit ihrer Beobachtung.

Welch allerliebſtes Boudoir haben Sie ſich hier angelegt, Mademoiſelle, begann der Polizeibeamte die Unterhaltung, nachdem er ſich geſetzt hatte; ſehr hübſch und freundlich in der That — die Ausſicht von den Fenſtern iſt hier noch hübſcher als aus dem Wohnzimmer des Herrn Ritterhauſen — ich kann mir denken, ſetzte er mit einem Lächeln hinzu, das für Sibyllen etwas Hämiſches hatte, ich kann mir denken, daß Herr Ritterhauſen ſich lieber dem Teufel verſchreibt, als dieſe ſchöne Beſitzung verläßt.

Mein Vater hat Gott ſei Dank nicht nöthig, ſich dem Teufel zu verſchreiben um deswillen, antwortete Sibylle halb überraſcht und erſchrocken, halb beleidigt durch dieſe Aeußerung.

Sie meinen, er braucht den Teufel nicht, er hilft ſich ſelber, fuhr mit demſelben bedeutſamen und hämiſchen Lächeln Monſieur Ermanns fort.

Ich meine, Sie reden in ſeltſamen Ausdrücken, mein Herr, die ich nicht verſtehe. Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir ſagen wollten, womit ich Ihnen dienen kann!

Sie zu verbinden bin ich eben gekommen, Mademoiſelle, antwortete der Polizeibeamte. In der That, in der reinſten und wohlwollendſten Abſicht. Ich bitte Sie, bei unſerer fernern Unterredung dies nicht außer Acht laſſen zu wollen. Wir werden dann am raſcheſten zum Ziele kommen. Betrachten Sie

jedes meiner Worte als das eines aufrichtigen Freundes; ſehen Sie in mir nicht zuerſt den Beamten, ſondern vor allem den weichen theilnehmenden Menſchen, dem das, was er als Beamter thun muß, oft das Herz bluten macht. In der That, Demoiſelle Ritterhauſen, ich bin von Natur eine gute harmloſe Seele. Wenn Sie mich kennten, würden Sie ſagen: den hat Gott in ſeinem Zorn zum Polizeimenſchen gemacht. Aber wenn man nun eben nichts Rechtes gelernt hat! Was kann man da machen? Es muß doch gelebt ſein. Ich habe Frau und Kinder. Aus dem Militärdienſt, worin ich früher ſtand, mußte ich ausſcheiden — ich hatte meine Geſundheit darin ruinirt — meine ganze Conſtitution iſt dabei zerrüttet worden. — Sie ſehen es mir nicht an, aber ich bin oft recht elend. Als Entſchädigung für eine geopferte Geſundheit und ein geopfertes Leben hat man mir dieſen jämmerlichen Polizeidienſt gegeben, den ich ſo oft verwünſche. — Doch was langweile ich Sie mit meinen Klagen, ich wollte ja weiter nichts, als Ihnen zeigen, daß Sie mir vertrauen könnten, daß ich gekommen bin, mich mit Ihnen ganz ohne Rückhalt freundſchaftlich über eine Angelegenheit auszuſprechen, welche Sie ſo nahe berührt, und worin Sie durchaus des Beiraths eines Freundes bedürfen, um nicht von der Schwere Ihres Kummers zu Boden gedrückt zu werden.

Sibylle ſah den Polizeibeamten während dieſer ganzen Rede mit großen Augen an.

Ich muß Ihnen bekennen, ſagte ſie, weit mehr erſchrocken, als durch ſeine Freundſchafts- und Theilnahmeverſicherungen beruhigt, daß ich nicht begreife, worauf Sie eigentlich zielen, mein Herr!

So erlauben Sie mir zuerſt einige Fragen, Mademoiſelle. Wiſſen Sie um ein Schreiben, welches der ermordete Graf von Epaville an Ihren Vater erlaſſen hat?

Ja — ich habe es geleſen.

Nach einem Entwurf, welchen wir in dem Wohnzimmer des Unglücklichen auf der Burg oben gefunden haben, droht er darin Ihrem Vater mit der Verfolgung ſeiner Rechte auf dieſe Hammerbeſitzung. Er hat entdeckt, daß der Hammer Eigenthum der Burg iſt und er deutet an, daß, wenn Ihr Vater denſelben wie ſein Eigenthum bisjetzt behandelt habe, dies nur durch Nachläſſigkeit der frühern Behörden möglich geworden ſei, deren Pflichtverletzung Ihr Vater vielleicht durch Beſtechung erlangt habe.

Dieſe beleidigende Vorausſetzung iſt in dem Schreiben des Grafen, wie es uns zugekommen, nicht enthalten; mein Vater würde ſich dergleichen auch nicht haben gefallen laſſen, erwiderte Sibylle ſtolz.

Nun, der Entwurf lautet doch ungefähr ſo, fuhr der Polizeibeamte fort. Und Sie haben den Brief bekommen, ſagen Sie. Ihr Vater iſt erſchrocken, als er dieſe Fehdeerklärung ſeines neuen Nachbars erhalten hat; und Sie, Mademoiſelle, ſind in hochherziger Entſchloſſenheit zum Grafen von Cpaville gegangen und haben verſucht, ihn von weitern Schritten in dieſer Angelegenheit abzuhalten, oder einen Vergleich mit demſelben zu ſchließen.

Woher wiſſen, woraus ſchließen Sie das? fiel ihm Sibylle entrüſtet ins Wort.

Der Hausmeiſter auf der Rheider Burg hat in ſeiner eidlichen Vernehmung ſo ausgeſagt; er hat vom Fenſter ſeiner Kammer aus geſtern eine lange Unterredung zwiſchen Ihnen und dem Grafen bemerkt, die in dem Garten des alten Gebäudes ſtattfand.

Das iſt richtig, ich bin dort oben dem Grafen zufällig begegnet, aber ſicherlich nicht, um dieſe Zuſammenkunft zu finden, hinaufgegangen. Der Graf hat mir bei ſeiner erſten Erſcheinung

hier nicht den Eindruck eines Mannes gemacht, mit dem ich gesucht hätte, in weitere Berührung zu kommen.

Sie hatten also nicht die Absicht, den Grafen in der Angelegenheit Ihres Hammers umzustimmen, ihn zu einer andern Ansicht der Sache, oder etwa zu einem Vergleich zu bereden.

Nicht im entferntesten!

Seltsam! sagte der Polizeibeamte. Es wäre doch so natürlich gewesen. Sie mußten wissen, daß Ihre Angelegenheit einen sehr mislichen Charakter für Sie hatte. Soweit ich die Sache bisjetzt kenne und zu beurtheilen vermag, Mademoiselle, gehört der Hammer in der That als Pertinenzstück zur Rheider Burg, das heißt, er gehörte dem Grafen. Und dieser brauchte Geld, viel Geld, denn er war ein wenig Lebemann, der arme Graf. Er kündigte Ihnen an, daß er gesonnen sei, sein Recht gegen Sie auszubeuten. Sie, die Sie gewohnt sind, Ihren kranken Vater in dessen Geschäften zu vertreten, begeben sich zu der Burg hinauf, Sie haben eine längere Unterredung mit Epaville — und dennoch versichern Sie mich, daß Sie nicht von der Angelegenheit, die Ihnen doch sehr dringend am Herzeu liegen mußte, mit ihm reden wollten ...

Zweifeln Sie an meinen Worten?

Nicht im geringsten, Demoiselle Ritterhausen, ich erstaune nur. Aber ich lasse auf Ihr bloßes Wort hin sogleich meine ganze Ueberzeugung fallen.

Und diese Ueberzeugung war?

Daß der Graf Ihre Vergleichsvorschläge zurückgewiesen, daß er Ihnen seinen festen Willen erklärt hat, sein Recht zu verfolgen.

O nein, mein Herr — es war durchaus umgekehrt, versetzte Sibylle mit einem bittern und verächtlichen Lächeln, der Graf war voll zuvorkommender Anträge zu jedem möglichen Ver-

gleich; er machte aus ſeiner Freundſchaft eine ſehr wohlfeile Waare ...

Der Polizeibeamte warf einen ſeiner ſcharfen Blicke auf Sibylle.

Sie haben alſo doch von Ihrer Angelegenheit mit ihm geredet, ſagte er. Soeben verneinten Sie es.

Ich verneinte, daß ich ihn aufgeſucht; nicht daß, als der Zufall mich ihm in den Weg geführt, er nicht ſofort von der Sache begonnen und der Unterredung eine Wendung gegeben, die mich veranlaſſen mußte, ſie ſo bald abzubrechen, wie es immer möglich war.

Aha, ich verſtehe alles, erwiderte Monſieur Ermanns mit boshaftem Lächeln. Nun haben wir denn doch ganz daſſelbe, was ich vorhin als Thatſache feſtſtellen wollte: Sie haben eine Kriegserklärung von dem Grafen erhalten und als Sie darauf eine zufällige Unterredung mit demſelben hatten, begriffen Sie, daß ein Friedensſchluß mit ihm nur auf Bedingungen hin zu Stande kommen könne, welche Sie unter keinen Umſtänden, nie und nimmer, eingehen würden!

Darf ich Sie bitten, mein Herr, mir zu ſagen, wozu Sie mich über dieſe Angelegenheit verhören, denn die freundſchaftliche Unterredung, um welche Sie mich baten, hat gar ſehr den Charakter eines Verhörs angenommen.

Hat ſie das in der That, Mademoiſelle? Nun, es mag ſein. Aber ich würde untröſtlich darüber ſein, wenn etwas in meinem Tone und in meinen Fragen läge, das Sie perſönlich verletzen könnte. Niemals in meinem Leben möchte ich weniger als Beamter und mehr als ein theilnehmender, wirklich ergebener Freund erſcheinen!

Dann würde ich es als einen Freundesdienſt betrachten, wenn Sie mir ohne weitere Einleitung ſagen wollten, wozu —

Ohne Einleitung bringe ich das nun eben nicht übers Herz, Mademoiſelle Ritterhauſen, und deshalb bitte ich Sie, ſpannen Sie mein herzliches Mitleiden mit Ihrer Lage nicht dermaßen auf die Folter ...

Herzliches Mitleiden ... ich bin Ihnen ſehr dankbar dafür, mein Herr, aber ich muß Ihnen geſtehen, daß ich es überaus überflüſſig finde, fiel Sibylle erbleichend ein.

Mademoiſelle, ich will die Thatſachen vor Ihnen reden laſſen — Sie ſollen dann ſelber die Schlüſſe ziehen. Nachher erſt werden wir auf dieſen Punkt zurückkommen. Sehen Sie, was ſich ereignet hat, iſt dieſes:

Im Jahre 1799 gewinnt der Baron Huckarde einen Proceß wider den Hammerbeſitzer Ritterhauſen, dahin, daß der Rheider Hammer, welchen der letztere längſt als ſein Eigenthum betrachtete, den er geſchaffen, verbeſſert, vergrößert hat, der ihn reich oder doch wohlhabend machte, der ſeine kleine Welt, ſein Eins und Alles iſt, auf dem er geboren und auf welchem er zu ſterben gehofft hat, daß dieſer Hammer nicht ihm, ſondern dem Baron Huckarde gehöre.

Der Baron hat beſchloſſen, ihn von dem Hammer zu entfernen.

Um dem zuvorzukommen, kauft Ritterhauſen Forderungen, welche dritte Perſonen an Huckarde haben, Schuldverſchreibungen des Barons an ſich. Er eröffnet dem geſtrengen Herrn dies. Er droht ihm: brauchſt du dein Recht, ſo gebrauche ich das meine. Treibſt du mich von dem Hammer fort, ſo treibe ich unerbittlich meine Forderungen ein, laſſe deine Burg, oder wenn das nicht möglich, da ſie Lehngut, alle deine fahrende Habe mit Beſchlag belegen und verſteigern.

Wie wiſſen Sie das, mein Herr? fragte Sibylle in hohem Grade verwundert.

Von dem Herrn Ritterhauſen ſelbſt. Er war vorhin in einer vertraulichen Unterredung ſo freundlich, es mir mitzutheilen.

Mein Vater ſelbſt ſagte Ihnen ...?

Gehen wir weiter, verſetzte Monſieur Ermanns; alſo der Hammerbeſitzer bedroht den Burgherrn; der Burgherr aber entgegnet, daß er dieſe Bedrohung nicht beachten werde, daß er ſein Wort gegeben, ſeine Ehre verpfändet, den Herrn Ritterhauſen von ſeinem Grund und Boden auszutreiben, und daß er ihn deshalb austreiben werde.

Herr Ritterhauſen ſieht ein, daß er mit dem alten vorurtheilsvollen Manne nicht werde zu einer Verſtändigung kommen können. Er muß ſich ſagen, daß der Tag naht, wo er zur Schadenfreude ſeiner Neider und Feinde den Hammer werde räumen und in die Welt hinausziehen müſſen. Sie trennen ſich im Zorn, die beiden Männer. Der alte Huckarde geht ſpät abends noch aus, zu einer Stunde, in welcher auch Ritterhauſen ganz gegen ſeine Gewohnheit außer ſeiner Wohnung iſt — am andern Morgen findet man plötzlich den alten eigenſinnigen Baron mit einer Wunde am Hinterkopf todt in der Wupper!

Erſte Thatſache. Gehen wir über zur zweiten.

Der Hammerbeſitzer Ritterhauſen bleibt nun unangefochten auf ſeinem Hofe. Jahre vergehen. Wir ſchreiben 1807. Die Rheider Burg wird Eigenthum eines neuen Herrn, eines Mannes, deſſen Privatverhältniſſe ihn zwingen, die Citronen, welche man ihm ſchenkt, nicht unausgepreßt zu laſſen. Dieſer Herr erklärt denn auch ſofort dem Hammerbeſitzer: du ſitzeſt auf meinem Eigenthum; ich fordere es zurück von dir, du ſollſt mein Pachter werden, mein Heuerling, oder ſofort den Herd, an dem du dich unrechtmäßigerweiſe breit gemacht haſt, verlaſſen.

Der Hammerbeſitzer ſendet ſeine Tochter zu dem neuen, ſo ſchlimm auftretenden Herrn, um mit ihm zu verhandeln. Aber

dieſe Botſchaft bleibt fruchtlos. Sie hat nur ein noch mehr erbitterndes Ergebniß, denn der neue Burgherr führt der Tochter des Hammerbeſitzers gegenüber eine Sprache, welche ihre jungfräulichen Gefühle verletzt und ihren Zorn erregt. Herr Ritterhauſen alſo muß ſich einmal wieder ſagen: es gibt hier keine Rettung für dich, du wirſt deinen alten Beſitz mit dem Rücken anſehen müſſen. Da, in der nächſten Nacht, findet man den neuen Burgherrn mit einer tiefen Wunde in der Bruſt todt auf ſeinem Bette.

Habe ich die Thatſachen einfach, wie ſie ſind, richtig und wahrheitsgetreu, vorgetragen?

In Ihrer eigenen Färbung! Aber, um Jeſus und aller Heiligen willen, was folgern Sie daraus, rief Sibylle, die bis dahin mit immer größer werdenden Augen, immer bleicher werdenden Zügen der Rede des Polizeibeamten zugehört hatte.

Was ich daraus folgere? Brauche ich das zu ſagen? Folgern Sie ſelber: die Moral der Geſchichte ſcheint mir nicht ſchwer zu finden!

Sie werden doch nicht andeuten wollen, rief Sibylle, plötzlich über und über dunkelerröthend und mit von Zorn bebender Lippe, Sie werden doch nicht die Verwegenheit haben, anzudeuten, daß mein Vater mit dieſen Mordthaten, oder was es ſein mag, irgendeine Verbindung habe!

Beruhigen Sie ſich, Demoiſelle Ritterhauſen; nehmen wir die Dinge wie ſie ſind; ich habe Sie meiner Ergebenheit und Dienſtbefliſſenheit hinreichend verſichert; ich will nichts andeuten, nichts behaupten, ich will nur mit Ihnen überlegen, auf welche Weiſe ...

Mein Herr, fuhr Sibylle entrüſtet dazwiſchen, indem ſie aufſtand, ich danke Ihnen für eine Freundſchaft und Ergebenheit,

welche ſich darin zeigt, daß Sie mir Unverſchämtheiten ſagen. Haben Sie die Güte, mich zu verlaſſen, oder ich ...

Sacht, ſacht, meine theure Demoiſelle, fiel hier Monſieur Ermanns ein, ſtoßen Sie meine wohlwollende Theilnahme nicht von ſich, denn Sie würden dann ſehr unglücklich werden. Ich bin in der That nicht ſo unverſchämt und verwegen, wie Sie ſagen. Wenn ich aus der Lage der Dinge den Schluß gezogen habe, daß Herr Ritterhauſen der intellectuelle Urheber, wie die Juriſten ſich ausdrücken, dieſes Mordes an dem Grafen von Epaville iſt, ſo habe ich noch eine ganz beſtimmte Thatſache, welche die Folgerungen meiner Vernunft unterſtützt.

Ich glaube, ich habe ſchon mehr, als es ſich für eine Tochter ziemt, von Ihren Folgerungen angehört, und deshalb ...

Nur noch einen Augenblick, fiel der Polizeibeamte, immer in ſeinem ruhigen, freundlichen, halb demüthigen, halb ironiſchen Tone bleibend, fort. Sagen Sie mir, was hat der Deſerteur zu bedeuten, welchen man ſeit den letzten Tagen in der Rheider Burg verſteckt gehalten hat, und nach deſſen Befinden Sie vor kurzer Zeit ſich ſo theilnehmend erkundigt haben — Sie, Mademoiſelle Ritterhauſen!

O, mein Gott! rief Sibylle aufs neue todtenbleich werdend aus, und fiel halb ohnmächtig auf ihren Stuhl zurück.

Monſieur Ermanns ſchien der furchtbaren Erſchütterung des jungen Mädchens, ihrem ohnmachtähnlichen Zuſtande durchaus keine Bedeutung beizulegen. Er fuhr zu reden fort, nur daß jetzt ſeine Stimme einen ſtrengen Ernſt annahm und ſeine Blicke ſtechend über ſeine Brille fortſchoſſen.

Ich muß hiernach annehmen, ſagte er, daß Sie in das, was geſchehen iſt, vollſtändig eingeweiht ſind. Der Deſerteur, der Ihre Theilnahme in Anſpruch genommen hat, iſt das Werkzeug geweſen, deſſen Ihr Vater ſich bedient hat, und Sie,

Demoiſelle Sibylle Ritterhauſen, kennen dieſes Werkzeug und ſind in Sorge darum, ob der Mörder ſich früh genug vom Schauplatz ſeines Verbrechens gerettet hat, ob er nicht in die Hände der Gerechtigkeit gefallen iſt! Sie geſtehen mir das ein, Mademoiſelle?

Sibylle bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen, durch deren Finger ſich jetzt die hellen Thränen drängten.

Nicht wahr, Sie geſtehen das ein?

Sibylle antwortete nicht. Aber für ſich ſagte ſie: O, dieſe Strafe iſt fürchterlich — aber ſie iſt gerecht, gerecht!

Die Strafen der Verbrechen ſind immer gerecht, fiel der Polizeibeamte, deſſen ſcharfes Ohr ihre geflüſterten Worte vernommen hatte, ein; und doch treffen ſie den einen weit härter als den andern, je nach ſeinem Charakter, ſeiner Erziehung, der Stellung, welche er im Leben einnimmt. Für den Ehrgeizigen, den Gebildeten, einſt angeſehenen Mann, den die Leidenſchaft zum Verbrechen verführt, iſt die öffentliche Beſtrafung, z. B. die Ausſtellung, etwas, worin für ihn eine Hölle liegt, während der in Ruchloſigkeit aufgewachſene, verkommene Menſch ſich gar wenig daraus macht. Dennoch ereilt dieſe Strafe beide für daſſelbe Verbrechen. Freilich iſt der eine ſtrafbarer als es der andere iſt: ob aber in dem Maße, wie ihn die Strafe grauſamer trifft — wer kann das beſtimmen! Wir ſind alle Sklaven unſerer Leidenſchaften und moraliſche Blindheit läßt uns in Verbrechen fallen, wie phyſiſche Blindheit in Abgründe. Der Menſch iſt eben wie er von der Natur gebildet worden, und wenn er ſeinem Nachbar das Haus anzündet, wer weiß, wo da der erſte Funke zu dem verderblichen Feuer eigentlich ſteckte und aufglomm — ob nicht vielleicht in einem ungeſunden Blut, das in ſeinen Adern ſtockte und mit andern Säften in feindliche Reibung gerieth und gor, und ihn in einen Zuſtand verſetzte, worin

er der bedauernswürdige Sklave eines Triebes und Dranges wurde, der ihn zu dem führte, was wir dann Verbrechen nennen und das wir dann unnachsichtlich bestrafen. Das letztere ist freilich auch nicht zu umgehen. Was soll man da machen! Aber aus dieser meiner Ansicht von den Dingen sehen Sie, Mademoiselle, daß ich nicht der Mann bin, über solche Thatsachen, wie sie hier in Frage sind, in eine unerbittliche moralische Entrüstung zu gerathen. Die aufrichtige Theilnahme, von der ich Ihnen vorhin sprach, bleibt Ihnen dennoch in ungeschmälertem Maße, und ich will jetzt dazu übergehen, sie Ihnen durch die That zu beweisen. Sagen Sie mir, kennen Sie unser französisches öffentliches Gerichtsverfahren, unsere Assisenhöfe, Demoiselle Ritterhausen?

Sibylle antwortete nicht. Wie versunken in einen tiefsten Gram, der sie für alles, was außer ihr vorging, unempfindlich machte, saß sie auf ihrem Stuhle da, das Gesicht noch immer in ihren Händen bergend.

Ich bitte um Antwort, Mademoiselle, sagte der Polizeibeamte scharf, kennen Sie unsere Geschworenengerichte?

Sibylle blickte auf und wandte ihm ihre todtenbleichen, mit Thränen benetzten Züge zu.

Glauben Sie denn wirklich, können Sie wirklich glauben, antwortete sie mit stammelnder Lippe, daß mein Vater ...

Was kann Ihnen daran so viel liegen, Mademoiselle, ob ich glaube oder nicht glaube? Es hat für Sie gar keinen praktischen Werth, was ich persönlich glaube, versetzte Monsieur Ermanns mit bitterm Lächeln; — lassen wir es also getrost aus dem Spiele und hören Sie mich jetzt ruhig an. Sehen Sie, das Geschworenengericht ist eine Einrichtung, die das Merkwürdige hat, daß sie — wenigstens wenn es sich um gebildete Leute handelt — für den Unschuldigen, der vor dasselbe gezogen wird,

eine gerade ſo harte Strafe enthält wie für den Schuldigen. Man führt nämlich den Angeklagten in einen großen Saal. Ihm gegenüber ſetzt man zwölf ehrſame Bürger, Gevatter Schneider und Handſchuhmacher hin, und dann läßt man herein, wer immer von Krethi und Plethi kommen will, ſich die Geſchichte anzugaffen. Dann gibt man ſich einer ganz rückhaltloſen, durch keine Rückſicht eingeſchränkten Erörterung ſeines Charakters, ſeiner Vergangenheit, ſeiner Verhältniſſe hin — das alles vor der Menge des zuſammengeſtrömten Volks, vor dem Pöbel, dem dieſer öffentliche obrigkeitliche Skandal ein wahres Feſt iſt. Der öffentliche Ankläger häuft alle Schändlichkeit, die ſich nur erſinnen läßt, auf des unglücklichen Angeſchuldigten Haupt. Er macht ihn ſchwarz wie die Hölle. Der Vertheidiger eifert dagegen an; hat jener im Namen der beleidigten Tugend und Moral ihn zu einem wahren Dämon geſtempelt, ſo macht ihn dieſer im Intereſſe der Humanität zu einem Heiligen. Er legt den Heiligenſchein aller häuslichen und öffentlichen Tugenden um ihn. Mit dem Flammenſchwert der Beredſamkeit ſtreiten beide um ſeine arme Seele, wie Teufel und Engel am Tage des Jüngſten Gerichts. Das alles in Gegenwart des Angeklagten; in ſeiner Gegenwart wird Zeuge nach Zeuge vorgeführt, und durch einen Eid gezwungen, ihm ins Geſicht zu werfen, was er von ihm geſehen, gehört, jemals gedacht hat.

Dieſe moraliſche Folter, dieſe wahre Höllenpein für den Angeklagten, weit ſchlimmer als fünf Jahre Gefängniß oder Feſtungshaft, — findet ſtatt, damit die zwölf Geſchworenen befähigt werden, am Ende, nach Maßgabe ihres Mutterwitzes, das Verdict zu fällen, das heißt, auf die Frage nach der Schuld des Angeklagten Ja oder Nein zu ſagen.

Denken Sie ſich nun Ihren Vater in dieſer Lage; ſtellen Sie ſich lebhaft vor, was er in einer ſolchen Situation empfinden

würde; denken Sie an ſich ſelbſt als Angeklagte auf der Bank der Verbrecher, und dann antworten Sie mir: werden Sie nicht alles darum geben, dieſem Schickſale zu entgehen, das Sie bedroht, das unabwendbar iſt — das, ganz abgeſehen von Schuld oder Nichtſchuld, nach der Lage der Dinge, durch die zwingende Macht der Thatſachen, über Sie beide heraufgeführt werden wird? Denn das wird es, darüber machen Sie ſich keine Täuſchungen — es ſei denn, wir kämen jetzt hier zu einer Verſtändigung, infolge deren ich Ihnen das Verſprechen geben kann, daß Sie mit dieſem entſetzlichen Schickſal, mit dem ganzen Jammer einer ſolchen Ausſtellung, die ſchlimmer iſt, als auf einem Sklavenmarkt verkauft zu werden, verſchont bleiben ſollen.

Sibylle hob ihr thränenfeuchtes Geſicht auf und ſah mit einem flehenden, fragenden Blick den Polizeibeamten an.

Sehen Sie, fuhr dieſer fort, die Geſchworenen haben, wie ich Ihnen ſagte, nur die Aufgabe, über das Ja oder Nein der Schuld zu entſcheiden. Geſetzt alſo, ein zur Unterſuchung Gezogener erklärte ſelbſt ſeine Schuld; er gäbe ohne Rückhalt befriedigenden Aufſchluß über die That und alle ihre Nebenumſtände; er verſchmähte es in irgendeiner Beziehung der Wahrheit untreu zu werden und ſtände mit offener Stirn und männlich ehrenhaftem Freimuth für das, was er gethan, ein — dann würde immer noch das Gericht ihn richten, aber es würde der Geſchworenen Ausſpruch dabei nicht bedürfen. Das Ja der Jury wird überflüſſig, ſobald der Angeklagte dies Ja ſelber ſpricht. Werden Sie mir alſo nicht folgen, wenn ich Ihnen den dringenden Rath gebe: legen Sie mir ſofort ein offenes Geſtändniß ab und bewegen Sie dann auch Ihren Vater dazu, den ganzen Antheil, den er an dieſen Mordthaten genommen hat, mir einzugeſtehen!

Sibylle erhob ſich jetzt groß und entſchloſſen, als ob all ihr

Selbſtbewußtſein ihr zurückkehre. Sie trocknete ihre Thränen ab und wies dem Beamten ein Antlitz, auf welchem jeder Zug das Gepräge ſtolzer Faſſung trug.

Ich danke Ihnen, mein Herr, ſagte ſie, für das, was Sie Ihre Freundſchaft und Theilnahme für uns nennen. Ich will annehmen, daß ſie aufrichtig gemeint ſind. Obwol eine wahre Theilnahme weniger vorſchnell geweſen wäre, auf einen bloßen Schein hin, den eine unglückliche Verbindung von zufälligen Umſtänden erzeugt hat, an unſere Schuld zu glauben, meinen Vater für einen Mörder zu halten! Aber ich will Ihnen das verzeihen. Ihr Beruf mag Sie daran gewöhnen, die Menſchen für ſchlecht zu halten. Das aber, mein Herr erkläre ich Ihnen — ſolange Sie von dieſer Vorausſetzung ausgehen, werde ich Ihnen keine Antwort mehr geben. Verlaſſen Sie mich jetzt. Mag dann kommen was da will. Gott wird uns beſchützen. Ich bitte, laſſen Sie mich allein!

Weiſen Sie im Ernſt dem Freunde die Thür, Mademoiſelle? verſetzte der Beamte ironiſch. Nun wohl, er weiß, was er einer jungen Dame ſchuldig iſt und geht; aber der Polizeibeamte bedauert unendlich, daß er nicht ſo galant ſein darf, er muß bleiben, bis er noch einige Aufklärung erhalten hat.

Welche Aufklärung verlangen Sie?

Wer iſt der bewußte Deſerteur?

Ich weiß weiter nichts von ihm.

Er nannte ſich einen Deſerteur?

Ja.

Was thaten Sie, um ſich zu überzeugen, daß er das in der That war und nicht etwa ein flüchtiger gemeiner Verbrecher?

Ich glaubte ihm.

Sehr vorſichtig! verſetzte der Beamte mit ſpöttiſchem Lächeln. Wie nannte er ſich?

Ich weiß nichts von ihm, gar nichts, antwortete Sibylle. Der Menſch iſt mir in der Nähe der Rheider Burg bei einem Spaziergange begegnet — es ſind ſeitdem vielleicht zehn Tage verfloſſen. Er hat mir ſeine Noth geklagt.

Seine Noth ... welche Noth hat er Ihnen geklagt?

Nun, ſeine Angſt wieder eingefangen zu werden.

Wohl — fahren Sie fort.

Und ich habe Mitleiden mit ihm gefühlt. Ich habe ihm ein Verſteck in der Rheider Burg gezeigt, das ich ſeit den Tagen, wo ich als Kind faſt täglich in der Familie des Herrn von Huckarde verkehrte, kannte. In dieſem Verſteck konnte er ſicher ſein, nicht gefunden zu werden.

Haben Sie ihm Lebensmittel dahin geſchafft?

Nein, ich habe ihm überlaſſen, für ſich ſelbſt zu ſorgen. Und ich ſtehe nicht an, Ihnen zu ſagen, daß ich ihn für den Verbrecher halten muß. Er hat mir erzählt, er ſei deſertirt aus Furcht vor einem Herrn im Gefolge des Großherzogs, der aus frühern Lebensverhältniſſen her ſein Feind ſei. Muß ich nicht ſchließen, daß dieſer Herr aus dem Gefolge der Graf Epaville geweſen, den ſein Unglück in die Burg geführt hat, während der Deſerteur darin verſteckt war?

So, das hat er Ihnen erzählt? antwortete Ermanns gedehnt und offenbar ungläubig und fuhr dann fort: Kennt der Hausmeiſter das Verſteck?

Nein! niemand außer mir.

Und der Deſerteur, ſcheint es, iſt noch dort? Sie haben, als Sie ſich heute nach ihm erkundigten, die Antwort erhalten, er ſei am vorgeſtrigen Tage wenigſtens noch da geweſen?

Dieſe Antwort habe ich erhalten.

Mouſieur Ermanns ſchwieg eine Weile, während der er Sibyllens Züge fixirte.

Und Sie geſtehen wirklich nicht ein, ſagte er dann plötzlich, daß dieſer Deſerteur das von Ihrem Vater gedungene Werkzeug des Verbrechens war?

Sibyllens Antlitz zeigte ein zorniges Erröthen.

Ich muß Sie bitten, mich mit ſolchen Fragen zu verſchonen. Sie werden keine Antwort darauf erhalten.

Nun, wie es Ihnen beliebt. Aber eine Bemerkung werde ich Ihnen machen dürfen: Hätte der Deſerteur aus eigenem Antriebe gehandelt, als er den Mord beging, ſo könnte es niemand einfallen, zu denken, derſelbe habe ſich nicht augenblicklich aus dem Staube gemacht. Sie aber fürchteten, er könne noch dort ſein. Weshalb ſollte er noch dort ſein, wenn nicht, weil er noch etwas erwartet, noch ein Intereſſe ihn feſſelt? Wäre das, was er erwartet, bevor er flieht, vielleicht die Zahlung des Blutgeldes?

Sibylle antwortete nicht, ſondern wandte Ermanns entrüſtet den Rücken.

Sie antworten nicht, Demoiſelle — um Eins muß ich Sie jedoch erſuchen, bevor ich Sie von meiner Gegenwart befreien kann.

Und das iſt?

Ich muß bitten, daß Sie mir das Verſteck in der Rheider Burg näher angeben.

Sibylle zauderte einen Augenblick, bevor ſie antwortete, — ſo groß war ihr Widerwille, mit dem Polizeibeamten noch eine Silbe zu wechſeln. Aber mußte ſie nicht um ihrer ſelbſt willen alles aufwenden, daß der Fremde, der ſo wahrſcheinlich der Verbrecher war, in die Hände der Juſtiz falle? Sie war deshalb bald entſchloſſen, doch nicht ſchnell genug, um nicht durch ihr Zögern mit einer Antwort dem Beamten neuen Verdacht zu geben.

Sie ſcheuen den Verrath? fragte er ironiſch lächelnd.

Ich darf nichts ſcheuen, antwortete ſie, was zur Entdeckung des Verbrechens führen kann, die hoffentlich nicht ausbleiben und Ihnen beweiſen wird, wie ruchlos und unverantwortlich Ihr Verdacht iſt!

Das Verſteck alſo?

Der Eingang zu ihm liegt im erſten Stock des alten Gebäudes, im letzten Zimmer zur rechten Hand, wenn man von der Haupttreppe her dieſen Stock betritt.

Alſo in dem Zimmer, worin der Graf von Epaville ermordet gefunden wurde! fiel Monſieur Ermanns ein.

Ich weiß nicht, in welchem Raum dies entſetzliche Ereigniß vorfiel, antwortete Sibylle; das Verſteck aber iſt in dem bezeichneten Zimmer. Sie werden die Wände deſſelben mit Lambris bekleidet finden. Wenn Sie nun an der Seite des Zimmers, die an den Thurm ſtößt, welcher außen ſich an das Gebäude anſchließt, wenn Sie an dieſer Seite das mittelſte Getäfel der Lambris mit einer gewiſſen Kraftanſtrengung linkshin zu ſchieben verſuchen, ſo werden Sie finden, daß es dem Drucke weicht und eine viereckige Oeffnung freiläßt, durch welche man ſchlüpfen kann. Hinter dieſer Oeffnung aber liegt ein kleiner Raum, der ganz in der dicken Mauer des Thurms angebracht iſt und ſein Licht durch ein kleines vergittertes Fenſter erhält, welches in das Innere des Thurms geht. Es iſt dort an einer Stelle angebracht, wo es niemand, der ſich in dem Innern des Thurms befindet, auffallen kann.

Ich bin vollſtändig von Ihrer Antwort befriedigt, ſagte der Polizeibeamte, ſich erhebend. Ich werde mich jetzt entfernen, — aber, Mademoiſelle, ich muß Sie bitten, Ihr Zimmer fürs erſte nicht verlaſſen zu wollen. Darf ich in dieſer Beziehung auf Ihre Folgſamkeit rechnen?

Ich weiß nicht, verſetzte Sibylle verwundert und erſchrocken, ob ich mir im Hauſe meines Vaters ſolche Vorſchriften geben zu laſſen brauche?

Setzen Sie meine Befugniß dazu, oder meine Macht, derartige Anordnungen nöthigenfalls gewaltſam durchzuführen, in Zweifel? Im letztern Falle würde ich Ihnen die polizeilichen Vorſichtsmaßregeln, welche in Beziehung auf dieſes Haus im ſtillen getroffen ſind, näher angeben müſſen.

Alſo ich bin eine Gefangene?! rief Sibylle entſetzt aus.

Sie haben vorläufig nur einen kleinen harmloſen Stubenarreſt, lächelte Monſieur Ermanns, — aber tröſten Sie ſich, er dauert vielleicht nur ſo lange, bis ich eine Unterredung mit Ihrem Vater gehabt habe, um welche ich denſelben jetzt bitten werde!

Und damit entfernte ſich Monſieur Ermanns aus Sibyllens Zimmer, nachdem er ihr eine leichte Verbeugung gemacht hatte, und ließ das unglückliche junge Mädchen allein mit ihrer Angſt, ihren folternden Gedanken, ihrer Verzweiflung.

Und in der That, die Gedanken, welche auf ſie einſtürmten, hatten etwas, das die Verzweiflung rechtfertigen konnte. Mochte ſie vor ſich in die nächſte Zukunft oder zurück in die Vergangenheit blicken — es war beides gleich dunkel und qualvoll. Vor ſich ſah ſie das entſetzliche Schauſpiel eines über ſie und ihren Vater verhängten Gerichts, welches der Beamte ihr ausgemalt hatte. Und aus der Vergangenheit erhoben ſich bittere Vorwürfe über den ſchuldvollen Leichtſinn, womit ſie ihrem Mitleid für einen ruchloſen Blutmenſchen nachgegeben, ſodaß ſie jetzt faſt Mitſchuldige an einer Greuelthat geworden; und dann beängſtigende Gedanken über ihres Vaters Handlungsweiſe, über das, was er mit dem unglücklichen Baron verhandelt, der ſo bald darauf ... in Sibyllens Augen ſtand das feſt ... ſeinem

Leben ein freiwilliges Ende gemacht hatte; über den Antheil, den ihr Vater durch ſein Auftreten gegen den unglücklichen alten Huckarde an dieſer entſetzlichen Kataſtrophe haben könne.

Und dabei dachte ſie an des ſo traurig untergegangenen Mannes verſchollenen Sohn, dem nichts übrig geblieben, als in die ferne Fremde zu wandern, ohne Hülfsmittel, ohne Freunde, ohne den Gedanken an Gott und ſeine Vorſehung, die ihn ſtützen und tröſten konnte auf ſeiner Wanderung durch ein ödes, gemüthloſes, von Arbeitsqual erfülltes Leben! Und indem ſie ſo die Geſtalt Richard's vor ſich heraufbeſchwor, ſehnte ſich ihre ganze Seele ihm nach, in die Weite, Ferne, wo er weilte, vielleicht traurig und hoffnungslos und entmuthigt, und doch nicht ſo bodenlos elend, nicht ſo verzweifelnd wie ſie! Ja, könnten die Lüfte ſie tragen, die Schwingen ihrer ängſtlich flatternden Seele ſie zu ihm führen, ihm würde ſie Troſt bringen und Hülfe — er ſie neben ſich die Freiheit, die Rettung von all ihrer Qual und ihrem Elend finden laſſen! Sie würde ihm neuen Muth und Zuverſicht auf die Lenkung des menſchlichen Schickſals durch den Himmel einflößen und das ſchlummernde Gemüth, das er gewaltſam in ſich zu erſticken geſtrebt hatte, wach rufen und ihm ſagen ...

Aber, unterbrach Sibylle den Gang und die Richtung dieſer Gedanken, und es war, als ob zugleich ein tröſtender Lichtſtrahl in ihre Seele fiel — was ſie Richard ſagen wollte, konnte ſie das jetzt nicht mit ganz gleichem Rechte ſich ſelber ſagen und vorhalten? Konnte ſie ſich nicht auch ſagen, daß eine väterlich waltende Hand über ihr ſei, welche dem Menſchen nicht mehr auferlegt, als er zu tragen vermag und welche auch ſie aus der Tiefe ihres Elends, aus dieſem Wirrniß führen werde, zu Ruhe und Frieden, zu Gerechtigkeit und Klarheit? Konnte ſie ſich nicht ſagen, daß in der reinen Unſchuld ihrer Seele die Bürgſchaft

eines endlichen Sieges über alles, was die Menſchen und die Welt ihr zufügen konnten, liegen müſſe, liegen werde? Wie oft hatte ſie einſt Richard gegenüber ſolche Gedanken vertheidigt! Er aber war unbekehrt von ihr in die Ferne gegangen. Sie hatte den Entſchluß gefaßt, durch treues Ausharren in frommem Gottvertrauen das Ziel zu erreichen, welches er in hochmüthigem Vertrauen auf die eigene Kraft erreichen wollte; und wenn ſie es erreicht hatte, ſollte er bekehrt werden, ſollte er ſich überwunden erklären durch die That, da ihn Worte nicht bekehrten. Strafte ſie jetzt nicht ſich ſelber Lügen durch die Muthloſigkeit und Verzweiflung; ward ſie nicht an ſich ſelber untreu?

Während Sibylle auf dieſe Weiſe ſich wieder zu Faſſung und Muth emporrang, war Monſieur Ermanns beſchäftigt, ſeine Inquiſitorkünſte dem Hammerbeſitzer gegenüber zu entwickeln; etwas weniger ſelbſtvertrauend und ſelbſtzufrieden, wie er es Sibyllen gegenüber geweſen war, denn er mußte ſich ja geſtehen, daß er bei dieſer mit ſeinem ſchlauen Plane, ein völliges Geſtändniß durch eine Art gemüthlicher Ueberrumpelung zu erhalten, geſcheitert war.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Romane

von

Levin Schücking.

Achtes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1864.

Die Rheider Burg.

Erzählung

von

Levin Schücking.

Zweite verbesserte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1864.

Inhalt.

	Seite
Neuntes Kapitel. Eine Reiſegeſellſchaft	1
Zehntes Kapitel. Richard von Huckarde	12
Elftes Kapitel. Ein Geſtändniß	33
Zwölftes Kapitel. Erinnerungen und Enthüllungen . . .	54
Dreizehntes Kapitel. Das Alibi	67
Vierzehntes Kapitel. Eine Hofgeſellſchaft	88
Funfzehntes Kapitel. Monſieur Ermanns als Unterhändler	99
Sechzehntes Kapitel. Eine nächtliche Fahrt	114

Neuntes Kapitel.

Eine Reiſegeſellſchaft.

Auf der Straße, welche ſich aus Holland über Emmerich und Weſel den Rhein hinaufzieht, nebenbei geſagt im Jahre 1807 einer ſehr öden, unchauſſirten, meiſt durch ſandige Gegenden führenden Straße, bewegte ſich an dem Tage, welcher der auf der Rheider Burg vorgefallenen Kataſtrophe folgte, der holländiſch-bergiſche Poſtwagen. Von vier keuchenden abgetriebenen Pferden gezogen wackelte der ſchwerfällige Kaſten langſam vorwärts; das eintönige Knirſchen der Räder in dem Sande und das ebenſo eintönige Geklapper der Wage, woran die Stränge befeſtigt waren, ſchienen das Ungethüm in den Schlummer gelullt zu haben, denn es nickte in einem fort nach vorn, wie der Kopf eines Einſchlafenden, hob ſich wieder in ſeinen Lederriemen auf und nickte abermals nach vorn. Der phlegmatiſche Burſche in orangefarbener Jacke, der auf dem Sattelgaule hing, ſchien in voller Uebereinſtimmung mit den Neigungen der ſeiner Obhut anvertrauten Arche; auch er nickte einmal über das andere, und was ſeine Roſſe anging, ſo ſchienen dieſe ſeine ſchlaftrunkene Mimik als eine ſtumme Zufriedenheitserklärung mit ihrer

Gangart zu deuten und infolge davon ſich noch mehr zu beſtreben, durch recht langſames Weiterkriechen ein ſo gutes Einvernehmen zu erhalten.

Es wäre kein Wunder geweſen, wenn auch diejenigen Individuen, welche ſich in dieſem Fuhrwerk durch eine völlig reizloſe und unbelebte Gegend geſchleppt ſahen, dem guten Beiſpiel gefolgt wären und ebenfalls die Stunden der Qual verſchlafen hätten, mit welchen ein ſolcher Marterkaſten in der guten alten Zeit jeden fürwitzigen Menſchen abſtrafte, der ſich verführen ließ, über den Bereich ſeiner vier Pfähle hinauszuſtreben, und auf die Entdeckung auszugehen, daß die Welt weiter, größer und mitunter auch wol noch vernünftiger eingerichtet ſei, als es daheim unter der Herrſchaft ſeines Bürgermeiſters und der übrigen angeſtammten Obrigkeit der Fall.

Die Inſaſſen unſerer „Diligence" ſchliefen aber keineswegs, ſondern ſie waren in einer ziemlich lebhaften Unterhaltung begriffen. Es waren ihrer drei, ein Herr, eine Dame und ein Knabe von etwa acht bis neun Jahren.

Der Herr war ein noch junger Mann, obwol ſein Aeußeres und ſein Benehmen nicht eigentlich von friſcher Jugendlichkeit zeugte, ſondern das Gepräge ernſter, vielleicht vorzeitiger Gereiftheit trug. Eine große kräftige Geſtalt, ein düſterer Blick der dunkeln Augen, ein ſchwarzer Backenbart und ein Teint, den die Sonne heißerer Zonen ſo dunkel gebräunt zu haben ſchien: das alles trug dazu bei, ihm jenen Ausdruck zu geben. Seine Kleidung hatte in ihrem Schnitt und in ihren Stoffen ebenfalls etwas Ausländiſches; ſie verrieth engliſche Arbeit und zeigte eine gewiſſe Eleganz, die andeutete, daß unſer Reiſender den höhern Ständen angehörte. Darauf deutete denn auch ſein ganzes Weſen, obwol der Fremde nicht eben das ſein mochte, was man einen Mann von Welt nennt. Er war äußerſt zurück-

haltend und ſchweigſam und faſt immer waren ſeine Züge von einem tiefen Ernſte überſchattet, und eine dunkle Falte, wie von Kummer oder Leidenſchaft gefurcht, zeigte ſich zwiſchen ſeinen ſchwarzen dichten Brauen.

Eine völlig andere Erſcheinung war die Dame neben ihm. Sie war ein kleines graziöſes Geſchöpf mit höchſt feinen lebendigen Zügen, etwa dreißig Jahre alt oder noch darunter, wenn man die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen, die Heiterkeit ihres Weſens in Anſchlag brachte, und dabei Rückſicht darauf nahm, daß die bleiche, etwas ins Gelbliche ſpielende Farbe ihres Antlitzes weniger ein Beweis verblühter Schönheit, als des Umſtandes ſein mußte, daß ſie ein Kind des Südens. Dafür ſprach auch ihr rabenſchwarzes Haar, das ſich in dicken Flechten um ihre Schläfe legte und oben auf dem Scheitel zu einem hohen Neſte aufgeſteckt war — ſowie ihr mandelförmig geſchlitztes, ſchwarzes, außerordentlich feuriges und beredtes Auge.

Der Knabe, welcher der jungen Frau gegenüberſaß, war ein hübſches aber ebenfalls etwas blaß ausſehendes Kind, das nach der Sitte jener Zeit in eine vollſtändige Huſarenuniform mit Galons, mit Sporen, mit Säbel und Schlepptaſche gekleidet war. Er nannte die lebhafte kleine Dame: Maman.

Der Fremde ſprach ganz geläufig deutſch, trotz ſeines etwas fremdartigen Ausſehens; die Dame wußte ſich ebenfalls in dieſer Sprache auszudrücken, obwol ein ſehr ſtark hervortretender Accent und mancher Gallicismus die geborene Franzöſin verrieth.

Männer von dem Weſen und dem gehaltenen Ernſt unſers Poſtwagen-Paſſagiers haben — vorausgeſetzt, daß ſie im übrigen eine gewiſſe Gutmüthigkeit und nur ein geringes Maß von Galanterie den Damen gegenüber verrathen, — die beſondere Eigenſchaft — wir wollen es aus Höflichkeit den Vortheil nennen, — daß weibliche Weſen, mit welchen ſie in Berührung kommen,

ihnen ſehr raſch ihr Herz ausſchütten und ſie vertrauensvoll in all ihre kleinen und großen Angelegenheiten einweihen.

Dieſe Erfahrung beſtätigte ſich auch hier. Unſere Reiſegeſellſchaft war erſt am Abend vorher in Arnheim durch den Zufall zuſammengeführt, ſie hatte, weit entfernt, einen Scheffel Salz miteinander verzehrt zu haben, nichts weiter gemeinſam verzehrt als ein aus einem zähen Huhne und Reisbrei beſtehendes Diner auf der letzten Poſtſtation — wobei der Fremde ſeiner Reiſegefährtin allerdings mit einer gewiſſen Aufmerkſamkeit die beſten Biſſen vorgelegt hatte — und ſchon war jener ausführlichſt unterrichtet von Namen, Herkunft, Schickſalen, Abſichten und Reiſeziel ſeiner Nachbarin.

Madame war in Marſeille daheim. Ihr Vater war dort Rheder geweſen, aber vor einem Vierteljahr geſtorben ohne ſeinen zahlreichen Kindern viel zu hinterlaſſen. Er hatte Vaubeyeſſard geheißen. Madame hieß aber nicht mehr Vaubeyeſſard, Madame war verheirathet, an einen Marineoffizier, den ſie hatte kennen lernen, während ſein Schiff auf der Rhede von Marſeille vor Anker gelegen. Er war ein junger Mann aus ſehr vornehmem Hauſe. Er hieß Antoine Graf von Epaville. Sein Oheim war der regierende Herzog von Anglure, der in Deutſchland ein kleines Fürſtenthum zur Entſchädigung für ein Ländchen erhalten, welches er früher in den Niederlanden beſeſſen und das an Frankreich gefallen. Der Graf von Epaville war aber mit dem Oheim-Herzog überworfen. Weshalb, darüber ſchwieg Madame. Der Reiſende neben ihr fragte auch nicht danach. Genug, die herzogliche Verwandtſchaft ſchien nicht viel einzubringen, ſonſt hätte Madame ſich auch wol nicht eines ſolchen Fortſchaffungsmittels wie dieſe langſame Poſtkutſche bedient. Der Graf von Epaville, ihr Gemahl, war jedoch Beſitzer der Güter, welche der Familie noch in den Niederlanden gehörten;

nur waren dieſe Güter ſehr verſchuldet, ſie waren ſequeſtrirt und brachten, ſo ſchien es nach Madames Aeußerungen, ungefähr daſſelbe ein wie die Verwandtſchaft mit dem in Deutſchland entſchädigten regierenden Herzog. Der Graf von Epaville hatte deshalb wieder Dienſte genommen. Er hatte ſich bei dem Großherzog von Berg in große Gunſt geſetzt, in deſſen unmittelbarer Umgebung er als Adjutant angeſtellt war. Während er ſich in Belgien zur Ordnung ſeiner Angelegenheiten aufgehalten, hatte er ſeine Frau in das väterliche Haus nach Marſeille zurückgeſchickt. Sie hatte ihn in drei langen Jahren nicht geſehen. Er ſchien überhaupt nicht gerade zu der Art ſehnſüchtiger und gemüthreicher Gatten zu gehören, welche das Ideal liebender Frauenherzen ſind. Madame ſchien mit ſeinen Lebensgewohnheiten und dem Maß von Anhänglichkeit und Hingebung, welche Graf Antoine ihr bewies, nicht überall einverſtanden. Der Graf Antoine ſchien ein ſehr lebensluſtiger und mehr durch geſellige als durch häusliche Tugenden ausgezeichneter Offizier. Madame ſprach von ihm nicht ganz in dem Tone einer Gattin, welche alle Gefühle ihres Herzens befriedigt, alle Regungen ihrer Seele verſtanden ſieht. Es lag etwas von Schwermuth in den Aeußerungen, welche Madame über den Charakter ihres Gemahls fallen ließ. Der Gemahl — das ging aus ihren Mittheilungen hervor — ſpielte. Er machte Schulden. Er war ein wenig Coureur des filles. Das ſchimmerte freilich nur ſo durch, Madame war weit entfernt, es geradezu auszuſprechen, nein, als liebende Gattin war ſie bemüht, ihn zu vertheidigen.

Was ſoll man viel klagen, ſagte ſie, er iſt einmal nicht anders erzogen, er iſt ein vornehmer Herr!

Und doch, wie es ſcheint, ein Lump! dachte der Reiſende dabei, natürlich ohne durch das Ausſprechen einer ſo unumwundenen Anſicht die Gefühle ſeiner Reiſegefährtin zu verletzen.

Er ſagte nur, mit einem etwas ironiſchen Tone, den Madame jedoch nicht bemerkte:

Sie hätten ihn eben nicht ſo lange verlaſſen ſollen, Madame! Eine treue Gattin iſt der Schutzengel eines ſolchen Mannes, den eine angeborene Lebhaftigkeit über ſeine Schranken hinauszuführen pflegt.

Ach, mein Gott, was konnt' ich thun? verſetzte Madame. Freilich, es gibt Frauen, die ihren Männern überallhin folgen, auf das Verdeck eines Schiffes, oder auf den Rücken eines Pferdes, wie wahre Amazonen. Der Himmel hat mir nicht die Natur dazu gegeben. Ich bin eine ſchwache, furchtſame Frau. Ich ängſtige mich vor allem. Eine Maus kann mir Krämpfe verurſachen. Und was mich am meiſten erſchreckt, das ſind ganz kleine junge Thiere, kleine Hunde oder gar Katzen — o mein Gott, wenn ich nur daran denke, wird mir unwohl. Ich begreife nicht, wie es Menſchen gibt, welche dieſe kleinen Scheuſale berühren, mit ihnen ſogar ſpielen können! Erſchreckt es Sie nicht, wenn Sie einen kleinen, noch ganz kleinen Hund um Ihre Füße krabbeln fühlen?

Nein, Madame, antwortete der Fremde trocken.

Und dann fuhr Madame zu erzählen fort, wie ſie nie gewagt habe, ein Pferd zu beſteigen, weil man ja doch ſo leicht herunterfallen könne; wie ſie aber vor einer Gefahr, welche aus Verwickelungen des Schickſals oder moraliſchen Conflicten oder andern Lagen, worein der Menſch gerathen könne, drohe, durchaus keine Angſt kenne, und auch bei einem Gewitter nicht im mindeſten erſchrecke, und ähnliche Phänomene ihrer moraliſchen Conſtitution mehr, welche ſie als höchſt merkwürdige pſychologiſche Räthſel ihrem Reiſegefährten zu erklären aufgab; und ihr Reiſegefährte war gutmüthig genug, ihr dieſen Gefallen zu thun, indem er einige Worte zur Charakteriſtik des phyſiſchen, von den

Nerven bedingten, und des moraliſchen Muths fallen ließ; Worte, die Madame ſehr vergnügt und geſchmeichelt aufnahm.

Madame plauderte in dieſer Weiſe weiter und theilte dem Fremden noch mit, daß ſie, nach dem Tode ihres Vaters in Marſeille, den Entſchluß habe faſſen müſſen, ihren Mann aufzuſuchen, um von nun an bei ihm zu leben; denn da ihr Vater durchaus kein Vermögen hinterlaſſen, ſo ſei ihr nichts übrig geblieben, als auf das alte unverjährbare Recht zurückzugehen, welches Frauen auf die Taſchen ihrer Männer anweiſt. Sie hatte ſich deshalb auf den Weg gemacht, über Paris und Brüſſel; und mit einem Umwege, den ſie nicht geſcheut, um ſich einmal perſönlich nach dem Stande der Angelegenheiten auf den ſequeſtrirten Gütern ihres Mannes zu erkundigen, war ſie über Rotterdam auf dieſe Route gekommen.

Ihr Reiſegefährte nahm trotz ſeines Ernſtes das alles, wie geſagt, ſehr gutmüthig und mit anſcheinender Theilnahme auf; er war ihr behülflich, wenn ſie aus- oder einſtieg, wenn ſie ihren Reiſeſack, der unter der Sitzbank lag und den ſie mit ihren hülfloſen kleinen Händen nicht bewältigen konnte, hervorgeholt wünſchte, oder wo ſonſt eine Gelegenheit ſich bot, ihr gefällig zu ſein; auch ließ er es ſich mit derſelben harmloſen Gutmüthigkeit gefallen, daß Madame mit ihm ſehr graziös kokettirte; obwol das Lächeln, welches von ihren Anmuthentwickelungen auf ſeine Lippen gelockt wurde, den vorherrſchenden ernſten, ja düſtern Ausdruck ſeiner Züge nicht verſcheuchen konnte. Auch war er anfangs weit entfernt, ihre Offenheiten durch gleiche Aufrichtigkeit zu erwidern. Er nannte weder ſeinen Namen, noch gab er an, woher er komme, und ebenſo wenig ſprach er ſich über das Ziel ſeiner Reiſe aus. Nur ſo viel ließ ſich aus ſeinen gelegentlichen Aeußerungen erkennen, daß er weite Reiſen in fernen Ländern gemacht; daß er den Norden wie den Süden Amerikas

geſehen; daß er vertraut war mit den Sitten und den Sprachen der großen Völker jenſeit des Atlantiſchen Oceans, als ob er viele Jahre dort zugebracht.

Die lebhafte kleine Gräfin fragte endlich geradezu nach ſeiner Heimat und ſeinen Lebensverhältniſſen; Madame lispelte das ſo anmuthig freundlich mit ihren kirſchrothen Lippen und mit ſo ſprechend theilnehmenden Blicken, daß ſie gewiß ſein durfte, er nehme ihre Neugier nicht übel auf.

Er that es in Wirklichkeit nicht.

Ich wollte, ich könnte Ihnen eine Antwort geben auf Ihre Frage nach meiner Heimat, antwortete der Fremde. Leider habe ich keine Heimat mehr. Ich bin ein Reiſender geweſen alle dieſe Jahre her. Ich bin in die Welt gegangen, um das Glück zu ſuchen; wenn man jung iſt, hat man ſolche Ideen. — Glück, — als ob man es ſuchen, ſich einfangen oder von den Bäumen ſchütteln könne! Ich habe nichts gefangen, nichts von den Bäumen geſchüttelt, nichts gefunden; ich kehre zurück, gerade ſo arm, wie ich gegangen bin!

Sie kehren zurück — fiel Madame ein — der Ort, wohin Sie zurückkehren, iſt dann doch Ihre Heimat!

Wenn Sie wollen, ja. Aber ich finde niemand dort, der mir verwandt wäre, keine Scholle Landes, die mir gehörte, kein Dach, deſſen Schutz mich erwartete.

So nehmen Sie Dienſte, mein Mann, der Adjutant des Großherzogs, wird gewiß alles aufbieten, Ihnen dabei behülflich zu ſein; ich werde Sie ihm vorſtellen ...

Ich danke Ihnen für Ihre Güte, antwortete der Fremde lächelnd. Nach einer Pauſe ſagte er:

Vielleicht werde ich in der That Ihre Güte in Anſpruch nehmen. Ich habe eine Angelegenheit zu betreiben, bei welcher

mir eine Fürſprache bei dem Großherzog von großer Förderniß ſein könnte.

O zweifeln Sie nicht, rief Madame mit großem Eifer aus. Wenn Sie mich ſchon jetzt in Ihre Angelegenheit einweihen wollten —

Ich weiß nicht, ob Ihnen dieſelbe ganz verſtändlich iſt. Es liegt im Großherzogthum ein Gut, welches meinem Vater gehörte. Der letztere war leider durch unglückliche Umſtände ſo in Schulden gerathen, daß es nach ſeinem Tode den Gläubigern anheimfiel. Mir blieb nichts davon übrig und deshalb verließ ich, wie ich ſchon ſagte, die Heimat. Das Gut, von dem ich Ihnen rede, war aber ein Lehngut. Es durfte nicht veräußert, nur die Einkünfte konnten den Gläubigern überlaſſen werden. Seitdem das Land unter franzöſiſcher Herrſchaft ſteht, iſt jedoch das Lehnsweſen aufgehoben. Infolge davon wird das Gut meines Vaters bereits veräußert ſein und dann darf ich hoffen, daß der Verkauf einen Ueberſchuß über den Schuldenbetrag ergeben hat, welchen ich ausgeantwortet zu erhalten hoffe. Oder es iſt noch nicht veräußert. In dieſem Falle werde ich meine Rechte geltend machen dahin, daß man mir den Beſitz einräume; ich werde dann durch die jetzt geſetzlich erlaubte Veräußerung einestheils die Schulden abtragen und mir einen kleinen Reſt meines alten angeſtammten Erbes retten können.

O, ich verſtehe das recht gut, erwiderte Madame auf dieſe Auseinanderſetzung: Sie ſind deshalb alſo aus der Fremde zurückgekommen?

Deshalb — weil ich in den Zeitungen von den großen Veränderungen las, welche in meinem Vaterlande durch die neue Herrſchaft vorgenommen ſind. Da ich in der Neuen Welt ein neues Glück nicht gefunden habe, bin ich zurückgekehrt, um in

der Alten zuſammenzuklauben, was noch von Ueberreſten und verkommenen Brocken eines alten Glücks übriggelaſſen ſein mag.

Madame legte nun dem Fremden dringend ans Herz, ſie recht bald zu beſuchen, wenn ſie am Ziele ihrer Reiſe, in der großherzoglich bergiſchen Hauptſtadt angekommen ſeien, damit ſie ihn dann ihrem Manne vorſtelle, der ... das konnte ſie feſt zuſagen ... ſich aufs lebhafteſte für ihn verwenden werde.

Ihr Reiſegefährte verſprach dies zu thun, wenn auch in der ruhigen und kalt höflichen Weiſe, die ſein ganzes Benehmen charakteriſirte und bewies, daß er Hoffnungen und Ausſichten, welche ihm das Leben eröffnete, durchaus nicht mit ſanguiniſchem Eifer aufzunehmen pflegte, ſondern viel eher mit der bedächtigen Vorſicht eines Mannes, welcher an Täuſchungen gewöhnt iſt und einſehen gelernt hat, was menſchliche Berechnungen und Vorausſetzungen werth ſind. Doch war er von nun an um vieles offener gegen ſeine Wagennachbarin und ſprach ſich über Menſchen und Welt in einer Art aus, die Madame höchſt originell und unterhaltend fand — einem ernſtern Geiſte hätten ſie vielleicht einen andern Eindruck gemacht und Anlaß gegeben, über den Einfluß nachzudenken, den widrige Lebensſchickſale auf unſer Denken, unſer Fühlen und unſern Glauben haben.

Die kleine Gräfin aus Marſeille hörte aufmerkſam, wenn auch zuweilen mit einem leiſen Gähnen, das ſie unter freundlichem Lächeln zu verſtecken ſuchte, derartigen Aeußerungen zu, und ſo kam es, daß man in dem beſten gegenſeitigen Einvernehmen ſich endlich ſeinem Ziele näherte. Bei der Langſamkeit der Fortbewegungsanſtalt, welcher man ſich überlaſſen, wurde es jedoch ſpäte, tiefe Nacht, bevor man wirklich die Hauptſtadt des bergiſchen Landes erreichte. Die Frau Gräfin konnte nicht mehr daran denken, jetzt noch ihren Gatten aufzuſuchen; es blieb ihr nichts übrig, da ſie nicht einmal ſeine Wohnung wußte, als

ſich in den nächſten anſtändigen Gaſthof zu begeben. Der Fremde ſchloß ſich ihr dabei an, und während die Poſtbedienten verſprachen, daß ſie das Gepäck dahin abliefern würden, nahm der letztere den kleinen ſchlaftrunkenen Huſaren, der die reiſende Gräfin escortirte, auf den Arm und trug ihn durch die ſchweigenden dunkeln Gaſſen bis zu den „Drei Reichskronen", wo ſchon alles in tiefer Ruhe lag und nur durch langes und zähbeharrliches Anklopfen ein unglücklicher Kellner aus den Federn zu bringen war.

Zehntes Kapitel.

Richard von Huckarde.

Die ſchwarzäugige Provenzalin hatte ſich durch einen ſehr langen Schlummer für die Mühſeligkeiten ihrer Reiſe entſchädigt. Es war vielleicht zehn Uhr, als ſie am andern Morgen, in ihrem Zimmer in den „Drei Reichskronen“ vor dem Spiegel ſitzend, damit beſchäftigt war, durch alle Künſte der Toilette ihrer, wie geſagt, nicht mehr ganz blühenden Schönheit die möglichſte Friſche der Jugendlichkeit zu geben, um ihrem Gatten einen blendenden Eindruck zu machen, wenn ſie vor ihm erſcheine. Ihren kleinen Huſaren hatte ſie ebenfalls möglichſt herausgeputzt, mit eigenen hohen Händen gewaſchen, gekämmt und geſtriegelt — einen dienſtbaren Geiſt, eine Kammerjungfer auf der weiten Reiſe mit ſich zu führen, darauf hatte die kleine Gräfin ihrer finanziellen Umſtände wegen ja leider verzichten müſſen. So ſaß der kleine Burſche denn mit den Füßen vor Ungeduld zappelnd auf dem Sofa und verlangte ungeſtüm, daß der Weg zu dem Papa angetreten werde, während ihn die Gräfin mit der Herzählung aller der ſchönen Dinge zu beſchäftigen ſuchte,

welche er von ſeinem Papa jetzt unfehlbar geſchenkt erhalten werde, namentlich ein kleines Pferd, nach welchem der Huſar verlangte, und einen allerliebſten kleinen Reitknecht in blauer Livree dazu. Sie war endlich im Begriff, ſich zu erheben und die Klingel zu ziehen, um ſich einen Lohnbedienten heraufſenden zu laſſen, der ſie zu der Wohnung ihres Mannes führen ſollte, als plötzlich raſch an ihre Thür geklopft wurde und im nächſten Augenblick, bevor noch von ihr herein! gerufen worden, ihr Reiſegefährte von geſtern hereintrat.

Sein Weſen und ſeine Züge verriethen eine Aufregung, welche in ſchroffem Contraſt zu der kaltblütigen Zurückhaltung ſtand, die er am geſtrigen Tage gezeigt hatte.

Ah, Monſieur, rief ihm die kleine Gräfin entgegen, Sie ſehen aus, als ob Sie mir eine Neuigkeit bringen wollten!

Madame, verzeihen Sie, daß ich ſo ohne Ceremonien bei Ihnen eindringe, verſetzte der Fremde. Ihr Mann iſt der Graf von Epaville ...

Mein Mann heißt Antoine d'Anglure, Graf von Epaville! antwortete die Dame. Was iſt, was haben Sie?

Der Fremde befand ſich augenſcheinlich in einer tiefen Gemüthsbewegung; ſein dunkler trauriger Blick haftete auf dem Antlitz der kleinen Frau, und während er ſoeben noch voll Haſt geredet hatte, ſchien er jetzt nach Worten zu ſuchen, um fortzufahren.

Was kommen Sie mir anzukündigen? rief die Gräfin beunruhigt und erſchrocken durch dies Benehmen aus.

Statt auf dieſe Frage zu antworten, fuhr der Fremde fort: Sie wollen zu ihm — Sie haben zu ihm geſchickt?

Ich will eben zu ihm, ich habe nicht geſchickt, weil ich ihn überraſchen wollte.

O, bleiben Sie, bleiben Sie, rief der Fremde aus, ſetzen Sie ſich wieder, ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen, die ...

Um des Himmels willen — wie erſchrecken Sie mich! Was iſt mit meinem Manne?

Es iſt ein unglückliches Ereigniß eingetreten ...

Ein Unglück iſt ihm zugeſtoßen?

Ja, — ein Unglück — machen Sie ſich auf eine traurige Nachricht gefaßt ...

Aber mein Gott, wie können Sie mich ſo auf die Folter ſpannen — ſprechen Sie doch, reden Sie ... iſt er krank, verwundet — iſt er todt? ſchrie die entſetzte kleine Frau.

Madame, werden Sie Ihre Faſſung behaupten, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie ihn nicht wiederſehen werden?

Er iſt todt?

Sie ſagen es!

Todt — aber ums Himmels willen, ſo plötzlich — in ſeinen beſten Jahren ... o, mein Gott, mein armes Kind, das iſt ja entſetzlich!

Die kleine Frau ſprang auf und drückte, laut ſchluchzend, ihren Knaben an ihr Herz, der nun, den Jammer der Mutter ſehend, auch zu weinen begann.

Der Fremde ließ ſchweigend dieſen erſten Ausbruch des Schmerzes vorübergehen. Als er zu bemerken glaubte, daß die Gräfin, ſchneller als er es erwartete, ihre Faſſung wieder gewonnen, ſagte er ihr alles, was er ſoeben vernommen. Er hatte am Morgen einen Jugendfreund in der Stadt, einen Rechtsgelehrten, mit dem er ſeine Verhältniſſe beſprechen wollte, beſucht, und aus deſſen Munde gehört, daß der Graf von Epaville, auf der Rheider Burg, welche der Großherzog ihm geſchenkt, am geſtrigen Morgen ermordet in ſeinem Bette gefunden worden.

Die Nachricht, daß ihr Gatte ermordet, auf gewaltſame Weiſe ums Leben gekommen ſei, konnte nur dazu dienen, den Schmerz und den Schrecken der armen, ſo plötzlich verwitweten und jetzt ganz verlaſſenen Frau zu erhöhen. Auch brach ſie in der That in neues Jammern und Wehklagen aus. Der Fremde ſuchte nach einer Weile ihren Schmerz dadurch zu lindern, daß er ihre Gedanken zu den Schritten hinüberleitete, welche ſie unter dieſen Umſtänden in ihrem und ihres Knaben Intereſſe zu thun habe. Er theilte ihr mit, daß ſein Jugendfreund ein Rechtskundiger ſei, daß er, wenn ſie es wünſche, denſelben zu ihr ſenden wolle, damit ſie mit ihm ſich berathe, daß er ſelbſt immer mit allem, was er für ſie thun könne, ihr zu Dienſten ſtehe.

Die Gräfin bezwang denn auch bald ihren Schmerz inſoweit, um dieſen Worten ihre Aufmerkſamkeit ſchenken zu können. Der Fremde geſtand ſich nach kurzer Friſt, daß ſie überhaupt ſich ſchwerlich unter jene Kategorie untröſtlicher Witwen einreihen werde, die bis an ihr Lebensende in Schwarz gehen und beharrlich bei dem Entſchluſſe bleiben, den Reſt ihrer Tage als eine Zeit unverjährbarer Trauer zu betrachten. Sie erwiderte ihm auf ſeine Anerbietungen, daß ſie zunächſt bei dem Großherzoge um eine Audienz bitten, daß ſie ſeinen Schutz anflehen, und daß ſie dann nach dem Orte ſich begeben werde, wo ihr unglücklicher Gemahl ſo ſchrecklich geendet habe. Der Fremde, welcher nun den Pflichten genügt zu haben glaubte, die ihm die Menſchlichkeit gegen ſeine verlaſſene und alleinſtehende Reiſegefährtin auferlegt, nahm endlich Abſchied von ihr.

Und Sie, ſagte die unglückliche Frau, wann ſehe ich Sie wieder? Sie werden mich nicht verlaſſen in der fremden Stadt, wo ich keinen Menſchen kenne, wo ich ganz allein daſtehe, niedergeſchmettert von ſolch einem entſetzlichen Unglück!

Ich würde nicht daran denken, Sie zu verlaſſen, ſagte er, wenn nicht der Tod Ihres Mannes in eigenthümlicher weiſe meine eigenen Angelegenheiten berührte. Ich kann Ihnen das jetzt nicht näher erklären — aber ich bin veranlaßt, mich ebenfalls auf den Schauplatz des Verbrechens zu begeben. Vielleicht ſehen wir uns dort!

Nun, ſo gehen Sie, ſagte die Gräfin weinend, thun Sie dort alles, was in meinem Intereſſe iſt, und was dazu dienen kann, dem Verbrecher auf die Spur zu kommen, der dieſe entſetzliche That begangen hat!

Dabei reichte ſie ihm die Hand und fügte hinzu:

Ich muß dem Himmel danken, daß ich in Ihnen einen Freund in dieſer ſchrecklichen Lage gefunden habe. Ohne Sie wäre ich jetzt ganz rathlos und verlaſſen. Wollen Sie mir nicht ſagen, wie ich Sie nennen muß? Noch weiß ich nicht, wie der einzige Beſchützer, den ich in dieſem Augenblick habe, ſich nennt!

Ich bin gern bereit, verſetzte der Fremde, Ihnen meinen Namen zu ſagen. Ich heiße Richard von Huckarde. Aber ich habe Gründe, zu wünſchen, daß meine Anweſenheit fürs erſte unbekannt bleibe.

Ihr Name ſoll nicht über meine Lippen kommen, verſetzte die Gräfin, und dabei reichte ſie ihm zum zweiten male die Hand zum Abſchied.

Richard von Huckarde — den unſere Leſer längſt in dem Reiſegefährten der hübſchen Gräfin vermuthet haben, — eilte, nachdem er die Pflicht der Nächſtenliebe, welche er zu haben glaubte, erfüllt, auf ſein Zimmer im Gaſthofe; von hier ließ er ſein Gepäck durch einen dienſtbaren Geiſt zu dem Jugendfreunde bringen, von dem er der Gräfin von Epaville geſprochen, und dann ſchritt er durch die Straßen der Stadt raſchen Ganges dem Thore zu, das nach den Grafenbergen hinausliegt; es war

der Weg, der nach der Rheider Burg führte. Richard bedurfte keines Führers, um die kürzeſten Fußpfade durch die Gehölze zu finden, welche die genannten Höhen bedecken. Er ging ſo raſch, daß bald die Schweißperlen auf ſeine Stirn traten; wie auf unermüdlichen Sohlen eilte er Berg auf, Berg ab, ohne einen Augenblick zu raſten oder ſeine Schritte langſamer zu machen.

So kam es, daß er noch vor der Mittagſtunde eine Erhöhung des Wegs erreichte, von welcher herab er den Blick auf das Thal der Wupper frei bekam. Das Gewäſſer ſchlängelte ſich zu ſeinen Füßen durch die mattgrüne Thalſchlucht; vom andern Ufer winkte von ihrer Höhe herab die Rheider Burg, und eine Strecke weit links, unten am Waſſer, von ſeinen Gärten und grünen Wieſen umgeben, lag der Rheider Hammer.

Bei dieſem Anblick hemmte Richard ſeine Schritte. Wie tiefer-ſchüttert warf er den Wanderſtab aus ſeiner Hand und ließ ſich auf einem vermodernden Baumſtamm nieder, der zur Seite des Wegs lag. Hier ſtützte er den Arm auf das Knie, das Haupt auf ſeine Hand, und ſo hinüberſtarrend auf das Haus ſeiner Väter, das er ſeit ſo vielen Jahren nicht erblickt, das er mit ſo ſchwerem Herzen verlaſſen und jetzt mit ſo kummerbe-laſtetem Herzen wiedererblickte, trübten ſich ſeine Augen, bis er ſeine Wimpern feucht werden fühlte und dann plötzlich ſein Antlitz mit ſeinen Händen bedeckte, als ob er den Ausdruck der Empfindung, die ihn übermannte, ſelbſt vor den Gräſern zu ſeinen Füßen verbergen wollte.

Die Hoffnungen, mit welchen er noch geſtern ſich getragen, waren verflogen. Sein Rechtsfreund hatte ihm auseinander-geſetzt, wie wenig Ausſicht für ihn da ſei, von der bergiſchen Domänenadminiſtration auch nur eine kleine Entſchädigung für ſeine Anſprüche zu erſtreiten!

Ein unnennbarer Schmerz und ein Gefühl unſaglicher Beklommenheit überfiel ihn. Es war ihm zu Muthe, als werde ihm offenbar, daß dennoch eine höhere Macht über ihm walte; eine Macht, die er geleugnet und nicht anerkannt hatte, wenn ihm, wie einſt ſo oft, Sibylle von ihr geredet. Aber dieſe Macht, unter deren Zauber ſtehend er jetzt ſich fühlte, war keine gütige, väterlich waltende, an ſchützender Hand zu Zielen des Heils und des Friedens führende; nein, es war eine feindliche, boshafte, quälende, die in ihrer Feindſeligkeit ſich ſtets gleichblieb, die wie unbeugſam und unerweichlich ihn verfolgte und ſein Leben mit mehr Schmerz belud, als er zu tragen vermochte; eine Gewalt, die er länger nicht bekämpfen konnte, und vor deren Streichen es am weiſeſten ſein mußte, ſich zu beugen. Es lag etwas ſo tief Entmuthigendes in dieſen Gedanken Richard's, daß er in dieſem Augenblicke ſich den Tod herbeiwünſchte, ſich nach der Vernichtung ſehnte, in welcher allein eine Zuflucht zu liegen ſchien wider die dunkeln Unheilsgöttinnen, die er von ſeinem Schickſal wider ſich losgekettet wähnte, die er immer aufs neue ihre dunkeln Schwingen über ſeinem dem Unglück geweihten Haupte regen fühlte.

Ja, der Tod, ſagte er endlich tief aufathmend, der iſt's, der mir übrig bleibt. Was könnte ich Beſſeres thun, als dem Beiſpiele meines armen Vaters folgen! Armer, armer Vater! Gut, daß du in deinem Leid nicht ahnteſt, wie einſt dein Sohn auf daſſelbe Gewäſſer blicken würde, auf welches du blickteſt, dieſelbe Verzweiflung im Herzen, welche du darin trugſt, dieſelben Entſchlüſſe in der Seele wälzend, die in deiner Seele mit den Schauern des Todes rangen! — Bei Gott! rief er dann aufſpringend aus, wenn dies alles ſo iſt, wie man es mir in der Stadt erzählt hat — wenn Sibyllens Leben auch für ewig vergiftet iſt, trotz ihres rührenden Vertrauens auf dieſen Dämon,

den ſie ihre Vorſehung nannte, dann, ja dann weiß ich den Weg zu finden, den mein Vater fand.

Mit dieſen Worten ſprang er auf, ergriff wieder ſeinen Stab und eilte nun hinab in das Flußthal, einer Fähre zu, die ihn überſetzte — nach einer ſtarken Viertelſtunde ſtand er auf dem Hofe ſeines väterlichen Hauſes.

Die große Portalthür, welche über einer hohen Treppe ins Innere führte, wich, als er den Drücker des Schloſſes ergriffen, ſeiner Hand. Er trat in den Gang ein, der nach rechts der Fenſterwand entlang lief. Zu gleicher Zeit öffnete ſich am untern Ende dieſes Gangs die Thür, welche in das Zimmer des Hausmeiſters führte. Claus Fettzünsler trat auf die Schwelle und kam, nachdem er den Eintretenden einen Augenblick betrachtet, langſam herangehumpelt, um zu fragen, was er wolle?

Ihr ſeid alt geworden, Claus! ſagte Richard von Huckarde, ihm die Hand entgegenſtreckend, wie geht es Euch, alte Seele!

Claus blickte ihn verwundert an, ohne die Hand zu nehmen.

Wer ſind Sie, was wollen Sie? fragte er mürriſch.

Claus, kennt Ihr mich nicht mehr?

Nein, ſagte Claus, offenbar heute nicht im entfernteſten geneigt, ſein Gedächtniß anzuſtrengen, um den Fremden wiederzuerkennen.

Ich bin ja Richard, Richard von Huckarde — der Sohn Euers alten Herrn.

So?! verſetzte der Hausmeiſter. Seid Ihr Herr Richard? Ja, es iſt richtig! Ihr ſeid es. Ihr ſeid ſchmäler und brauner geworden. Ja, es iſt richtig, wahrhaftig, Ihr ſeid es. Wollt Ihr eintreten?

Und damit hinkte Claus zu ſeiner Stube zurück, allem Anſchein nach nicht im mindeſten überraſcht und erſtaunt über die plötz-

liche Wiederkehr ſeines jungen Herrn — Claus gehörte nicht zu den Menſchen, welche zwei Dinge von bedeutender Tragweite zugleich zu bewältigen verſtehen — er war von der ſchrecklichen Geſchichte, die ſich in ſeinen vier Wänden ereignet, ſo vollſtändig in Anſpruch genommen, erfüllt und überwältigt, daß er für etwas anderes keine Sinne und kein Gefühl hatte — und wäre dies andere auch geweſen etwa ein kleines Erdbeben, verbunden mit Verfinſterung von Sonne, Mond und Sternen, Oeffnung der Gräber und dem Präludium der Engel auf den himmliſchen Poſaunen zum großen Endhalali des Jüngſten Tages.

Als er in ſeiner Stube und Richard ihm gefolgt war, warf Claus ſich auf einen ſeiner Strohſtühle, überließ ſeinem Gaſt, ſich einen andern zu nehmen, und ſagte:

Wer hätte das gedacht — ich glaubte, Ihr wäret todt, Herr Richard — alſo Ihr ſeid nicht todt? Der andere iſt todt. Er liegt oben todt, Herr Richard. Morgen ſoll er begraben werden. Gott ſteh' einem bei! In welche Geſchichten kann man gerathen, ehe man ſich's verſieht. Aber anhaben können ſie mir nichts. Gar nichts. Ich bin ſo unſchuldig wie ein neugeboren Kind. Der Franz hat den Hausſchlüſſel bei ſich gehabt. Die Hinterthür in dem Thurm habe ich verriegelt, ehe ich zu Bette gegangen bin. Und gehört habe ich nichts, gar nichts. Ich habe die ganze Nacht durch ruhig geſchlafen. Mir können ſie nichts anhaben, ſie mögen ſchreiben und protokolliren, was ſie wollen.

Claus, iſt es denn wahr, daß man Herrn Ritterhauſen und ſeine Tochter in Verdacht hat? fragte Richard.

In Verdacht? Gewiß hat man ſie in Verdacht. Alle Welt hat ſie in Verdacht. Sie ſollen auch nach Düſſeldorf ins Gefängniß gebracht werden. Sie haben Gensdarmen vor ihrer Thür ...

Ich werde ſie alſo nicht ſprechen können?

Sprechen? Niemand kann ſie ſprechen. Es wird niemand zu ihnen gelaſſen. Der Ritterhauſen darf ſein eigenes Kind, und Mamſell Sibylle ihren eigenen Vater nicht ſprechen. Sie haben Gensdarmen vor ihrer Thür!

Und Ihr, Claus, was denkt Ihr denn davon? Haltet Ihr es denn für möglich, daß Ritterhauſen ...

Möglich! Was ſollte nicht möglich ſein, auf dieſer ſchlechten Welt? Wenn einer abends ruhig zu Bette geht, in ſeinem eigenen Haus, und denkt an nichts, an gar nichts und ſchläft ruhig ein, und hat treue redliche Leute um ſich und die Thüren ſind wohl verſchloſſen und am andern Morgen iſt er umgebracht, — Herr Richard, dann iſt alles möglich, juſt alles!

Aber Claus, warf Richard, düſter vor ſich hinſtarrend, ein, wenn man doch die Leute ſeit vielen Jahren ſo kennt, wie Ihr die Ritterhauſen, ſo hütet man ſich doch ...

O, ich hüte mich auch, Herr Richard, fiel Claus ein, ich hüte mich wohl, etwas zu ſagen. Ich weiß nichts, gar nichts. Ich habe die ganze Nacht durch ruhig geſchlafen. Und deshalb können ſie mir nichts anhaben, ſie mögen ſchreiben, was ſie wollen.

Aber von einem Deſerteur ſpricht man.

Ja, der Deſerteur, wiederholte Claus kleinlaut und auf ſeinem Stuhle völlig wie ſorgenüberbürdet zuſammenſinkend. Ich weiß nichts von ihm. Johannes heißt er, das hat er mir geſagt. Das iſt alles. Mich geht er nichts an. Gar nichts. Mamſell Sibylle hat ihn hergebracht; ſie hat ihm oben im Hauſe ein Verſteck gezeigt, das ich nicht kenne. Mamſell Sibylle hat ihn da verborgen. Ich bin unſchuldig daran. Es ſoll ſtrenge Strafe darauf ſtehen, wenn man einen Deſerteur verbirgt. Ich hab' auch nichts davon geſagt. Die Polizei- und Gerichtsherren

haben's aber doch erfahren. Ob's Mamſell Sibylle ihnen bekannt hat oder ob's ihnen von einem andern geſteckt iſt, ich weiß es nicht. Aber dieſen Morgen war einer hier, der hat mich ins Gebet genommen, und da hab' ich ſagen müſſen, was ich wußte.

Und weil Sibylle Ritterhauſen dem Deſerteur ein Verſteck hier in der Burg angewieſen hat, glaubt man, Ritterhauſen habe durch dieſen Menſchen den Grafen von Epaville ermorden laſſen?

So glaubt man, Herr Richard, und ſo muß man glauben.

Weshalb denn hätte Ritterhauſen eine ſo entſetzliche That begehen ſollen?

Weil ihm der Graf den Hammer hat nehmen wollen.

Richard ſchüttelte den Kopf.

Könnt Ihr's anders auslegen? fragte Claus.

Sibylle — ſie — ſie hätte um dieſe That gewußt! rief der junge Mann, aufſpringend, aus. Alter Menſch, du weißt nicht, was du ſprichſt! Es iſt Blödſinn, es iſt Wahnwitz!

Meinethalb, antwortete Claus der Hausmeiſter, meinethalb! Mag es gethan haben, wer will, — ich weiß von nichts, von gar nichts. Mir können ſie nichts anhaben!

Der Deſerteur hieß Johannes? Und wie weiter?

Das ſagte er nicht.

Woher kam er?

Er ſchwieg auch darüber.

Hat er denn nicht den Grafen ermorden können auf ſeine eigene Fauſt, um ihn auszuplündern?

Er hat aber nicht geplündert; er hat nicht einen Pfennig genommen, nichts, gar nichts von den Sachen des Grafen.

Vielleicht iſt er an dem Raube gehindert worden. Vielleicht

hat er irgendein Geräuſch gehört und hat geglaubt, Ihr kämet oder der Reitknecht, und hat die Flucht genommen zur hintern Thurmthür hinaus.

Ja, zur hintern Thurmthür hinaus iſt er verſchwunden. Sie war offen geſtern Morgen. Ein Geräuſch ſollte ihn vertrieben haben? Ich weiß es nicht. Ich habe kein Geräuſch gehört. Der Menſch ſah auch nicht aus, als ob er ſich vor bloßen Geräuſchen fürchte und davor die Flucht nähme. Es war ein verwegener Burſche. Er war mit allen Hunden gehetzt; das hab' ich ihm angemerkt, ſo duckmäuſerig er ſich anſtellte. Johannes nannte er ſich. So ſagte er mir. Im Vertrauen, ſagte er. Nun, ich hütete mich wohl, davon zu reden. Man bindet es nicht jedermann auf, wenn man einen Deſerteur im Haus verſteckt hat!

Richard von Huckarde ſchritt eine Weile, die Arme auf der Bruſt verſchlungen, in des Hausmeiſters Stube auf und ab. Seine Züge waren ſo tödlich bleich, wie ſie es werden konnten unter der braunen Farbe, womit die Sonne entlegener Länder ſie überzogen hatte. Sein Blick blieb ſtarr und düſter auf den Boden geheftet. Nach einer Weile ſah er auf und ſich zu Claus wendend, ſagte er:

Ich will doch einmal hinaufgehen und die alten Räume wiederſehen — bleibt nur hier, Claus, ich finde meinen Weg allein!

Ich darf Euch nicht hinauflaſſen, verſetzte Claus, aufſtehend; ich darf niemand nach oben zu der Leiche laſſen; es ſind Herren aus der Stadt dageweſen, die haben mir befohlen, über ſie zu wachen.

Sei ruhig, Claus, du weißt, daß ich ſie nicht wegtrage, erwiderte Richard von Huckarde, und verließ die Kammer,

während der Hausmeiſter apathiſch auf ſeinen Stuhl zurückſank.

Richard ſchritt durch den Corridor, die Treppe ins obere Stockwerk hinauf und betrat dann die Reihe der Zimmer, welche er einſt mit ſeinem Vater bewohnt hatte. Bei jedem Schritte feſſelten ihn Erinnerungen, die in überwältigender Fülle auf ſein kummerſchweres Herz eindrangen. Lange verweilte er in einem der mittlern Zimmer; es war das Wohnzimmer ſeines Vaters geweſen. Dann öffnete er eins der Fenſter und ſandte ſeine Blicke hinaus auf den fern unter ihm ſichtbaren Hammer, der ſo friedlich auf grünen Matten in ſeiner Buſch- und Wipfelumhüllung, von der Sonne beſchienen, von Bergwänden geſchützt, vom klaren Gewäſſer beſpült, wie ein Aſyl des Friedens und der Ruhe dalag. Und doch, welche Schmerzen, welche Angſt, welche Entſchlüſſe und welche Sorgen wohnten unter dieſem unglückſeligen Dach, zu dem Richard's Gedanken aus der weiten Ferne, über den Ocean herüber, ſo oft geflohen waren, wie zu einer Art Heimat ſeines Herzens, wie zu dem Punkte, dem einzigen in der Welt, von dem aus zu ihm Ermuthigung und Lebenskraft ſtrömte, der mit der magnetiſchen Kraft der Liebe an unſichtbaren Fäden ſein Leben allein noch an Welt und Menſchen kettete. Wie oft hatten ſich ſeine Gedanken hoffnungsträumend an den Augenblick geheftet, wenn er einſt, wohlhabend und unabhängig geworden durch eigene Kraft und ſelbſtverdientes Glück, aufs neue Herr ſeiner väterlichen Burg, unter jenes Dach treten und zu Sibylle ſprechen würde: ich habe die ſchwere Aufgabe, welche mir ein hartes Schickſal aufbürdete, gelöſt; ich habe das Haus meiner Väter mir neu erobert mit dieſen meinen Armen, und dieſe Arme öffnen ſich jetzt dir und wollen dich über die Schwelle meines Hauſes ſowie durchs Leben tragen ...

Und jetzt! Mit welcher Bitterkeit mußte er ſich zurufen:

alle deine Hoffnungen ſind zu Waſſer geworden, du haſt umſonſt gerungen und gelitten — du biſt arm heimgekehrt wie du auszogſt — und Sibylle — Sibyllens Leben iſt ruchlos zerſtört — iſt ſo bodenlos elend gemacht wie das deine!

Er wandte ſich endlich ab, und ſetzte in Kummer verloren ſeinen Weg fort durch die andern Gemächer. Er kam in das Wohnzimmer des Grafen von Epaville; er blickte durch die halb offen ſtehende Thür in das Schlafzimmer deſſelben; ſein Auge heftete ſich auf das Bett in der Ecke; die Umriſſe der Decke verriethen die darunter liegende Leiche; der Bettvorhang verbarg den obern Theil und den Kopf des Todten.

Richard ſtand zögernd auf der Schwelle dieſes Raumes, halb verſucht, näher zu treten, um die Leiche anzuſchauen, und auch wieder ſich ſcheuend vor dem Anblick. Hätte ſeine Reiſegefährtin von geſtern ihm nicht geſagt, daß ſie ſelbſt kommen würde, zum letzten mal ihren unglücklichen Gatten zu ſehen, ſo würde er es für eine Art Pflicht gegen dieſe gehalten haben, ſich um den Zuſtand der Leiche und um das, was für die Beerdigung derſelben vorgerichtet und beſtimmt war, zu kümmern, ſo aber konnte er ſich abwenden von dem unheimlichen Anblick — und eben war er im Begriff, dieſes zu thun, als er Schritte Herankommender auf der Treppe und gleich darauf in den vordern Zimmern vernahm. Richard konnte nicht zurück, ohne den Kommenden zu begegnen, denn die Räume, in welchen er ſich befand, boten keinen Seiteneingang. Er wollte jedoch um jeden Preis vermeiden, hier geſehen zu werden. Nicht gerade aus Rückſicht für den Hausmeiſter, der ihm geſagt, daß er niemand nach oben laſſen dürfe. Aber er war in einer Gemüthsverfaſſung, in welcher man nicht in fremde Geſichter zu blicken liebt. Er mußte erwarten, daß die Kommenden ihn nach dem Grunde ſeines Hierſeins fragen würden; nichts aber lag weniger

in ſeiner Abſicht, als ſich heute hier als den Stammerben dieſes Hauſes zu erkennen zu geben. Unterdeß hörte er die Schritte immer näher kommen. Wollte er nicht in den nächſten Augenblicken den Nahenden gegenüberſtehen, ihren verwunderten Fragen ausgeſetzt ſein, ſo blieb ihm nichts übrig als das eine — in das ihm wohlbekannte Verſteck, in deſſen Geheimniß niemand anders als er einſt Sibyllen eingeweiht hatte, zu ſchlüpfen. In der That war Richard raſch dazu entſchloſſen. Er drückte in den Lambris das bewegliche Einſatzſtück zur Seite. Es gehorchte ſeiner Hand. Die dunkle Oeffnung nahm ihn auf. Das Holzwerk ſchob ſich zurück — Richard war für die Kommenden verſchwunden.

In dem engen Raume, in welchem er ſich jetzt befand, herrſchte ein mattes Licht; die kleinen Scheiben in dem Fenſter, welches auf das Innere des Thurms ging und hier unter vorſpringendem Gebälk verborgen lag, waren mit Staub bedeckt, mit Spinnengeweben überzogen; in dem Innern des Thurms ſelbſt, aus welchem das Licht kommen ſollte, war des Lichtes nicht übermäßig viel, wenn, wie es jetzt der Fall, unten die nach außen führende Hinterthür geſchloſſen war. Trotzdem erkannte Richard's Auge ſofort bei ſeinem Eintreten mehrere am Boden liegende Gegenſtände, die darauf deuteten, daß dieſer kleine Raum kurz vorher einen Bewohner gehabt hatte, welcher eine beſchleunigte Abreiſe gemacht und deshalb nicht Zeit gefunden, ſeine ſämmtlichen Habſeligkeiten mitzunehmen. Ein blauer Kittel lag auf dem Boden, ein aus Maſer geſchnitzter Pfeifenkopf, ein Päckchen Taback, erſt zur Hälfte conſumirt, dann ein Geflecht aus Weidenzweigen, das ſich zu einem Korbe zu geſtalten verhieß, aber noch ſehr weit von ſeiner Vollendung entfernt war.

Richard war im Begriffe, ſich nach dieſen Gegenſtänden zu

blicken, um ſie näher zu betrachten, als er die Schritte, vor denen er geflohen war, ganz in ſeiner Nähe hörte; ſie kamen eben in das Schlafzimmer, wo die Leiche lag, und Richard vernahm eine unangenehme, etwas ſchrille Stimme, die ſagte:

Da liegt er! Ich habe nie eine große Meinung von den Tugenden und der moraliſchen Seelengröße dieſes Monſieur d'Epaville gehabt — aber daß ihn der Teufel ſo früh holte, iſt doch ein klein wenig hart!

Dieſe Worte wurden in einem ſehr accentuirten und ſehr mislautenden deutſchen Dialekte geſprochen, den Richard ſich erinnerte, bei Elſaſſern gehört zu haben.

Es bleibt bei allem, was Sie mir geſagt haben, doch ein höchſt merkwürdiger Fall, Herr Polizeirath, der mir noch immer große Dunkelheiten hat!

Dieſe Antwort wurde im Dialekt der Landesſprache gegeben.

Dunkelheiten? Was kann da noch dunkel ſein ...

Ein Mann wie dieſer Hammerbeſitzer — und gar ein junges Mädchen wie Sibylle Ritterhauſen! Iſt es nicht unglaublich ...

Mein lieber Unterſuchungsrichter, antwortete der Elſaſſer, unglaublich iſt nichts. Dies Wort müſſen Sie ſtreichen aus Ihrem Geſchäftsſtil. Wenn Inzichten vorhanden ſind, daß ich, der Polizeirath Ermanns, das Licht aller Behörden der öffentlichen Sicherheit im Großherzogthum, falſche Wechſel gemacht oder ſilberne Löffel geſtohlen habe, ſo ſagen Sie nicht: unglaublich! Unterſuchen Sie. Was kann Sie bei dieſer Angelegenheit in Verwunderung ſetzen? Das Verhältniß des Monſieur Ritterhauſen zu dieſem Gute hier haben Sie mir geſtern ſelbſt auseinandergeſetzt. Den Entwurf des Briefs, welchen der Graf von Epaville an Ritterhauſen geſchrieben, haben wir hier gefun-

den. In Angſt und Schrecken verſetzt durch dieſe Eröffnung, hat der Herr Ritterhauſen ſeine Tochter abgeſchickt, um zu parlamentiren mit dem Grafen. Er kannte dieſen Herrn Grafen nicht. Er wußte nicht, was ich heute aus Seiner Hoheit eigenem Munde weiß, daß der Graf in einem kleinen vertraulichen Kreiſe dem Großherzog gegenüber ſein Wort verpfändet hatte, er würde dieſes Mädchen verführen. Sie können ſich nun denken, welchen Charakter das tête-à-tête der Demoiſelle Ritterhauſen und des Grafen angenommen haben wird. Der Herr Graf werden alle Vortheile ihrer Lage den Ritterhauſen gegenüber haben ausbeuten wollen; er hat dem jungen Mädchen Zumuthungen gemacht, welche dieſe tödlich beleidigt haben; und nun haben beide, Vater und Tochter ohne viel Gewiſſensbiſſe dieſen vermaledeiten Franzoſen, der dem Vater Haus und Hof und der Tochter ihre Ehre rauben wollte, daran glauben laſſen. Sie haben ihn beſeitigt, mon ami, oder beſſer, ſtumm gemacht, wie Sie ihn da ſehen. — Mir iſt dabei gar nichts dunkel, nicht einmal, was die Reiſeroute des Herrn Grafen von Epaville in der andern Welt angeht. Ich bin ganz überzeugt, der Ceremonienmeiſter der Unterwelt, hat ihn längſt zur Cour bei Seiner diaboliſchen Majeſtät vorgeſtellt und der Satan hat ſeine Freude ausgedrückt, endlich eine längſtgehoffte Bekanntſchaft zu machen!

Aber ſie leugnen ſtolz und zornig, die Ritterhauſen, fiel der andere ein.

Man kennt das, verſetzte der mit dem elſaſſer Dialekt. Es wird ſie nicht retten vor der Guillotine. Der Großherzog war bras dessus bras dessous mit dem Epaville.

Wir brauchen nicht zu ſagen, mit welcher Aufregung und wie erſchüttert Richard dieſe Unterredung belauſchte, die deutlich, und ſo, daß ihm kein Wort entging, in ſeinen Winkel drang. Trotz allem, was er vernahm, und trotz allem, was irgend hätte

geſagt werden können, um Sibylle Ritterhauſen zu einer Mörderin zu ſtempeln, ſtand der Glaube an ihre Unſchuld felſenfeſt in ſeiner Seele. Aber ebenſo klar wurde ihm aus dieſen Reden, wie hoffnungslos und verzweifelt ihre Lage den Unterſuchungsbeamten und den Gerichten gegenüber ſein mußte. Das Wort Guillotine, welches bald darauf von den Lippen des einen der Sprechenden fiel, traf ihn vollends wie ein Stich ins Herz.

Er ſollte noch ein zweites Wort vernehmen, das beinahe eine ähnliche Wirkung auf ihn übte. Und dies Wort wurde wieder von dem, der ſich das Licht aller Behörden der öffentlichen Sicherheit genannt hatte, geſprochen und hieß: Verſteck!

Wo iſt nun das Verſteck? ſagte Monſieur Ermanns; ich denke, es muß hier dieſes Füllſtück in den Lambris ſein!

Er trat in dieſem Augenblick an die bezeichnete Stelle heran. Richard hatte raſch und inſtinctartig ſeine Hände an das bewegliche Holzſtück gelegt und ſuchte es durch das höchſte Aufgebot ſeiner Kraft feſt an ſeiner Stelle zu halten. Aber er fand zu ſeiner Unterſtützung dabei keinen Vorſprung, nichts, was ihm als Handhabe gedient hätte. Draußen war jetzt auch der Unterſuchungsrichter herangetreten und drückte aus Leibeskräften — das Füllſtück bewegte ſich und — ſchoß wieder in ſeine alte Lage zurück ...

Mein Gott, das iſt ja als ob jemand von innen feſthielt! rief der Unterſuchungsrichter aus.

Faſt ſo in der That!

Verſuchen wir's noch einmal mit aller Kraft! fuhr der Richter fort.

Jetzt gab das Holzſtück ſoweit den vereinten Anſtrengungen der beiden Männer nach, um einer Hand Raum zu gewähren, ſich einzuſchieben; im nächſten Augenblick fuhr eine ſtarke Männerfauſt — es war die des Unterſuchungsrichters — in den

Spalt herein, und nun flog das Holz zur Seite — die ganze Oeffnung klaffte auf.

Noch eine Hoffnung blieb dem Eingeſchloſſenen. Vielleicht begnügten ſich die beiden Männer damit, in das Verſteck nur hineinzublicken. Wenn Richard ſich ganz dicht an die Mauer drückte, in die dunkelſte Ecke, ſo war es möglich, daß ſie ihn überſahen.

Während er dieſe Stellung einnahm, ſah er den Kopf des einen der Männer in die Oeffnung lugen.

Ich ſehe niemand, ſagte dieſer dabei ... es war der, den er hatte Unterſuchungsrichter nennen hören.

Der andere, der mit dem fremdartigen Dialekt, erwiderte lachend:

So kriechen Sie hinein, Unterſuchungsrichter. Es iſt Sache der Juſtiz, ihre Naſe da hineinzuſtecken.

Ich meine, es wäre mehr Sache der Polizei, ihre Naſe in alles zu ſtecken, verſetzte ſcherzend der andere Beamte; jedenfalls iſt die Polizei der Vorläufer der Juſtiz, alſo en avant, Monsieur!

Aber da muß man ja kriechen auf allen Vieren!

Das können Sie sans déroger immer noch eher als ein Prieſter der Themis, lachte der Unterſuchungsrichter.

Was iſt da nun zu machen! ſagte Monſieur Ermanns, ließ ſich auf die Knie nieder und ſteckte den Kopf durch die Oeffnung.

Er ſchaute eine Weile hinein, wie um ſeine Augen erſt an die größere Dunkelheit zu gewöhnen, welche in dem kleinen Raum herrſchte. Dann ſagte er:

Es liegen da allerlei Gegenſtände auf dem Boden. Die Inſpection aus der Ferne wird nicht hinreichen — man wird ſich bequemen müſſen, hineinzuſchlüpfen ... und dann fuhr er in

der That mit dem Oberkörper in die Lambrisöffnung — aber viel ſchneller kam er erſchrocken wieder heraus.

Alle Teufel! rief er halblaut und ſehr blaß geworden.

Was iſt? fragte der Unterſuchungsrichter, was haben Sie?

Es ſteht ein Mann drin! flüſterte Monſieur Ermanns, die Zeichen des Schreckens noch in allen Zügen.

Peſt, rief der andere Beamte, der Mörder! und dabei blickte er angſterfüllt umher, ob nicht irgendeine Waffe in der Nähe ſei.

Was iſt da nun zu machen? ſagte Monſienr Ermanns. Wir müſſen unſere Leute herbeirufen.

Ich will hinunter . . . erwiderte der Unterſuchungsrichter.

Ich danke ſchön, verſetzte Monſieur Ermanns; damit der Menſch unterdeß Zeit gewinnt, über mich herzufallen und ſich zu retten. Bleiben Sie ruhig bei mir — ich will ſchon ſelbſt die Leute rufen, und zwar ſo!

Bei dieſen Worten zog er ein Terzerol mit zwei Läufen aus der Taſche und ſpannte die Hähne; er war juſt im Begriff es abzuſchießen, um auf dieſe Weiſe ſeine Leute, die unten harren mochten, herbeizurufen, als ihm der Unterſuchungsrichter in den Arm fiel.

Aber zum Henker, wenn Sie abſchießen, ſo ſind wir ja ganz ohne Waffe wider den Verbrecher, der jeden Augenblick hervorkommen und ſich auf uns ſtürzen kann!

Nur ruhig, ich habe immer noch einen Schuß in Reſerve, ſagte Monſieur Ermanns, der ſeine Faſſung ſo ziemlich wieder erlangt hatte.

Jetzt aber fand Richard von Huckarde für gut, dieſer Scene ein Ende zu machen. Er tauchte plötzlich aus der Lambrisöffnung auf und mit den Worten:

Seien Sie ganz unbeſorgt, meine Herren, ich glaube es iſt das Beſte, ich komme Ihnen friedlich entgegen und wir verſtändigen uns ohne Piſtolenſchüſſe! kroch er aus der Wandöffnung hervor.

Die beiden Beamten traten ſcheu ein paar Schritte weit zurück und ſtarrten ihn an. Richard ſtand nach wenigen Augenblicken ruhig vor ihnen und ſtäubte die Spinnengewebe und den Kalkſchmuz ab, der an ſeinem Rocke haften geblieben war.

Elftes Kapitel.

Ein Geſtändniß.

Nachdem Monſieur Ermanns mit ſeinen ſchärfſten und ſtechendſten Blicken den jungen Mann betrachtet hatte, ſagte er:

Folgen Sie uns in das vordere Zimmer. Sie werden uns dort Rede ſtehen, wer Sie ſind und wie Sie hierher kommen.

Ich kann Ihnen das mit wenig Worten erklären, verſetzte Richard, durch den befehleriſchen Ton des Beamten verletzt und ſich ſtolz aufrichtend — wollen Sie es jedoch in dem andern Zimmer lieber hören als in dieſem — mir iſt das gleichgültig!

Unterdeß war Monſieur Ermanns vorausgeſchritten in den vordern Raum, das Wohnzimmer des ermordeten Grafen. Richard folgte ihm und hinter dieſem ging, ihn vorſichtig beobachtend, der Unterſuchungsrichter, ein großer corpulenter Mann mit röthlichem Geſicht und ſtarkem Unterkinn, eine Geſtalt, deren Aeußeres im ganzen weit eher eine offene Gutmüthigkeit verrieth als irgendetwas anderes.

In dem vordern Zimmer ließen die beiden Herren ſich an dem Schreibtiſch des Grafen nieder; Ermanns legte ſein Terzerol neben ſich auf den Tiſch. Nachdem ſie Richard noch einmal eine Weile höchſt finſtern Blicks verwundert angeſehen, begann Monſieur Ermanns:

Wer ſind Sie?

Ich habe gerade nicht Luſt, Ihnen das zu ſagen, verſetzte Richard. Ich glaube auch nicht, daß es zur Sache gehört. Wenn ich Ihnen erklärt habe, wie ich hierher gekommen, und Sie aus dieſer Erklärung die Beruhigung geſchöpft haben werden, daß ich nicht etwa beabſichtigte, den todten Mann dort drinnen zu berauben, ſo, denke ich, kann ich mich Ihnen empfehlen.

Und wie erklären Sie Ihre Anweſenheit hier? fragte der Polizeibeamte.

Der Zufall hat mich in die Nähe dieſes Hauſes geführt, das ehemals von einer Familie bewohnt wurde, welche der meinigen nahe ſtand — ich fühlte das Verlangen, einmal wieder das Innere dieſer Räume zu ſehen. Als ich dem Hausmeiſter den Wunſch äußerte, erwiderte er mir, daß ihm befohlen ſei, niemand hinaufzulaſſen. Ich beruhigte ihn über die Folgen, wenn dies Verbot einmal übertreten werde, und ging ohne mich an ihn zu kehren. Als ich die ganze Zimmerreihe bis zu dieſem Raume durchwandert hatte, hörte ich die Schritte Herankommender. Es waren Ihre Schritte, meine Herren. Ich war nicht eben in der Stimmung, worin man mit Fremden zuſammenzuſtoßen liebt und ich mußte zudem in hohem Grade wünſchenswerth finden, mich unſichtbar zu machen, um dem Hausmeiſter Verdruß zu erſparen. Darum ſchlüpfte ich in das Verſteck, in welchem mich die Herren fanden. Das iſt alles.

Und woher kannten Sie das Verſteck? fragte Monſieur Ermanns.

Durch — nun, durch Richard von Huckarde, meinen Jugendfreund.

In der That — verſetzte der Polizeibeamte etwas ſpöttiſch — durch Richard von Huckarde!

Sie berufen ſich auf einen ſehr weit entfernten Zeugen, mein Herr! fiel der Unterſuchungsrichter ein.

Ich wüßte nicht, daß ich nöthig hätte, mich auf Zeugen zu berufen. Hoffentlich wird man keinen Zweifel gegen das, was ich ſage, hegen!

Wer ſind Sie? Wollen Sie uns das jetzt mittheilen?

Ich ziehe vor, mich nicht zu nennen, erwiderte Richard trocken.

Sie ſtehen vor Leuten, welche doch wol das Recht haben zu fragen, bemerkte hier mit ironiſchem Tone Monſieur Ermanns.

Sie haben die Pflicht zu antworten — oder man wird Sie dazu zwingen! ſetzte der Unterſuchungsrichter hinzu, der alles that, um ſeinem offenen Lebemanngeſicht das Gepräge des ſtrengen Inquirenten zu geben, und in ſeinen Aeußerungen deshalb etwas Brutales annahm; während ganz im Gegentheil Monſieur Ermanns den Ernſt ſeiner nicht gerade Vertrauen erweckenden Züge durch einen Ausdruck von unbekümmerter Heiterkeit zu überdecken beſtrebt war, d. h. wenn er es nicht gerade für politiſch hielt, mit dem, was er im ſtillen ſein Adlerauge nannte, zu durchbohren.

Nun, beruhigen Sie ſich, meine Herren, antwortete Richard mit trübem Lächeln — ich werde Ihnen den Gefallen thun, Ihnen meinen Namen zu nennen, wenn Sie es ſo ſehr wün-

ſchen und es nicht zu umgehen iſt. Ich bin der, den ich eben genannt habe.

Wie, Sie wären ...? fuhr der Unterſuchungsrichter auf.

Richard von Huckarde.

Die beiden Beamten ſahen ſich an. Monſieur Ermanns wünſchte dann die Angabe des jungen Mannes durch Legitimationspapiere belegt zu ſehen. Richard zog ſein Porteſeuille hervor und überreichte dem Polizeibeamten einen Paß, den er ſich vom franzöſiſchen Conſul in Neuyork hatte geben laſſen.

Und jetzt, hoffe ich, darf ich mich verabſchieden, ſagte Richard dann, die Hand nach ſeinem Papiere ausſtreckend, um es zurückzunehmen.

Warten Sie doch, entgegnete Monſieur Ermanns — es thut uns leid, Ihre Zeit noch länger in Anſpruch nehmen zu müſſen. — Sie ſind, wie es ſcheint, allerdings Richard von Huckarde, einſt der Erbe dieſes Gutes. Weshalb ſind Sie zurückgekehrt aus der Fremde — Sie waren ja wohl in die Welt gegangen, um Ihr Glück draußen zu ſuchen — in dieſem Nordamerika, woher Sie kommen? Iſt es nicht ſo?

Ich war in Amerika, antwortete Richard; da ich aber dort keine Verhältniſſe fand, welche mich feſſelten, bin ich zurückgekommen, um mein Gut, das jetzt nicht mehr Lehngut iſt, zurückzuerlangen, und durch Verkauf eines Theiles deſſelben mich mit den Gläubigern meines Vaters abzufinden.

Und als Sie in Ihr Gut kamen, das Sie wieder zu erhalten hofften, fanden Sie es von einem fremden Herrn eingenommen? fragte Ermanns.

Nicht mehr. Ich kam erſt heute, und der fremde Herr liegt ſeit geſtern hier neben uns als Leiche.

Allerdings — er liegt hier als Leiche. Und wir ſind beauf-

tragt, den Mörder zu entdecken, fuhr Monſieur Ermanns fort. Bei dieſer Unterſuchung nun finden wir Sie hier verſteckt — in dem Gemache, in welchem das Verbrechen begangen iſt. Sie, der Sie ein ſo großes Intereſſe dabei hatten, einen fremden Herrn, wenn Sie ihn fanden, aus dieſem Schloſſe entfernt zu ſehen; der nicht hoffen durfte, ihn auf gerichtlichem Wege zu entfernen — mit einem Wort, mein Herr, Sie müſſen begreifen, daß Sie verdächtig erſcheinen.

Monſieur Ermanns ließ bei dieſen Worten die concentrirte Kraft ſeines Adlerauges ihre Wirkung thun.

Ich, verdächtig? Doch nicht verdächtig, den Grafen ...

Allerdings, den Grafen ermordet zu haben, fiel barſch und ohne weitere Umſchweife der Unterſuchungsrichter ein.

Richard von Huckarde ſah die beiden Männer mit großen Augen und überaus verwundert an.

Ich, den Grafen von Epaville ermordet zu haben? wiederholte er.

Was ſagen Sie zu dieſer Anſchuldigung? fragte Monſieur Ermanns.

Kein Wort, keine Silbe, erwiderte Richard heftig.

Sie begreifen jedenfalls, daß Sie fürs erſte in den Händen der Juſtiz bleiben, fuhr der Polizeibeamte fort. Folgen Sie uns nach unten, ich werde Sie nach Düſſeldorf transportiren laſſen.

Damit erhob ſich Monſieur Ermanns.

Richard blieb regungslos ſtehen, die Arme über der Bruſt verſchränkt, das Auge ſtarr auf den Boden geheftet.

Folgen Sie uns! wiederholte der Unterſuchungsrichter, ſich ebenfalls erhebend.

Richard folgte nicht. Er ſchien in Sinnen verloren, er ſchien

für das, was um ihn vorging, keine Organe zu haben ... bis er plötzlich das Haupt aufrichtend, während eine dunkle Röthe über ſeine Züge glitt, ausrief:

Und wenn ich zu Ihrer Anſchuldigung ja ſage, wird man dann ſofort die Unterſuchung gegen andere Verdächtige fallen laſſen, wird die thörichte und unverantwortliche Verfolgung der Familie Ritterhauſen eingeſtellt werden?

Vorausgeſetzt, daß zwiſchen Ihnen und den Leuten, welche Sie nennen, keine Verbindung ſtattgefunden hat ...

Das kann ich zur Noth doch wol beweiſen, fiel Richard ein.

Nun wohl, wenn Sie ſich zu der That bekennen, als alleiniger Urheber, ſo kann dieſelbe nicht von den Ritterhauſen ausgehen, antwortete der Polizeibeamte. Es iſt auch nicht anzunehmen, daß Sie in Verbindung mit einem Manne ſtehen, der — der Todfeind Ihres Vaters war!

So bekenne ich mich zur That, ſagte Richard feſt, ſich ſtolz aufrichtend.

Die Wirkung dieſes Bekenntniſſes auf die beiden Herren war eine verſchiedene. Während der Unterſuchungsrichter mit einem Blick, der nur eine mit Abſcheu gemiſchte Verwunderung ausdrückte, den jungen Mann anſah, drückte ſich in den Augen, womit der Polizeibeamte den geſtändigen Miſſethäter betrachtete, etwas ganz anderes aus. War es der Gedanke, daß alle ſeine Schlauheit bei der Vernehmung und Ausforſchung der Verdächtigen auf dem Rheider Hammer umſonſt aufgewendet ſei, und daß er ſie jetzt bei dem Bericht, den er dem Großherzog machen mußte, nicht werde in rechtes Licht ſetzen können, oder war es ein Zweifel, den er in die Richtigkeit und Wahrheit des Geſtändniſſes ſetzte: kurz, er ſah den bekennenden Verbrecher an mit einer Miene, die eher Misvergnügen ausdrückte als alles andere. Vielleicht ärgerte ihn auch ein ſolches raſches Geſtändniß, welches

alle ſeine Inquiſitionsliſt überflüſſig machte und die cause célèbre, in der er glänzen zu können hoffte, ſehr abkürzte.

Es ſcheint, hub er nach einer ſtummen Pauſe, die auf Richard's raſch ausgeſtoßene Worte folgte, wieder an — es ſcheint nach den Aeußerungen, welche Sie eben fallen ließen, Ihnen am Herzen zu liegen, daß der Unterſuchung gegen die Ritterhauſen, Vater und Tochter, kein weiterer Verfolg gegeben werde?

Weil Sie unſchuldig ſind, antwortete Richard feſt und beſtimmt.

Es ruht auf dem Hammerbeſitzer noch ein älterer Verdacht, fuhr Ermanns fort — iſt Ihnen der bekannt?

Richard antwortete nicht gleich.

Welchen Verdacht meinen Sie? ſagte er dann. Ich weiß von keinem, der ſo ernſtlich wäre, daß die Juſtiz ſich mit ihm beſchäftigen könnte; müßiges Gerede zu berückſichtigen iſt doch wol unter der Würde derſelben.

Darüber wird die Juſtiz nun wol ſelber zu entſcheiden haben, was unter ihrer Würde iſt, was nicht. Beantworten Sie meine Frage.

Ich glaube, daß ich das bereits that.

Sie halten den Verdacht, von dem ich rede, den Verdacht, der auf Ritterhauſen infolge des unglücklichen Endes Ihres Vaters gefallen iſt, für ein müßiges Gerede?

Ja.

Theilen Sie uns Näheres über jenes Ereigniß mit. Sie waren zugegen, als Ritterhauſen Ihren Vater zum letztenmale — wir wollen annehmen, es ſei das letzte mal geweſen — geſprochen hat.

Mein Vater, entgegnete Richard, war in einer höchſt unglücklichen und bedrängten Lage. Je mehr aber die Sorge ſeinen Geiſt niederbeugte, deſto mehr ſuchte er ſich aufrecht zu erhalten

an ſeinem ariſtokratiſchen Standesbewußtſein, an ſeiner ungebeugten ritterlichen Ehre. Der Hammerbeſitzer Ritterhauſen hatte durch die Art, wie er ſeinen Proceß geführt, meinen Vater tief gekränkt. Dieſer hielt es für ein Gebot ſeiner Ehre, den Mann nicht länger auf ſeinem Grund und Boden zu laſſen und alle Beziehungen mit ihm abzubrechen. Ritterhauſen aber kam, und zeigte meinem Vater, daß letzterer nicht im Stande ſei, dieſe Beziehungen zu löſen. Ritterhauſen hatte Schuldforderungen gegen meinen Vater an ſich gebracht; er drohte ihm, dieſe aufs ſtrengſte geltend zu machen, meinem Vater ſein letztes Gut, ſein Haus ſequeſtiren laſſen zu wollen, wenn er ihm den Beſitz des Hammers kündige. Mein Vater, ohnehin gebeugt genug durch ſeine Lage, vereinſamt, menſchenſcheu, ohne Freundestroſt, wurde ſo erſchüttert durch dieſe neue Verwickelung ſeiner Verhältniſſe, durch den Gedanken, daß er nicht ausführen könne, was er laut und wiederholt bei ſeiner Ehre gelobt, — ſich ſelbſt ſowie jedem, der es hören wollte — mein Vater, ſage ich, gab ſich der Verzweiflung hin und machte ſeinem ſorgenvollen Leben ein Ende. Ritterhauſen hat an dieſem traurigen Schickſal meines Vaters keinen andern Theil. Er hat ſein Recht gebraucht. Vielleicht rückſichtsloſer und ſchroffer als er ſollte. Sein Ton in ſeiner letzten Unterredung mit meinem Vater war triumphirend und faſt höhniſch. Er verwundete meinen Vater bis ins Herz. Er iſt ein ehrlicher, tüchtiger, aber ein rauher, kalter Mann. Wenigſtens war er es damals. Mein Vater war nicht gemacht, mit einer ſolchen Natur zu ſtreiten. Es war ein Unglück, daß das Schickſal ſie zuſammenführte. Aber ein Verbrechen iſt nicht geſchehen, und der Verdacht, von welchem Sie reden, iſt eine Thorheit.

Und doch, bemerkte hier der Unterſuchungsrichter, trug die Leiche Ihres Vaters eine große, vielleicht tödliche Wunde am

Hinterhaupt, als man ſie im Fluſſe fand. Und doch war Ritterhauſen, zu ganz ungewöhnlicher Stunde, in der Zeit, wo Ihr Vater ſeinen Untergang fand, von ſeiner Wohnung entfernt.

Um des Hammerbeſitzers Gänge und Verbleib in jener Nacht habe ich mich nicht bekümmert, verſetzte Richard von Huckarde, und doch glaube ich, daß er durch das Zeugniß eines Geſchäftsfreundes, den er an jenem Abend beſuchte, gerechtfertigt iſt ... Was die Wunde angeht, ſo glaube ich, man brauchte kein Arzt zu ſein, um zu erkennen, daß ſie durch das Aufſchlagen des Kopfes auf eine ſcharfe Kante des Geſteins, eine felſige Ecke im Flußbette, entſtanden.

Was iſt da nun zu machen? rief Ermanns nachdenklich aus.

Aber wollen Sie nicht alle dieſe Ausſagen doch ſummariſch ſofort protokolliren? ſagte er dann zum Unterſuchungsrichter gewendet.

Ich denke, daß es das Beſte ſein wird, verſetzte der letztere. Schreibzeug iſt ja hier zur Hand!

Und während nun der Unterſuchungsrichter am Schreibtiſch des ermordeten Grafen zu protokolliren begann, ging Monſieur Ermanns nachdenklich im Gemache auf und ab, zuweilen nur einen plötzlichen Seitenblick über ſeine Brille her auf Richard werfend, der ſeinerſeits ſich ruhig auf einen der umherſtehenden Seſſel geſetzt hatte, und den Kopf auf den Arm ſtützend zu Boden blickte.

So verging beinahe eine Viertelſtunde, während welcher die Feder des Unterſuchungsrichters kritzelnd über das Papier flog. Dieſer ſah dann auf, legte die Feder fort und fragte:

Sie geſtehen alſo, der Mörder des Grafen Antoine von Epaville zu ſein?

Richard antwortete blos durch ein Nicken des Hauptes.

So geben Sie uns jetzt eine Erzählung des Hergangs der That.

Sie würden mich verpflichten, wenn Sie mir das heute erließen, erwiderte Richard. Es wird, hoffe ich, vorderhand genug sein, daß ich Ihnen das Geständniß abgelegt habe.

Seit wann haben Sie Amerika verlassen? fragte Ermanns dazwischen.

Seit sechs Wochen. Ich hielt mich einige Tage in England auf.

Und kamen hier an?

Nun, am Abend vorher.

Vor der That?

Ja.

Ließ der Hausmeister Sie in die Burg ein?

Nein, ich sah und sprach niemand. Ich fand die hintere Hausthür offen.

Und Sie suchten gleich das Versteck auf?

Ja.

Mit der Absicht, den jetzigen Eigenthümer des Guts von dort aus zu überfallen und meuchlerisch zu ermorden?

Richard schwieg.

Sagten Sie nicht vorhin, Sie seien erst soeben hierher gekommen, und hätten den Hausmeister verführt, Sie trotz des Verbots einzulassen?

Ich sagte so.

Sie thaten das, um Ihre frühere Anwesenheit zu verdecken?

Ohne Zweifel! entgegnete Richard.

Der Hausmeister wußte also nicht, daß Sie schon seit zwei Tagen im Schlosse waren, als Sie heute vor ihm erschienen?

Nein.

Und blos um Ihre That zu maskiren, um den Unschuldigen, eben Angekommenen, zu spielen, kehrten Sie zurück?

Sie bemerkten das eben schon.

Weshalb flohen Sie nicht? Den Verbrecher pflegt es doch sonst von der Stätte des Verbrechens fortzutreiben.

Weil — nun, weil ich nicht wußte, wohin fliehen.

Das ist mir keine genügende Antwort, mein Herr von Huckarde. Der Mörder flieht den Anblick seiner That, nur um zu fliehen; er rettet sich ins Weite, in die Welt; sich tagelang, sich stille Nächte hindurch in einem einsamen Gebäude neben der Leiche seines Opfers aufzuhalten — das ist etwas, was die Nerven eines Mannes von Bildung, eines Mannes, wie Sie mir scheinen, schwerlich aushalten.

Ich bin gekommen, mein väterliches Haus wieder zu erlangen. Wie hätte ich es wieder verlassen sollen, nachdem ich es endlich nach so langer Reise erreicht!

Wovon lebten Sie die zwei Tage Ihres Verborgenseins hindurch? fragte Ermanns kopfschüttelnd weiter.

Ich habe Sie schon einmal gebeten, meine Herren, Ihr weiteres Verhör auf einen andern Tag zu verschieben. Ich werde Ihnen jetzt keine Antwort mehr geben, versetzte Richard.

Der Polizeibeamte schwieg auf diese sehr entschlossen ausgesprochene Aeußerung seines Inquisiten. Er ging wieder auf und ab. Der Untersuchungsrichter protokollirte.

Nach einer Pause hub Monsieur Ermanns wieder an:

Ich würde Sie vorläufig mit allen weitern Fragen verschonen können, wenn Sie mir noch eine einzige Frage beantworten wollen.

Fragen Sie!

Als Sie erfuhren, daß der Graf von Epaville der jetzige

Eigenthümer Ihres ehemaligen Guts ſei, faßten Sie da ſofort den Entſchluß, ihn durch Mord aus dem Wege zu ſchaffen, um nach ſeinem Tode leichter Ihre Beſitzrechte erlangen zu können?

Richard, der, die Stirn in die Hand geſtützt, wie in träumeriſches Sinnen verloren, immer noch daſaß, antwortete ein kaum verſtändliches, hingemurmeltes:

Schreiben Sie nur ſo!

Aber welche Vorſtellung machten Sie ſich denn eigentlich von dem Vortheil, welchen Ihnen ein ſchreckliches Verbrechen bringen werde? fuhr Ermanns fort. Ihr Stammgut war früher in den Händen des Domänenfiscus, jetzt in denen des Grafen. Ob jener oder dieſer es in Beſitz hatte — was verſchlug es Ihnen eigentlich? Hatten Sie Anrechte, konnten Sie ſie gegen den einen wie den andern Gegner geltend machen!

Nun, warf Richard mürriſch hin, haben Sie nicht vorher ſelbſt geſagt, ich durfte nicht hoffen, einen Proceß gegen einen Günſtling des Großherzogs zu gewinnen?

Wollen Sie mir in die Schuhe ſchieben, ich hätte die Juſtizverwaltung in den Staaten des Großherzogs parteiiſch genannt? ſagte Monſieur Ermanns verweiſend.

Richard antwortete nicht.

Der Unterſuchungsrichter begann nach einer ſtummen Pauſe das Protokoll vorzuleſen. Richard ſchien kaum zuzuhören.

Unterzeichnen Sie jetzt, ſagte der Unterſuchungsrichter, als er zu Ende war.

Richard erhob ſich und hatte die Feder bereits ergriffen, um die verhängnißvolle Namensunterſchrift zu geben — als er plötzlich die Papiere zurückſtieß und ſagte:

Ich werde nicht eher unterzeichnen, als bis die Herren mir eine Bedingung erfüllt haben.

Sie haben keine Bedingungen vorzuſchreiben! fuhr der Unterſuchungsrichter auf. Unterſchreiben Sie!

Was machen Sie denn für eine Bedingung? fragte Monſieur Ermanns deſto ſanfter und gemüthlicher.

Ich verlange, daß man mir erlaube, zum Rheider Hammer hinabzugehen und den Bewohnern deſſelben anzukündigen, daß ſie frei ſind, weil der wahre Schuldige ja jetzt in mir gefunden iſt!

Der Unterſuchungsrichter ſchüttelte höchſt energiſch verneinend den Kopf; da ſich aber Richard's Rede an den Polizeibeamten gewandt hatte, ſo überließ er dieſem zu antworten.

Zu ſeiner Verwunderung antwortete der Polizeibeamte ganz anders, als er erwartet hatte.

Ich werde, wenn der Herr Unterſuchungsrichter einwilligt, Sie auf den Hammer begleiten, Herr von Huckarde, ſagte Monſieur Ermanns. Sie mögen dort den Ritterhauſen Mittheilungen machen, doch muß ich zugegen ſein.

So kommen Sie! ſagte Richard lebhaft.

Richard ſchritt voraus, der Thür zu, Ermanns folgte ihm. Der Unterſuchungsrichter blieb auf den Wunſch des Polizeibeamten zurück.

Ich werde Ihnen den Hausmeiſter herauſſenden, ſagte Ermanns. Vernehmen Sie ihn zu Protokoll in Beziehung auf Richard von Huckarde. Erwarten Sie uns hier zurück.

Damit verſchwand auch Monſieur Ermanns raſch aus dem Gemache, um Richard nicht aus den Augen zu laſſen. Unten im Hausgang hatten zwei Gensdarmen, die als Begleitung der unterſuchenden Herren gekommen, Poſto gefaßt. Ermanns gab ihnen einen Wink — ſie nahmen Richard in die Mitte.

Iſt das nöthig? wandte ſich dieſer an den Polizeibeamten zurück.

Leider, Herr von Huckarde!

Richard zuckte die Achſeln und ſchritt weiter; Ermanns folgte in der Entfernung von etwa zehn Schritt.

So bewegte ſich der kleine Zug draußen um das Gebäude herum, und ſchlug den Pfad ein, der an der Bergſeite hinab nach dem Hammer führte. Richard ſchritt ſehr raſch vorauf. Ermanns folgte, den Kopf geſenkt, augenſcheinlich ſehr lebhaft von ſeinen Gedanken in Anſpruch genommen, denn die Geſichtsmuskeln des blaſſen Antlitzes zuckten und die Augen blinzelten fortwährend.

Als man dem Hammer nahe gekommen war, eilte Ermanns den Voraufſchreitenden zur Seite zu gelangen und ſagte zu Richard:

Herr von Huckarde, Sie werden eine Weile im Garten des Hammers zurückbleiben. Ich werde mir erlauben, die Hausbewohner erſt auf Ihr Erſcheinen vorzubereiten.

Sie ſind außerordentlich gütig! verſetzte Richard bitter, da ihm dieſe Anordnung durchaus nicht angenehm war; aber er mußte ſich unterwerfen.

Ermanns überſchritt zuerſt die Brücke über den Fluß, trat durch das kleine Hinterthor in den Garten und fand hier einen Gerichtsdiener, welcher aufgeſtellt war, dieſe Seite des Hauſes zu bewachen. Das Haus war auf dieſe Weiſe überall bewacht, bis die Abführung der Verdächtigen nach Düſſeldorf vorgenommen werden konnte. Man hatte ſie wegen Ritterhauſen's Gichtleiden, das heute ſehr heftig war, noch aufgeſchoben. Ermanns trat dann durch die aus dem Garten führende Glasthür in das Wohnzimmer ein, wie jemand, der zum Hauſe gehört und keine Umſtände zu machen braucht.

Ritterhauſen lag wie gewöhnlich in ſeinem Sorgen- und Leidensſtuhl ausgeſtreckt — nur war heute ſein Blick noch düſterer, ſeine Stirn noch tiefer gefaltet als gewöhnlich, und

den eintretenden Polizeibeamten begrüßte er blos mit einem zornigen Funkeln ſeiner Augen; dann wandte er den Kopf ab und betrachtete durch das Fenſter ohne große Theilnahme die drei Perſonen, die im Garten zurückgeblieben waren, Richard und die Gensdarmen.

Wo iſt Ihre Tochter, Herr Ritterhauſen? fragte Ermanns.

Der Hammerbeſitzer antwortete nicht. Er hielt ſich um ſo mehr berechtigt, kein Wort an den Beamten zu verſchwenden, weil Sibylle ohnehin eben aus ihrem Zimmer in den kleinen Gartenſaal trat.

Mademoiſelle Sibylle, wandte ſich Monſieur Ermanns an dieſe mit ſehr ernſtem, faſt väterlich klingendem Ton — ſo hartnäckig auch Sie und Ihr Vater ſich gegen Ihr wahres Beſte, wenn ich es Ihnen rieth, verſtockt gezeigt haben, ſo komme ich doch noch einmal als Ihr Freund zu Ihnen, um von Ihnen abzulenken, was über Sie ergehen wird, wenn Sie dabei bleiben, mir ein Geſtändniß zu weigern.

Was wollen Sie von mir? fragte Sibylle tonlos.

Blicken Sie durch das Fenſter in den Garten. Ueberzeugen Sie ſich mit Ihren eigenen Augen, daß der „Deſerteur", welcher Ihr Werkzeug war, in den Händen des Geſetzes iſt. Dieſer Menſch hat alles geſtanden. Er hat offen geſtanden, ſage ich Ihnen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß er geſtanden hat ... das Ehrenwort eines Mannes, der es wohl mit Ihnen meint. Ritterhauſen, wollen Sie jetzt länger leugnen? Jetzt, wo Sie ſehen, daß es nichts mehr fruchtet?

Ermanns beobachtete, während er ſo ſprach, aufs geſpannteſte die Züge von Vater und Tochter.

Ich kenne den Menſchen nicht, ſprudelte Ritterhauſen zornig hervor. Er kann geſtehen, was er will!

Sibylle hatte unterdeſſen ihr bleiches von Gram gezeichnetes

Geſicht der Geſtalt des im Garten ſtehenden Richard zugewendet.

Der Deſerteur? ſagte ſie halblaut — der Deſerteur iſt das nicht — Herr des Himmels! ſchrie ſie dann laut auf — das iſt ja Richard, Richard von Huckarde.

Wer, Richard? rief Ritterhauſen, und machte eine Bewegung, als wolle er aufſpringen, ſank aber von einem plötzlichen, ſeinen Fuß durchzuckenden Schmerz an ſeinen Zuſtand gemahnt, ächzend zurück.

Unterdeß war Sibylle der Glasthür zugeſtürzt und mit dem lauten Rufe: Richard! einem markerſchütternden Rufe, in dem alle Angſt und alle Noth ihrer Seele zu zittern ſchien, wollte ſie zu ihm in den Garten, ihm entgegeneilen, als Ermanns zwiſchen ſie und die Thür ſprang und ſie zurückhielt.

Sibylle wandte ſich ab und ſank auf das Kanapee, die Hand aufs Herz gedrückt, todtenbleich, die Augen ſchließend, wie von einer Ohnmacht befangen.

Richard zurück?! ſagte Ritterhauſen — und er, ſagen Sie, habe bekannt, dieſen Epaville ermordet zu haben?

Aus freien Stücken hat er es geſtanden, verſetzte Ermanns.

Ritterhauſen ſchüttelte den Kopf.

Ich muß es aus ſeinem eigenen Munde hören, um es zu glauben.

Es thut mir leid, Ihnen dieſen Wunſch nicht erfüllen zu können, Herr Ritterhauſen, antwortete der Polizeibeamte, der während dieſer ganzen Scene Ritterhauſen über ſeine Brille her verſtohlen, aber ſehr aufmerkſam beobachtete.

Freilich, ſagte der Hammerbeſitzer, wir haben ja ebenfalls den Grafen ermorden laſſen, durch einen Deſerteur, wie Sie ſagen! Nach Ihrer Anſicht iſt er jetzt alſo doppelt ermordet!

Ritterhauſen ſprach dies mit dem bitterſten Hohne.

Halten Sie etwa den Herrn von Huckarde der That nicht fähig? fragte Monſieur Ermanns in ſeiner ganzen Gelaſſenheit bleibend.

Nein! antwortete Ritterhauſen trocken. Ebenſo wenig wie dazu, daß er etwas ausgeſagt hätte, was uns beſchwerte.

Das iſt in der That auch nicht der Fall, bemerkte Monſieur Ermanns. Ich kann Ihnen darüber jetzt, nach dem, was ich ſehe, die beruhigendſten Verſicherungen geben. Ueberhaupt, mein Herr Ritterhauſen, ſetzte der Polizeibeamte mit einem tiefen Seufzer hinzu — überhaupt hoffe ich, daß Sie inne werden, wie meine Art die Sachen anzugreifen nicht ſo gar ſchlimm iſt, als Sie glauben. Sehen Sie, lieber Herr, Sie nennen mich im ſtillen einen hinterliſtigen Schleicher, einen Falſchen, einen Verräther, einen Nichtswürdigen, der ſich durch harmloſes Schwatzen in das Vertrauen der Leute ſtiehlt und ſie dann zu verderben ſucht mit dem, was ſie ihm gutmüthig anvertraut haben. Ich weiß das, Sie nennen mich ſo — leugnen Sie es nicht ...

Herr Ritterhauſen machte keine Miene, als ob er es leugnen wolle.

Ich habe, fuhr Ermanns fort, allerdings die Politik, mich zunächſt mit denen, gegen welche ein Verdacht vorliegt, auf einen freundſchaftlichen Fuß zu ſetzen. Man bringt ſie dann zum Plaudern und wenn ſie ſich auch nicht verrathen, ſo hört man doch, weß Geiſtes Kind ſie ſind. Es iſt eben mein Metier, Ritterhauſen; was ſoll man da machen! Daß meine Manier aber nicht ſo übel iſt, ſollen Sie jetzt mir einräumen. Denn ſehen Sie, ein anderer hätte bei Ihnen immer ſtramm und geradeaus weiter inquirirt, und dann den Geſchworenen überlaſſen, über Ihre Schuld oder Unſchuld zu entſcheiden. Ich habe anders gehandelt. Ich habe Huckarde hierher bringen

laſſen zunächſt, um meinen Zweifel zu beſeitigen, ob dieſer Menſch am Ende vielleicht nicht der oft beſprochene Deſerteur ſei. Ich habe aus Ihren Aeußerungen geſehen, daß er es nicht iſt. Es iſt in der That Richard von Huckarde. Ihr, oder vielmehr Ihrer Tochter Betragen hat es mir bewieſen. Und da er die Ermordung eingeſteht, ſo haben wir blos noch einige Nachforſchungen anzuſtellen, welche uns hoffentlich beweiſen werden, daß er mit Ihnen in keiner Verbindung war, ſeit und nachdem er aus der Fremde zurückkam. Hoffentlich. Nach Ihrem Benehmen bei dem Anblick des jungen Mannes und nach dem Benehmen Ihrer Tochter halte ich Sie jetzt für unſchuldig, Herr Ritterhauſen. Sehen Sie, das ſage ich Ihnen jetzt gleich offen heraus. Hätte ein anderer Inquirent Ihnen das ſo unumwunden geſtanden? Er hätte es nicht gethan. Er hätte den Dingen ihren Lauf gelaſſen. Er hätte ſich den Henker darum geſchert, ob Ihr Gemüth noch wochenlang länger unter dem entſetzlichen Drucke leide. Ich bin anders, Herr Ritterhauſen. Demoiſelle Sibylle, ſchütteln Sie den Schmerz und den Ausdruck von Verzweiflung ab, der auf Ihrem ſchönen Geſicht liegt. Hören Sie, was ich eben Ihrem Vater ſage: ich halte Sie nach dem, was ich beobachtete, für unſchuldig. Für vollſtändig ohne Theil an dem begangenen Verbrechen. Jener Menſch dort — er deutete auf Richard von Huckarde, der von ſeinen Gensdarmen bewacht in der Mitte des Gartenpfades ſtand und ſeine Blicke wie ſuchend auf die Glasthür und das Fenſter der Wohnſtube gerichtet hielt, — jener Menſch iſt der That geſtändig. Er hat den Mord begangen. Sie haben keine Gemeinſchaft mit ihm. Sie wußten nicht einmal, daß er nach dieſem Lande zurückgekommen ... ſehen Sie, das alles durchſchaue ich, indem ich auf meine Weiſe die Dinge angreife; indem ich Mienen, die ſich unbelauſcht wähnen, belauſche; indem

ich harmlos plaudere, als sei ich der aufrichtigste Mensch von der Welt. Was haben Sie nun noch gegen diese Weise, Herr Ritterhausen, schloß Monsieur Ermanns seine Rede, indem er in ein gezwungenes Gelächter ausbrach — was haben Sie dagegen, wenn ich damit zu dem Ergebniß komme, daß Sie unschuldig sind?

Nichts weiter, antwortete Ritterhausen, ohne über diese Ehrenerklärung in großen Jubel auszubrechen, doch freilich mit offenbar erleichterter Brust — nichts weiter, als daß es mir lieber gewesen wäre, Sie hätten mich von vornherein für unschuldig gehalten und hätten mich mit jeder Untersuchung verschont, sei sie nun eine nach der strengen alten Inquisitionsmanier vorgenommene oder nach Ihrer Belauscher- und Belauerweise geführte.

Monsieur Ermanns wollte antworten, als seine Aufmerksamkeit plötzlich von Ritterhausen ab- und Sibylle zugezogen wurde. Sibylle nämlich war hinter seinem Rücken, während er sich dem Hammerbesitzer zuwandte, aufgesprungen, hatte mit einer raschen Bewegung die Glasthür aufgerissen, war die paar Stufen in den Garten hinabgeflogen und lag, ehe sich jemand dessen versah, in des ihr entgegeneilenden Richard's Armen.

Richard — du — du hier — o mein Gott, welch ein Wiedersehen! stammelte sie, und ihrer selbst nicht mächtig, barg sie ihr von Thränen überströmendes Gesicht an seiner Brust.

Sibylle! sagte er, sie sanft an sich drückend. So finde ich dich wieder! Sei getrost — fasse dich . . . du bist frei. Da diese Menschen das Opfer eines Unschuldigen verlangen, habe ich ihnen mein Leben zum Opfer dargeboten. Es war ohnehin dem Untergang geweiht, mein armseliges Leben. Ich werfe es gern von mir, da ich dir damit den Frieden und die Freiheit erkaufen kann! Sei getrost . . .

Und das ſoll mich tröſten, Richard? ſchluchzte Sibylle — ob dein, ob mein Leben ...

Hier wurde die kurze Unterredung unterbrochen — Monſieur Ermanns, der in Haſt Sibyllen nachgeſtürzt war, fuhr gewaltſam dazwiſchen und trennte die beiden jungen Leute, indem er die Hand auf Sibyllens Arm legte und den Gensdarmen einen Wink gab, Richard fortzuführen. Sibylle wollte ſich an den Geliebten anklammern, aber Richard drückte einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn und wandte ſich dann, um einer Scene mit ſeinen Wächtern zuvorzukommen, von ihr ab und ſchritt dem Ausgang des Gartens zu.

Monſieur Ermanns bot Sibyllen zuvorkommend den Arm, um ſie ins Haus zurückzugeleiten. Sibylle achtete nicht darauf, ſie blickte mit ſtrömenden Augen dem Dahinſchreitenden nach.

Der Polizeibeamte machte ihr deshalb eine ſtumme, ebenſo wenig beachtete Verbeugung und eilte dem von den Gensdarmen fortgeführten Richard nach.

Er ſchüttelte dabei, während er mit geſenktem Kopf, die Hände auf dem Rücken, dahinſchlenderte, nachdenklich ſein ergrauendes Haupt.

Ich fürchte, ich fürchte — ſo lauteten ungefähr in Worte überſetzt ſeine Gedanken — wir ſind der Aufklärung dieſer vermaledeiten Geſchichte noch um keinen Schritt näher gekommen. Keine Liſt verfängt bei den Ritterhauſen. All meine rührende Gemüthlichkeit hat ihnen nicht ein Wort, nicht einen Laut, nicht ein Zucken einer Miene abgelockt, bei dem ich hätte ſagen können: jetzt hab' ich dich! Alle meine Freundſchaftsergüſſe haben ſie in keine Schlinge gezogen ... Ich glaube wirklich, ſie haben keinen Theil an der Sache. Ja, ſie ſind unſchuldig, wenn ich mich nur ſoviel wie ein Dorfgerichtsſchreiber auf die Worte und Mienen verſtehe, wodurch ſich Schuld oder Unſchnld verräth.

Wären ſie ſchuldig, wir hätten ganz andere Reden gehört. Sie hätten mit beiden Händen zugegriffen, als Ihnen Gelegenheit geboten wurde, die Schuld auf einen andern, dieſen Herrn von Huckarde zu ſchieben. Mein Herr Ritterhauſen würde Gründe genug zu finden gewußt haben, weshalb es gerade niemand anders gethan haben könne als Richard von Huckarde. Er würde hundert kleine Züge und Thatſachen gewußt haben, woraus hervorgegangen, daß dieſer Menſch ſchon in ſeinem zarteſten Knabenalter, ja in der Wiege ein blutdürſtiger Böſewicht geweſen! Nein, es iſt nichts mit der ganzen Unterſuchung gegen dieſe Leute. Sie ſind der That fremd. Ganz fremd. Was iſt da nun zu machen? Soll man ein Bret vor den Kopf nehmen und kurzweg in dieſem Menſchen da den Thäter ſehen? In dieſem Richard von Huckarde? Iſt er der Thäter? Iſt dieſer Menſch mit dem ruhigen Blick, mit der ſtillen Entſchloſſenheit und dem trotzigen Selbſtbewußtſein ein Verbrecher? Nun, er ſagt's ja ſelber; wir können Seiner großherzoglichen Hoheit wenigſtens mit einer Antwort aufwarten, wenn wir gefragt werden, was wir geleiſtet haben.

Zwölftes Kapitel.

Erinnerungen und Enthüllungen.

Sibylle war, nachdem Richard durch Ermanns und die Gensdarmen von ihr getrennt und abgeführt worden, wankenden Schritts in das Haus zu ihrem Vater zurückgekehrt.

Sibylle ... was war das? — was bedeutet das? fragte Ritterhausen erschrocken seine Tochter — du bist so außer dir, als ob Richard von Huckarde dir gestanden hätte ...

O nein, nein, fiel Sibylle ein, indem sie außer sich vor Bewegung ihre Arme um die Schultern ihres Vaters schlang und wie an einer Brust Zuflucht suchte, an der sie sich nicht erinnerte, geruht zu haben seit sie aufgehört hatte, ein Kind zu sein; denn Ritterhausen war nicht der Mann, dessen Wesen ein weichfühlendes Frauenherz, und wenn es auch das seiner einzigen Tochter war, seinem Herzen nahe zog.

Richard hat mir gestanden, schluchzte sie, daß er sich als Schuldigen bekannt habe, nur um mich, um uns zu retten!

Wirklich? fragte Ritterhausen, indem seine Stimme ein leises Zittern annahm, welches verrieth, daß doch Rührung auch den Weg zu seiner Seele gefunden ... das hätte ihn bestimmt?

Er legte ſeinen Arm um die Geſtalt ſeiner weinenden Tochter und blickte eine Weile ſtumm in ihre bleichen, ſchmerzentſtellten Züge.

Ich habe deine Neigung für Richard von Huckarde wohl gekannt, ſagte er; ich habe aber für eine Thorheit gehalten, daß du ſie im ſtillen forthegteſt. Ich habe nicht geglaubt, daß Richard zurückkehren werde. Noch weniger, daß er ſeine Neigung für dich nicht drüben, jenſeit des Meeres, längſt vergeſſen habe.

Nein, nein, rief ſie leidenſchaftlich aus — ſeiner Treue war ich ſicher und gewiß! Aber daß ſeine Liebe ſo weit gehen, ſo weit ſich verirren könnte, daß er für mich, für uns in den Tod gehen würde ...

Beruhige dich, Kind ... du ängſtigſt dich ohne Grund um ihn!

Ohne Grund ... wenn er ſich dieſen Menſchen als Mörder bekennt?

Das reicht allerdings hin, ihn eine längere oder kürzere Zeit in eine höchſt unangenehme Situation zu bringen ... und man wird ihn gefangen halten, inquiren, peinigen ... jedoch dazu reicht es nicht hin, einen Menſchen zum Tode zu verurtheilen, wenn er unſchuldig iſt!

Aber wenn er ſelbſt ſich ſchuldig nennt ...

So hört damit die Thätigkeit der Gerichte nicht auf. Sie unterſuchen dennoch und die Unterſuchung muß bald zu dem Ergebniß führen, daß er die That ja gar nicht begangen haben konnte!

Wie leicht kommen ſcheinbare Verdachtsgründe, unglückliche Umſtände, die ſein Geſtändniß zu bekräftigen ſcheinen, hinzu ...

Ritterhauſen ſchüttelte den Kopf.

Es iſt das möglich, ſagte er; auch wider den Unſchuldigen, der nicht geſteht, kann ſich der Zufall verſchworen zu haben ſcheinen, um ihn zu verderben. Aber das ſind ſeltene und ungewöhnliche Fälle. Weshalb ſollen wir einen ſolchen Fall hier fürchten? Wir haben gar keinen Grund dazu!

Sibylle war durch dieſe Rede ihres Vaters nicht beruhigt und Ritterhauſen ſelbſt war nicht ſo ruhig und zuverſichtlich, wie er den Schein annahm, um ſeiner Tochter Kummer zu mildern.

Bei Gott, fuhr er nach einer Pauſe fort, es wäre doch ein zu bitterer Hohn des Schickſals, wenn Richard von Huckarde um unſertwillen, um des Mannes willen ins Verderben geſchickt würde, der ſeinen Vater ins Verderben trieb!

Sibylle ſah ihren Vater groß an. Sie war von dieſen Worten aufs äußerſte überraſcht. Niemals war früher über Ritterhauſen's Lippen ein ähnliches Wort gekommen, welches ein Schuldbewußtſein in ihm verrieth.

Du ſiehſt mich überraſcht an, daß ich das ſage, Sibylle, fuhr er fort, das Geſicht von ihr abwendend, als ob ihre Blicke ihn drückten ... du wirſt wiſſen, was ich meine!

Was Sie meinen, weiß ich, Vater, verſetzte ſie, obwol Sie mir nie etwas geſagt haben von dem, was an dem Unglückstage vorgefallen iſt, an welchem Richard's Vater ſeinem Leben ein Ende machte!

Habe ich dir nie davon geſprochen? ſagte Ritterhauſen; ja es mag ſein. Du warſt damals ein Kind noch ...

Ich war achtzehn Jahre, Vater.

Nun, ſo ſchienſt du mir ein Kind. Und jedenfalls war die ganze Angelegenheit der Art, daß ich keine Befriedigung darin finden konnte, viel von ihr zu reden.

Und wollen Sie mir jetzt nicht anvertrauen, was vorgefallen iſt zwiſchen Ihnen und ihm an jenem Abende ...

Ich will es — ſetze dich zu mir, ſchieb dir den Seſſel dort her.

Sibylle rückte den Seſſel zur Seite des Sitzes ihres Vaters und indem ſie ihren Arm auf die Lehne ſtützte, ſah ſie voll kindlicher Innigkeit und voll Vertrauen, daß ſie wol Trauriges und Erſchütterndes, aber daß ſie nichts hören werde, was ihre Liebe zu ihrem Vater mindern könne, zu ihm auf.

Ich ging an jenem Tage hinauf zur Burg, begann Ritterhauſen, mit den beſten Vorſätzen. Ich kam in einer Abſicht des Friedens und der Verſöhnung. Aber ich hatte mich mit einem Dinge nicht gerüſtet, das ich hätte mitbringen ſollen, und vielleicht wäre alles gut geworden ...

Und das war Nachſicht und Geduld mit einem Manne in unglücklicher Lage! ſagte Sibylle vor ſich hinflüſternd.

Nein, Sibylle, das war es nicht, was mir fehlte, entgegnete Ritterhauſen. Was ich nicht mitbrachte, das war — Muth!

Muth?

Ja, Muth! Den Muth, meine innerſte Meinung auszuſprechen, meine eigentlichen Gedanken.

Und wo hätte der Ihnen je gefehlt?

An jenem Tage fehlte er mir. Ich hatte nicht den Muth, einem falſchen Scheine zu trotzen. Nicht den Muth, mich nicht darum zu kümmern, wenn ich verkannt würde: wenn man mir als niedrige Berechnung auslegte, was der aufrichtige, durchaus uneigennützige Wunſch meiner Seele war ...

Ritterhauſen ſchien bei dieſen Worten einen ſeiner Schmerz-

anfälle zu empfinden; er zog wenigſtens ſein Geſicht in düſtere Falten und ſtützte die Stirn auf ſeine Hand.

Sprechen Sie weiter, mein Vater, ſagte Sibylle nach einer Pauſe. Sie hatten den aufrichtigen Wunſch, mit dem alten Baron in Frieden und Freundſchaft zu leben und Sie würden auch nicht Opfer geſcheut haben, um dahin zu gelangen ...

Was ich wünſchte und wollte, das war, zum Frieden zu kommen durch euch, Sibylle, durch dich und Richard von Huckarde. Ich hatte wohl bemerkt, wie ſehr Ihr aneinander hinget; ſo wie ihr als Kinder alle Tage zuſammen waret und gemeinſchaftliche Spiele triebet, ſuchtet ihr als junge Leute euch auf und ſpannet einen Verkehr fort, deſſen eigentliche Bedeutung mir keineswegs entging, ſowenig ich es dir zeigte, daß ich euch beobachtete. Ich ſagte mir, daß niemals ein paar Leute mehr füreinander geſchaffen ſeien, als ihr es waret. Eure Neigungen und eure Charaktere paßten zueinander. Ihr waret beide geneigt, das Leben von der ernſtern Seite zu faſſen und beide kräftige Naturen, die mit dieſer ernſten Seite fertig zu werden wußten. War er ein Edelmann, ſo warſt du eine ſtolze, ariſtokratiſche Natur. Stand er inmitten zerrütteter Verhältniſſe, ſo warſt du wohlhabend, wirthlich, beſonnen. Du hätteſt das Glück zurückgebracht in dieſes verwaiſte, verwahrloſte Haus der Huckarde.

Fahren Sie fort, mein Vater, ſagte Sibylle mit einem tiefen ſchmerzlichen Seufzer.

Es wäre an Richard, an ſeinem Vater geweſen, davon zu beginnen, hub Ritterhauſen wieder an. Er that es nicht. Nun, es konnte ſein, daß ſie meine Gedanken verkannten und daß ſie keine abſchlägige Antwort holen wollten von dem, den ſie für ihren Feind hielten und der es doch ſo wenig war. Aber die Zeit verging, der Augenblick rückte immer näher, wo es ſich

entſcheiden mußte, wie wir zueinander ſtanden, und ſo faßte ich meinen Entſchluß. Ich wollte beginnen von der Sache. Es ſchien mir unmöglich, daß ich von dem adelſtolzen Manne als ein Speculant betrachtet würde, der die Lage eines edlen Hauſes benutzt, um ehrſüchtige Zwecke zu erreichen. Die Verhältniſſe lagen ja ſo klar und einfach vor uns, daß es mir gelingen mußte, ihn bald zu derſelben Anſicht zu bringen, die ich von ihnen hatte.

So ging ich an jenem verhängnißvollen Abende zur Burg hinauf. Ich machte mich dabei auf einen rauhen Empfang gefaßt, der mir in derber Weiſe ehrlich und offen andeutete, wie man gegen mich geſinnt ſei. Ich war vorbereitet, ebenſo offen und ehrlich auszuſprechen, wie ich dachte und fühlte. So glaubte ich, müſſe eine Verſtändigung bei zwei redlichen Männern, mochten ſie immerhin in Span und Unfrieden über das leidige Mein und Dein gerathen ſein, ſich leicht erzielen laſſen.

Aber es kam ganz, ganz anders. Nicht widerwillig, abwehrend, rauh, empfing mich der alte Huckarde — nein, er war höflich! Ja, höflich, höhniſch höflich möchte ich es nennen, dies kalte abgemeſſene Weſen, das mir in jeder Bewegung, jeder Silbe zu ſagen ſchien: ſieh', du biſt ein brutaler, gemeiner, niedrig geborener Menſch, der den Frevel ſo weit treibt, ſich aufzulehnen gegen ſeinen adelichen Erb- und Grundherrn; aber nichtsdeſtoweniger empfange ich dich mit der herablaſſenden Seelenruhe und der Höflichkeit des vornehmen Mannes, der nicht um deinetwillen, ſondern um ſeiner ſelbſt willen, aus Achtung vor ſich ſelber, nicht in den Ton und die Weiſe niederſteigt, in welchen Leute deines Schlages mit groben Worten und ungeſchliffenem Weſen ihre Streitigkeiten verhandeln. Ich will dich fühlen laſſen, daß du vor einem Höhern ſtehſt!

Mochte ich nun recht haben oder unrecht, es ſo zu deuten —

aber ich fühlte von dieſem Betragen mir die Lippen zu offener rückhaltloſer Rede geſchloſſen. Ich fühlte mich davon zu einem Zorn gereizt, der innerlich noch mehr aufkochte, als Huckarde ſofort ſeinen Sohn herbeirufen ließ. Was ſollte Richard bei dem, was wir zunächſt zu verhandeln hatten? Was ſollte er anders als eine Lection erhalten — eine Lection darin, wie ein Edelmann ſich in Verhältniſſen und Situationen gleich der unſern zu betragen habe? Wie er unter keiner Bedingung, in keiner noch ſo drückenden und verzweifelten Lage vor einem Roturier einen Finger breit von ſeiner Würde nachgebe? Und Richard kam: er hielt ſich ſtill und gedrückt im Hintergrunde, während ich mit dem Baron unterhandelte.

Der arme alte Mann! ſagte Sibylle halblaut, während ihre Bruſt ſich unter einer Reihe tiefſchmerzlicher Gedanken hob.

Vielleicht wäre es im Laufe des Geſprächs möglich geweſen, daß wir uns dennoch in einer ruhigern Stimmung gefunden, daß ſich mein vom Zorn verſchloſſenes Herz überwunden und daß ich meine eigentliche Abſicht rundheraus erklärt hätte, obwol man mich auf die bitterſte Weiſe empfinden ließ, wie hoch und erhaben ſich ein Huckarde über einen bürgerlichen Hammerbeſitzer dünkte. Aber es trat bald etwas zwiſchen uns, was jede Brücke zur Verſtändigung abbrach. Der alte Huckarde erklärte mir im beſtimmteſten Tone, daß ſeine Ehre es nicht dulde, mich auf dem Hammer zu laſſen; daß er mit mir nur verhandeln könne, wenn mein Abzug von dem Hammer als ausgemacht vorausgeſetzt werde. Denn er habe ſein Wort dafür verpfändet, und nichts auf Erden werde ihn vermögen das zurückzunehmen!

Auch die Zukunft, die Exiſtenz Ihres Hauſes, das Glück Ihres einzigen Sohnes nicht, mein Herr Baron? fragte ich ihn.

Nein! antwortete er beſtimmt und feſt und ſich von mir abwendend.

Nun, dann bleibt mir nichts übrig, entgegnete ich, als ohne den Friedensſchluß heimzukehren, den ich zu erhalten hoffte, als ich kam. Ich muß den Dingen ihren Lauf laſſen. Sie wollen die Strenge Ihres Rechts wider mich gebrauchen: ich werde mich vertheidigen mit der Strenge meines Rechts.

Sie haben kein Recht! entgegnete er. Die Gerichte haben es Ihnen aberkannt. Sie haben einige Forderungen auf Entſchädigungen für Bauten und dergleichen. Dieſe liegen den Gerichten vor, welche darüber ebenfalls in dieſen Tagen erkennen werden.

Ich habe größere Forderungen an Sie, Herr von Huckarde, erwiderte ich nun mit derſelben eiſigen Kälte, zu der ich mich gefaßt hatte.

Ich wüßte von keiner, verſetzte es betroffen.

Doch iſt es ſo, fuhr ich fort. Es iſt eine Schuldverſchreibung von neuntauſend Thalern Ihnen vor mehr als Jahresfriſt gekündigt. Hier iſt dieſe Schuldverſchreibung. Sie iſt in meinen Händen. Ihr Gläubiger hat ſie mir zum Ankauf angetragen — ich habe ſie genommen! Treiben Sie mich aus meinem Hauſe, ſo treibe ich Sie mit dieſem Papiere aus dem Ihren. Sie haben den Termin, wo Sie hätten zahlen müſſen, verſtreichen laſſen. Ich kann jeden Tag Ihr Beſitzthum ſequeſtriren laſſen.

Der Baron erbleichte, als ich ſo ſprach. Er hatte dieſen Schlag nicht erwartet. Er verlor einen Augenblick die Faſſung. Wie niedergeſchmettert ſank er in ſeinen Stuhl zurück.

Ich hatte Mitleiden mit ihm, fuhr Ritterhauſen in ſeiner Erzählung fort. Wahrhaftig, ſo männlich und entſchieden meine Aeußerungen geweſen ſein mochten, ſo bin ich mir doch bewußt, daß, wer mich hätte verſtehen wollen, den aufrichtigen Wunſch,

nicht zu quälen und zu vernichten, ſondern zu helfen und zu vermitteln, auf dem Grunde meiner Worte erkennen mußte. Ich blickte forſchend, fragend in das Auge des Sohnes und des Vaters. Aber ich ſah nicht in ihnen, was ich ſuchte. Es war kein Nachgeben darin. Das Schickſal wollte es ſo. Ich konnte nur die Achſeln zucken und gehen. Auch habe ich es nie bereuen können, daß ich jetzt ging, ohne viel hinzuzufügen; oder wenn ich es auch bereute, ſo habe ich mir doch keine Vorwürfe darüber gemacht. Jeder Mann in meiner Lage hätte gehandelt, wie ich handelte.

Ritterhauſen ſah bei dieſen Worten beinahe wie fragend in das Antlitz ſeiner Tochter. Es war, als ſei er gefaßt darauf, von ihr einen Vorwurf zu hören, und er wünſchte es, um ihn widerlegen zu können.

Aber Sibylle ſchwieg eine lange Zeit und dann ſagte ſie:

Ich kann darüber nicht urtheilen und darf es nicht. Aber es iſt mir immer eine tiefe Beruhigung geweſen, daß auch Richard keinen Vorwurf gegen dich laut werden ließ, als ich ihn nach dem Tode ſeines unglücklichen Vaters wiederſah. Hätte er geglaubt, daß eine Schuld an dieſem Tode auf dir ruhte, ſo würde er ſchwerlich zu mir gekommen ſein; und ſicherer noch iſt, daß er dann nicht hierher zurückgekehrt wäre aus der Fremde und heute das für uns gethan hätte, was er gethan hat!

Er ſprach ſchon damals keinen Vorwurf wider mich aus? fragte Ritterhauſen.

Nein! Er kam damals, von mir Abſchied zu nehmen. Ich verſuchte, ihm ſeinen Entſchluß, in die Fremde zu ziehen, auszureden. Ich verwies ihn auf die Hoffnungen, welche das Vertrauen auf Gottes Vorſehung uns in jeder Lebenslage läßt. Er trug kein ſolches Vertrauen in ſeiner Seele. Es war früher

ſchon oft Gegenſtand des Geſprächs zwiſchen uns geweſen. Wir dachten völlig verſchieden in dieſem Punkte. Er wähnte, keinen Glauben zu haben. Er wähnte es. Denn er verſtand die leiſen Stimmen des Gemüths in der Tiefe ſeiner eigenen Seele nicht. Ich verſuchte es, ſie ihn verſtehen zu lehren. Aber ich brachte es nicht dahin. Ich war zu jung, zu unerfahren, zu wenig beredt, um es zu können. Er bedurfte eines andern Lehrers — des Lebens, des Schickſals. Und ſo mußte ich ihn ziehen laſſen. Es war eine Art Wette zwiſchen ihm und mir. Wir nahmen uns vor, das Schickſal über den Gegenſtand unſerer Meinungsverſchiedenheit entſcheiden zu laſſen. Unſer beider Ziel ſollte daſſelbe ſein. Das Haus ſeiner Väter ſollte ihm wieder errungen werden — er wollte es durch ſeinen eigenen Fleiß, durch ſeine Kraft allein; ich wollte es hier ſtill abwarten, durch welche Wendung der Ereigniſſe die Vorſehung das felſenfeſte Vertrauen meines Gemüths lohnen werde!

Ritterhauſen ſchüttelte den Kopf.

Du biſt ſonſt ſo klug und klarſehend, Sibylle, ſagte er. In einem ſolchen Vorſatze erkenne ich meine vernünftige Tochter nicht wieder.

Und doch, ſagte ſie mit traurigem Tone, hat mir der Erfolg noch nicht unrecht gegeben.

Da haſt du recht, verſetzte Ritterhauſen bitter lächelnd. Er iſt wiedergekehrt, aber es hat nicht den Anſchein, als ſei er wiedergekehrt mit viel Früchten ſeiner Kraft und ſeines Fleißes. Er ſieht nicht aus wie ein Mann, der reich und ſchätzebeladen aus einem Lande heimkommt, wo ihm das Glück hold war.

Gewiß nicht! flüſterte ſie halblaut.

Aber du — biſt du deinem Ziele näher? fragte er in ſeiner ſcharfen Weiſe.

Ritterhauſen bereute im nächſten Augenblicke dieſe Worte

geſprochen zu haben. Denn helle Zähren ſchoſſen plötzlich unter den Wimpern des jungen Mädchens hervor.

Sibylle, ſagte er beruhigend, gib dich nicht ſo deinem Schmerze hin — ſei meine ſtarke, entſchloſſene Tochter, wie du es wareſt all dieſe bittern, angſterfüllten Tage her. Es kann ja alles noch gut werden. Du hörteſt, wie dieſer verdammte hinterliſtige Franzoſe es offen erklärte, daß er uns für nicht ſchuldig halte!

Um Richard ſchuldig zu halten! fiel Sibylle ein.

Allerdings — aber Richard's Schuldloſigkeit muß und wird ſich herausſtellen, und dann ...

Wird der Verdacht auf uns zurückfallen! ſagte Sibylle.

Nein, nein, entgegnete Ritterhauſen — dem iſt die Spitze abgebrochen ... wir werden rein aus dieſer Sache hervortreten, vertraue mir und faſſe dich, mein Kind. Was gegen uns vorliegt, iſt viel zu ſchwacher Natur, als daß es nicht auch alsdann unzulänglich wäre, eine Anklage gegen uns daraufzubauen, wenn ſich zeigt, daß Richard an allem ſo wenig theilhat wie das erſte beſte Kind. Haſt du dem Deſerteur einen Verſteck in der Burg gezeigt, ſo iſt das geſchehen noch bevor du ahnen konnteſt, daß dieſe Burg einen neuen Herrn bekommen würde. Hatte ich Gründe, dieſen neuen Herrn zu haſſen, ſo hatte ich ganz und gar keine, ihn ermorden zu laſſen, denn ob er da oben wohnt oder ſeine Erben, das mußte mir völlig gleichgültig ſein!

Ritterhauſen ſuchte auf dieſe Weiſe ſeine Tochter zu beruhigen ... es war lange her, daß Johann Wilderich Ritterhauſen ſich ſoviel Mühe gegeben hatte um irgendeines Menſchen auf Erden willen!

Aber die Thatſachen waren über ſein düſteres, menſchenfeindliches Haupt nicht fortgegangen, ohne einen tiefen Ein-

druck zu hinterlaſſen. Sie hatten ihn gedemüthigt und milder geſtimmt.

Ich weiß, daß du Briefe erhielteſt von Richard von Huckarde, ſagte er nach einer Pauſe.

Ich erhielt im Anfange Briefe von ihm, entgegnete ſie; aber wenige; in den letzten Jahren erhielt ich keinen mehr. Ich durfte daraus ſchließen, daß er nichts zu ſchreiben haben werde, was geeignet ſei, mir Freude zu machen.

Und die Briefe, welche im Anfange kamen — enthielten ſie freudige Nachrichten?

Auch ſie nicht: aber ſie waren voll der beſten Hoffnungen!

Und was erweckte dieſe Hoffnungen? Welche Erfolge begleiteten ſeine erſten Schritte in dem fremden Lande?

Er kam ohne Freunde, ohne irgendeinen Anhaltspunkt auf dem Boden dieſer eigenthümlichen Welt voll neuer Entwickelungen und gärender Elemente und voll Verhältniſſe an, für die weder ſeine Erziehung, noch ſein Charakter, noch die Art der Kenntniſſe, welche er beſaß, eingerichtet waren. Kein Wunder, daß er ſich innerlich abgeſtoßen und aufs tiefſte niedergeſchlagen in ihr fühlte. Aber mit der Elaſticität der Jugend ſuchte er dieſen erſten Eindruck zu überwinden und den Gegenſtand einer Arbeit aufzufinden, die ſeine Hoffnungen verwirklichen konnte. Leider erfuhr er bald, daß die Arbeit, der er ſich gewachſen fühlte, nicht die ſei, welche man in der transatlantiſchen Welt begehrte, lohnte und achtete. Indem er ſtufenweiſe ſeine Anſprüche herabſtimmte, wurde er endlich Gehülfe eines Gärtners; dann Muſikdirigent und Lehrer in einer kleinen, eben im Entſtehen begriffenen Stadt; darauf Theilnehmer am Geſchäft eines Orgelbauunternehmers; endlich Hauslehrer bei einem Plantagenbeſitzer im Süden der Union, eine Lage, in welcher ſich ſeine Anſichten aufzuhellen ſchienen. Aber das Gelbe Fieber und der unerträgliche Anblick

der Sklavenbehandlung um ihn her ſcheuchte ihn von da fort. Mit den Erſparniſſen, welche er in ſeiner letzten Stellung hatte machen können, erkaufte er ſich ein Stück Landes und begann es zu einer Farm umzugeſtalten. Die angeſtrengteſte Arbeit förderte ihn bei dieſem Unternehmen ſo, daß im zweiten Jahre eine erträglich eingerichtete Blockhütte inmitten eines urbar gemachten Terrains daſtand, welches eine reiche Mais- und Weizenernte verſprach. Da kam in einer ſtürmiſchen Gewitternacht eine Indianerhorde, und brannte Hütte und Saaten nieder, und Richard entkam nur durch die Schnelligkeit ſeines Pferdes ihren vergifteten Pfeilen und Tomahawks. Ein deutſcher Genoſſe, der ſein Farmerleben getheilt hatte, wurde von ihnen erſchlagen.

Weiß Gott — das ſind der Wechſelfälle genug — rief Ritterhauſen aus. Der arme Menſch! Und dann?

Dann kehrte er in eine der größern Städte im Norden der Union zurück, antwortete Sibylle. Dort nahm er ſeine frühere Beſchäftigung, Unterricht in der Muſik zu ertheilen, wieder auf. Und aus dieſer Zeit hatte ich den letzten Brief von ihm . . . ſeitdem keinen mehr!

Dreizehntes Kapitel.

Das Alibi.

Monsieur Ermanns hatte seinen kleinen Transport über die Rheider Burg dirigirt. Er wollte dort den Untersuchungsrichter sprechen und hören, welche Aussagen Claus gemacht, mit dessen Vernehmung sich der letztgenannte Beamte zu beschäftigen vorhatte, während der Polizeibeamte mit seinem Gefangenen die Excursion nach dem Hammer machte. Als Ermanns oben auf dem Edelhofe wieder angekommen war und, das Gebäude umgehend, die vordere Seite des alten Schlosses erreicht hatte, sah er ein ungewöhnliches Leben vor demselben — eine vierspännige Equipage, die ein Detachement berittener Guiden umgab, hielt vor dem Haupteingange.

Der Großherzog war in der Burg. Er hatte eine kleine schwarzgekleidete Dame mitgebracht und dieselbe in das Innere geführt.

Monsieur Ermanns ließ seinen Gefangenen unten in den Corridor bringen und hier abseits bewachen. Er selbst eilte die Treppe hinauf, und als er in den alten Saal trat, welcher von dem Wohnzimmer des ermordeten Grafen nur durch ein paar

Räume getrennt lag, ſah er Murat in einer Fenſterbrüſtung ſtehen, vor ihm den Unterſuchungsrichter, den jener am Knopf gefaßt hielt und auf den er ſehr eifrig einredete, während der Beamte ſelber ein höchſt beſtürztes Geſicht machte, wol mehr aus Beklommenheit wegen dieſer durchlauchtigen Nähe ſeines Souveräns als aus irgendeinem andern Grunde.

Ah, Monſieur Ermanns, rief der Großherzog aus, als er den Polizeimann erblickte; und während er dem verlegenen Unterſuchungsrichter ſofort den Rücken wendete, fuhr er fort: Kommen Sie herbei, erzählen Sie mir das — Sie haben den Mörder und der Mörder iſt nicht dieſer verfluchte Hammerſchmied, auf den alles als auf den Schuldigen deutete ...

So iſt es, Hoheit, verſetzte Ermanns, mit tiefen Verbeugungen näher tretend.

Und dieſer Menſch, den Sie hier verborgen gefunden haben, iſt der Sohn des Hauſes — ein Herr von ... von ...

Huckarde, Hoheit.

Huckarde — richtig!

Was in aller Welt hat dieſen Böſewicht ſo tief heruntergebracht, daß er zum Meuchelmörder geworden iſt?

Ermanns zuckte die Achſeln.

Was den Menſchen herunterbringt, Hoheit, das Elend!

Er hat frank und frei geſtanden?

In der That, er hat alles eingeſtanden — er geſteht wie — ein Angeklagter, der einen Henker neben und eine Folterbank hinter ſich ſieht, gerade ſo!

Was wollen Sie damit ſagen, Ermanns?

Daß ſein Geſtändniß etwas Höhniſches, Ironiſches hat, etwas Erzwungenes — ich habe ſchuldige Verbrecher noch nicht ſo geſtehen ſehen!

Nun, es wird ihm der Hohn ſchon vergehen ...

Der Hausmeiſter betheuert auf ſeinen Eid, daß Richard von Huckarde erſt am heutigen Tage in die Burg gekommen, daß er früher gar nicht habe hineinkommen können, ſchaltete hier ſchlichtern der Unterſuchungsrichter ein.

Während Ermanns ſich dem letztern zuwandte und auf deſſen Mittheilung augenſcheinlich Gewicht zu legen im Begriff war, rief Murat aus:

Der Hausmeiſter iſt ein Mitſchuldiger, den man, um ſicher zu gehen, gutthäte, ebenfalls zu hängen.

Es iſt freilich ſehr möglich, bemerkte Ermanns, daß der Mörder einen Zugang zu der Burg gefunden hat, ohne daß dieſer Tropf von Hausmeiſter es merkte.

Nun, dem ſei wie ihm wolle, ſagte Murat laut, machen Sie kurzen Proceß mit dem Schurken, meine Herren. Der Mörder geſteht, ich ſehe nicht ein, weshalb nicht binnen wenig Tagen alle Förmlichkeiten erfüllt ſein könnten. Ich wünſche das und hoffe innerhalb dieſer Friſt thut die Guillotine ihre Pflicht an dieſem Huckarde!

Huckarde?! rief hier eine wohllautende Frauenſtimme erſchrocken aus.

Alle wandten ſich und erblickten auf der Schwelle der Thür des Saales, welche von des ermordeten Grafen Wohnzimmer herführte, eine kleine ſchwarzgekleidete ſchmächtige Dame, die jetzt eilig herantrat.

Es war die Gräfin von Epaville, die bei dem Großherzog am Morgen dieſes Tages eine Audienz gehabt hatte und die er ſelber ſich entſchloſſen nach der Rheider Burg zu geleiten, ſowol aus einer Art menſchenfreundlicher Theilnahme für ſie, wie in ſeinem Verlangen, ſich dort nach dem Stande der Unterſuchung zu erkundigen. Es war natürlich, daß Murat, der durch das Geſchenk der Rheider Burg an den Grafen von Epaville unwill-

kürlich die erſte Veranlaſſung zu dem Tode ſeines unglücklichen Günſtlings geworden war, ſich lebhaft für dieſe Unterſuchung intereſſirte.

Ew. Hoheit ſprachen den Namen Huckarde aus? rief jetzt Madame d'Epaville aus den Zimmern kommend, wo man ſie allein gelaſſen hatte bei der Leiche ihres Mannes.

So heißt der Mörder Ihres Gatten, Madame, antwortete der Großherzog.

Unmöglich, Hoheit!

Er iſt der That geſtändig!

So iſt dies nicht Richard von Huckarde, ſondern ein anderer, der den Namen führt ...

Er nennt ſich Richard von Huckarde, bemerkte Ermanns, und wir haben die Identität ſeiner Perſon ermittelt.

Und der iſt geſtändig, den Grafen ermordet zu haben?

Sie hören es, Madame.

Es iſt unmöglich, Hoheit, ich wiederhole es. Ich kenne dieſen Mann ...

Sie kennen den Mörder?

Er iſt nicht der Mörder, verſicherte die Gräfin — wann iſt mein armer Mann ermordet worden?

In der Nacht von vorgeſtern auf geſtern!

Nun wohl, in der Nacht von vorgeſtern auf geſtern habe ich neben dem Herrn von Huckarde in dem Poſtwagen geſeſſen, welcher von Arnheim nach Weſel fährt.

Sacré mille tonnerres, die Geſchichte verwickelt ſich! rief hier Murat aus —

Können Sie das eidlich zu Protokoll geben, Madame? fragte Ermanns.

Mit zehn Eiden, Monſieur, betheuerte eifrig die kleine Gräfin.

So ſind wir allerdings auf einer ganz falſchen Fährte, bemerkte der Polizeibeamte.

Das heißt, fiel der Großherzog ein, wenn Madame ſich nicht in der Perſon irrt. Wo iſt dieſer Menſch?

Er wird unten von meinen Leuten bewacht, verſetzte der Polizeibeamte.

Herauf mit ihm! Laſſen Sie ihn heraufkommen; augenblicklich, rief Murat. Wir werden ſehen, woran wir uns zu halten haben!

Ermanns eilte hinaus und nach wenig Augenblicken vernahm man die Schritte mehrer Männer im Corridor. Die escortirenden Gensdarmen blieben hier zurück; Ermanns trat mit Richard von Huckarde in den Saal.

Murat hatte unterdeß der Gräfin einen Wink gegeben, ſich in eine der tiefen Fenſterbrüſtungen zu ſtellen, wo ſie den Blicken des Eintretenden verborgen war.

Der junge Mann machte dem Großherzoge eine ruhige und faſt ſtolze Verbeugung, welche Murat nicht erwiderte.

Sie haben den Grafen von Epaville ermordet? ſagte Murat wie drohend ihm entgegentretend.

Ihre Beamten, Hoheit, verſetzte Richard mit einem faſt höhniſchen Lippenzucken, haben in mir den Mörder erkannt.

Und Sie geſtehen ...

Richard verbeugte ſich.

Murat rief jetzt den Namen der Gräfin. Dieſe trat einen Schritt vor.

Herr von Huckarde, ſagte ſie, was in aller Welt kann Sie bewegen ...

Madame — Sie hier?!

Ich bin's, Herr von Huckarde — hier, zu Ihrem Glücke — Sie ſpielen ein verwegenes Spiel! Erklären Sie mir ...

Es war kein Spiel, Madame — es war mir bitterer Ernſt! ſagte Richard zu Boden blickend.

Dies iſt in der That der Menſch, welcher Ihr Reiſegenoſſe war in der Nacht, in welcher das Verbrechen begangen wurde, Frau Gräfin? fragte jetzt Ermanns, da Murat ſchweigend und mit gerunzelter Stirn auf die Gruppe ſchaute.

Von fünf Uhr abends, die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch iſt er keinen Augenblick von meiner Seite gekommen, antwortete die Gräfin.

Was genau mit der Ausſage des Hausmeiſters ſtimmt, daß er erſt heute Morgen hier eingetroffen, ſchaltete ſchüchtern der Unterſuchungsrichter ein.

Warum belogen Sie die Juſtiz, mein Herr? fuhr hier Murat barſch den Gefangenen an.

Hoheit — ich belog ſie nicht, ich erfüllte nur den Wunſch derſelben. Sie ſah in mir einen Mörder —

Sie mußten einen Beweggrund haben zu Ihrem Benehmen.

Allerdings mehr als einen.

Und dieſe Gründe waren? fuhr Murat fort.

Nehmen Sie an, Hoheit, daß ich das Leben abwerfen wollte, weil das Leben für mich keinen Werth mehr hat.

Und was macht Sie ſo unglücklich? fuhr Murat in ſeinem Verhöre fort.

Ich bin verlaſſen und arm.

Aber ein Mann!

Ich glaube, das habe ich gezeigt.

Gezeigt, wie ſo? wann?

Ich habe mich Ihrer Guillotine ausgeſetzt, um andere davon loszukaufen, die ich für unſchuldig halte!

Behaupten Sie, die Ritterhauſen ſeien unſchuldig?

Ja, Hoheit.

Und was wiſſen Sie davon?

Ich kenne ſie und ich habe dieſe Ueberzeugung.

Ach gehen Sie zum Teufel ... man wird ſich viel kümmern um Ihre Ueberzeugung!

Murat wandte ſich ab. Er warf einen fragenden Blick in Ermanns' Züge.

Hoheit, ſagte dieſer, auch ich habe faſt dieſe Ueberzeugung. Den Untergang des alten Huckarde hat uns dieſer Herr, ſein Sohn, ſehr glaublich zu erklären gewußt und was den Mord des Grafen von Epaville angeht, ſo iſt auch in dieſer Beziehung meine anfangs ſehr feſtſtehende Ueberzeugung wankend geworden.

Sacré mille tonnerres ... das junge Mädchen hat in meiner Gegenwart dem Grafen prophezeit, er werde hier umkommen! fiel der Großherzog zornig ein. Wenn das ſie nicht verdächtig macht, ſo habt Ihr Herren von der Juſtiz eine andere Logik als ich!

Ermanns widerſprach nicht. Er blickte ſchweigend auf den Unterſuchungsrichter.

Aber meinethalb — vorausgeſetzt, Ihr ſchafft mir den Deſerteur herbei, rief Murat ungeduldig mit dem Fuße ſtampfend aus. Wozu bezahle ich eure Spürhunde? Weshalb bringen ſie ihn nicht herbei?

Wir haben denſelben in den Muſterrollen ſeines Regiments ermittelt. Nach den Angaben des Hausmeiſters und der Sibylle Ritterhauſen über ſein Aeußeres muß es derſelbe Mann ſein, der unlängſt aus Düſſeldorf deſertirt iſt. Er war Sergeant und in Holland angeworben, aber deutſcher Herkunft. Sein Name war Johannes Schwarz. So hat er ihn wenigſtens eintragen laſſen.

Da habt Ihr viel! ſagte der Großherzog mit verächtlichem Tone.

Nun, fuhr er dann fort, Monſieur Ermanns, ich gebe Ihnen auf, dieſem Herrn, der die Juſtiz belügt, eine Polizeiſtrafe zu dictiren. Unterſuchen Sie weiter und vor allem, ſchaffen Sie mir den Deſerteur herbei. Adieu ... Wenn es Ihnen gefällig iſt, Madame, wandte er ſich dann an die Gräfin, ſo bringe ich Sie jetzt zur Stadt zurück.

Hoheit haben zu befehlen, verſetzte Madame Henriette, ſich verbeugend, und der Großherzog reichte ihr den Arm, um ſie zum Wagen zu führen.

Die Gräfin verſchwand an ſeiner Seite aus dem Raume, jedoch nicht ohne Richard einen Blick voll Theilnahme zuzuwerfen.

Ermanns wandte ſich nun zu dieſem. Sie haben Sr. Hoheit Worte gehört, ſagte er. Ich bin dadurch gezwungen, Sie auf acht Tage in Polizeiarreſt zu ſchicken. Folgen Sie mir.

Er ging hinaus und gab draußen einem der harrenden Gensdarmen den Befehl, Richard von Huckarde zum Polizeiarreſt in der Hauptſtadt abzuliefern. Dann kehrte er zum Unterſuchungsrichter zurück, um ſich mit dieſem zu beſprechen. Richard wurde die Treppe hinab und im aufwirbelnden Staub des großherzoglichen Cortége zu Fuß nach der Hauptſtadt escortirt. Der gedemüthigte junge Mann, der wie ein Vagabund als Polizeiarreſtant aus dem Hauſe ſeiner Väter abgeführt wurde, folgte in willenloſer Niedergeſchlagenheit.

Er ſchritt daher ohne des Wegs zu achten, den er geführt wurde, wie mechaniſch Schritt auf Schritt den ſtaubigen trocknen Boden der Straße tretend, die ſich hügelauf und hügelab vor ihm dahinzog, bis er an ſeinem Ziele ſtand, ohne Bewußtſein, wie er es eigentlich erreicht, ohne klares Gefühl, was es ihm bedeute.

Er erwachte erſt aus dieſer Lethargie, als er ſich inmitten

einer ſeltſamen und unheimlichen Räumlichkeit wiederfand, die höchſt melancholiſcher Art war. Es war eine große, ſehr niedrige Kammer, an deren Decke jedes Haupt ſtieß, welches auf einem mit zu viel Schwungkraft in die Höhe geſchoſſenen Körper ſaß. Die Fenſter hatten mehr Aehnlichkeit mit den Oeffnungen, welche man zum Durchlaß von Licht und Luft in den Ställen der Pferde anbringt, als mit den Glasflächen, welche die Wohnungen ſonnenbedürftiger Menſchen erhellen. Obendrein waren ſie mit eiſernen Stangen verſehen, über deren Zweckmäßigkeit zwiſchen denen, welche ſich innerhalb dieſes Raumes befanden, und denen, welche draußen in der Freiheit einhergingen, gewiß eine bedeutende Meinungsverſchiedenheit herrſchte. Zur Bequemlichkeit der Bewohner waren am obern Ende Pritſchen angebracht, ſchräg anſteigende Gerüſte, die im Lauf der Jahre durch den Gebrauch eine ſo dunkle Tinte und eine ſo vollkommene, ſpiegelnde Glätte angenommen hatten, daß ſie die Knauſerei derer beſchämen mußten, welche ein ſo zahlreich beſuchtes öffentliches Lokal ohne polirte Möbel gelaſſen. Was die Wände anging, ſo waren ſie bloße kalte Kalkwände; aber ſicherlich waren ſie nur in einem Geiſte umſichtiger Humanität nicht mit Tapeten bekleidet; zu dem Ende nämlich, um den hier längere oder kürzere Zeit weilenden Gäſten nicht die Gelegenheit zu rauben, auf einer gegebenen weißen Fläche dem Drange ihres ſchöpferiſchen Talentes und ihrer künſtleriſchen Anlagen nachzuhängen. In der That waren dieſe Wände benutzt worden zu einer ganz unzählbaren Menge von Uebungen in den zeichnenden Künſten. Alle dieſe Kohle-, Kreide- oder Bleiſtiftzeichnungen jedoch deuteten auf eine große Uebereinſtimmung der Phantaſie bei den darſtellenden Künſtlern, aber daneben auf eine große Verſchiedenheit der Höhe, welche ihre artiſtiſche Ausbildung erlangt hatte. Denn was die Phantaſie dieſer polizeilich abgewandelten Anch'io sono

Pittore angeht, ſo hatte dieſelbe ſich immer wieder zweierlei Arten von Stoffen zugewendet, wovon die erſtere ſo war, daß ſie ganz eigentlich Gegenſtände für Behandlung in einem Raume mit geſchloſſenen Thüren, à huis clos, umfaßte, und daß wir uns enthalten müſſen, ſie näher deutlich zu machen. Die andere Sorte von Künſtlern hatte ein Motiv von mehr tragiſcher Art benutzt; es war die Darſtellung eines hampelmannartigen Individuums, welches man an einen Galgen gehängt hat ... ein Stoff, der in hundert verſchiedenen Darſtellungsverſuchen wiederkehrte. Nur hier und dort zeigte ſich, daß die Wandlungen der neueſten Zeit auch an dieſem Raume nicht vorübergeſchritten, ohne ihre Spuren zu hinterlaſſen. Es tauchte zur Abwechſelung zwiſchen den Galgen eine Guillotine auf. Unzählige Maſſen von Namen bildeten die Arabeskeneinfaſſung zu dieſen Schöpfungen bevorzugter Geiſter, die in dieſem Saal eine kurze Spanne ihres irdiſchen Daſeins verlebt hatten.

Richard wurde von dem Gensdarmen, der ihn begleitet, und von dem Gefängnißwärter, der ihn in Empfang genommen hatte, in dieſen Raum geführt, wobei der Wärter nach einem forſchenden Blick auf ſeine äußere Erſcheinung ihm ankündigte, daß er ihm eine beſondere Zelle noch vor Nacht einräumen wolle. Der Aufenthalt in dem großen Saal für alles eingefangene Geſindel ſollte nur ein proviſoriſcher ſein, ſagte beruhigend der Mann, der mit einer gewiſſen Theilnahme in die ſtolzen und düſtern Züge des neuen Gaſtes blickte, welche man für die nächſten acht Tage ſeiner Obhut übergeben hatte.

Richard verlangte, daß man ihm ſeinen Koffer aus dem Hauſe ſeines Freundes herbeiſchaffe. Als ſich dann die Thüren hinter ihm geſchloſſen hatten, wandelte er mit verſchränkten Armen langſam in dem dunkeln Raume auf und ab. Er ſah, daß er nur zwei Schickſalsgefährten hatte, zwei ländlich gekleidete

Individuen, die nebeneinander auf der Pritſche ſaßen, und nachdem ſie den neuen Ankömmling eine Weile neugierig betrachtet hatten, ſich flüſternd zuſammen unterhielten.

Eine Viertelſtunde lang mochte Richard ſo hin- und hergeſchritten ſein, als die Ermüdung, welche er im Anfang nicht beachtet hatte und die nach all ſeinen Wanderungen am heutigen Tage ſehr erklärlich war, ihn zwang, ſich niederzulaſſen.

Er ſetzte ſich auf eine Ecke der Pritſche, entfernt von den zwei flüſternden Männern.

Ohne auf ihr Gerede zu hören, vernahm er doch einzelne Worte ihres Zwiegeſprächs, und plötzlich blickte er überraſcht auf und beobachtete ſie, — er hatte den einen dieſer Männer den Namen: Mamſell Ritterhauſen ausſprechen gehört.

Bei dieſer plötzlichen Aufmerkſamkeit des neuen Ankömmlings auf ihr Geſpräch hörten beide zu reden auf und ſahen Richard an.

Es war Abend geworden und in dem Polizeigefängniß zu dunkel, um das Aeußere der beiden im Hintergrunde hockenden Geſellen genau zu erkennen. Nur ſo viel nahm Richard wahr, daß der eine der zwei ein häßlicher Strolch mit einer platt gedrückten breiten Naſe und einem auffallend großen Munde war. Der andere ſah beſſer gekleidet und reputirlicher aus; ſeine Züge ſchienen feiner und bleicher, als man ſie bei Landleuten zu finden pflegt und ſeine Augen leuchteten eigenthümlich hell und lebendig durch die Dämmerung. In Richard tauchte eine Erinnerung auf . . . es war ihm, als habe er dieſen Menſchen mit den leuchtenden Augen ſchon früher geſehen; er wühlte in ſeinem Gedächtniß und dabei kam ihm bald der Umſtand zu Hülfe, daß die zwei Gefangenen jetzt wieder ihre Unterhaltung begannen und daß die Stimme des Mannes mit bekannten, wenn auch

lange nicht vernommenen und aus ſeinen fernen Kinderjahren herüberklingenden Tönen ſein Ohr berührte.

Berend, ſagte er plötzlich laut und ſich ihm zuwendend — ſeid Ihr es nicht — der Spielberend?

Spielberend heiße ich bei den Leuten, wenn ich mich auch nicht ſo ſchreibe, Herr, antwortete der Mann; und der hier neben mir ſitzt, fügte er hinzu, das iſt der Lügenſchuſter Matthias von Hebborn, wenn Ihr den kennt. Und da wir ſo daran ſind, Bekanntſchaft zu machen, wer ſeid Ihr denn, Herr?

Spielberend — wiederholte Richard — alſo Ihr wandelt noch immer umher mit Eurer Geige und jagt den Kindern Furcht ein, wie Ihr es mir einſt gethan habt — wie oft! Nun, das iſt vorüber, und ich will Euch gern ſagen, wer ich bin, ſetzte er trübe lächelnd hinzu; denn Furcht habe ich keine mehr vor Euch wie damals, als ich reißaus nahm, ſobald Ihr den Bergweg heraufgeſchlendert kamt mit Euerm Geigenſack, von dem wir Kinder glaubten, daß neben der Geige irgendein kleiner Teufel darin ſtecke. Ich bin Richard von Huckarde!

Die beiden Männer ſtießen gleichzeitig einen Ruf der Verwunderung aus und fuhren von ihren Plätzen empor, um an Richard heranzutreten und ihm die Hand zu ſchütteln und ihn mit ihren Fragen zu umdrängen, woher er komme, welches Schickſal ihn in der Fremde getroffen und wie er nun gar an dieſen Ort gerathen!

Richard gab kurze Auskunft, ſoviel ihm gut ſchien.

Aber daß ein ſolcher feiner Herr hierher gebracht wird! rief der Schuſter aus ... denn wenn's auch keine Schande juſt nicht iſt, es kann ja auch einem ehrlichen Kerl paſſiren, wie dem Berend und mir, Herr, blos weil ſie jetzt allerhand neue Gewerbegeſetze und Polizeiordnungen machen, von denen in der

guten alten Zeit niemand nichts wußte und womit ſie jetzt die Leute drangſaliren, ſodaß man, ehe man ſich's verſieht, eingeſpunnt ſitzt und kommt in Verluſt und Schaden und verliert ſeine Kundſchaft, die man acht oder gar vierzehn Tage lang nicht bedienen kann, und das alles um weiter nichts, als weil man's nicht richtig gemacht hat mit dem Maire und dem Receveur, und was da nun alles einem armen Teufel an ſeine paar ſauer verdienten Stüber will; und darum ſage ich, eine Schande iſt's juſt nicht in der heutigen Zeit, aber verwundern thut es einen doch, von einem feinen vornehmen Herrn ...

Richard hielt es nicht für nöthig, den Lügenſchuſter dieſen langen Satz zu Ende führen zu laſſen; er unterbrach ihn mit den an Spielberend gerichteten Worten:

Es verlohnt nicht der Mühe, davon zu reden, wie ich hierher gekommen bin; Ihr könnt immerhin annehmen, daß an meinen Päſſen und Papieren etwas gefehlt habe, — ſagt mir, was Ihr vorhin von Mamſell Ritterhauſen ſprachet.

Ich weiß nicht, Herr, verſetzte Spielberend, ob Ihr von allem unterrichtet ſeid, was in den letzten Tagen vorgegangen iſt in dem Hauſe, welches einſt das Eurige war ...

Ich weiß alles, Berend, darum redet!

Nun ſeht, ſo wißt Ihr auch, daß Herr Ritterhauſen und ſeine Tochter in Verdacht ſind, und daß dieſe Franzoſen ſich in den Kopf geſetzt haben, von dem Rheider Hammer aus müßte der Streich geführt ſein, der den fremden Grafen aus der Welt geſchafft hat.

Ich weiß es, Berend. Was weiter?

Nun, weiter ſagt' ich nichts zu meinem Freunde, dem Lügenſchuſter hier, als daß die Franzoſen gar dumm ſind; denn wären ſie nicht dumm, ſo hätten ſie längſt ſich geſagt, daß ein Mann iſt im Lande der Berge, der mehr weiß und mehr ſieht als ſie

alle miteinander, und ſie wären gekommen und hätten den Mann gefragt, und er würde ihnen geſagt haben, was für ein Meſſer das geweſen iſt, das den todten Grafen kalt gemacht hat. Auf dem Rheider Hammer iſt es nicht geſchmiedet, das Meſſer, das verſichere ich Euch, Herr!

Ihr verſichert es, Berend ... und da Ihr ja wol ſelber der Mann ſeid, von dem Ihr ſagt, daß er mehr weiß und ſieht als andere Leute, ſo hoffe ich, Ihr haltet gegen mich nicht hinter dem Berge mit dem, was Ihr von der Sache erfahren habt.

Erfahren? Nun, wenn Ihr's erfahren nennen wollt, Herr, ſo bin ich damit zufrieden, weil Ihr es ſeid, Richard von Huckarde, den ich von klein auf gekannt habe, und der, wenn er auch von Natur und Rechts wegen ein vornehmer Herr iſt, doch niemals ſtolz war gegen unſereinen, und auch heute noch nicht — beſonders, ſetzte Spielberend mit liſtigem Augenblinzeln hinzu, wo man ſo gemüthlich mit ihm zuſammen iſt wie hier in dieſer angenehmen Geſellſchaft, zu der uns die Herren Franzoſen zuſammengeladen haben! Und ſo ſage ich Euch, Herr, daß ich etwas davon erfahren habe. Denn es iſt in der Nacht paſſirt, und wenn ich auch nicht bin dabei geweſen, Gott bewahre meine Seele, ſo weiß ich doch, wie es iſt zugegangen, und wie der Deſerteur aus ſeinem Verſteck, das die Mamſell Ritterhauſen ihm gewieſen hatte, iſt hervorgekommen und iſt an des Grafen Bett getreten und hat davor geſtanden und hat ihn betrachtet, wie er dagelegen in ſeinem Schlaf, und der Deſerteur hat dabei allerlei böſe Gedanken gehabt in ſeinem tückiſchen Kopf. Denn die beiden, müßt Ihr wiſſen, Herr, waren alte Bekannte, der Deſerteur und der Graf, und hatten ſchon einmal miteinander zu thun gehabt, um ein Weibsbild, mein' ich, iſt es geweſen, oder welchen Span ſie ſonſt miteinander mögen gehabt haben.

Wie nun der Deſerteur ſo daſteht und denkt, ſoll ich jetzt dich kalt machen oder ſoll ich es nicht, da wacht plötzlich der Graf auf. Und weil er ein Licht hat vor ſeinem Bette brennen laſſen, erkennt er des Johannes — Johannes Selke hieß der Mann mit ſeinem richtigen Namen — erkennt er gleich ſein Geſicht, und da hat er einen Todesſchreck bekommen und hat nach einem Meſſer oder Dolch, den er auf ſeinem Tiſchlein vor dem Bett liegen gehabt, gegriffen, und iſt aufgeſprungen und hat dem Selke das in den Hals ſtoßen wollen. Der Selke aber nicht faul, faßt des Grafen Arm, und nun ringen ſie und der Selke erhält mit dem Meſſer eins in die Rippen, bekommt aber gleich darauf das Meſſer zu packen und ſticht dem Grafen damit in die Bruſt, daß er rücklings überſtürzt auf ſein Bett zurück. Und da faßt der Selke ihn an die Gurgel und ſtrangulirt ihn mit der Fauſt, bis er hin iſt und caput!

Und der Mörder? rief hier Richard, der athemlos vor Spannung dieſer Erzählung gelauſcht hatte, aus.

Der Johannes? Der macht ſich ſacht ſogleich aus dem Staube, hinten zum Thurm hinaus, wo er die Thür leichtlich von innen aufmachen kann; denn das Schloß ſchließt ſchon lange nicht mehr und es iſt nur ein alter Riegel noch da ...

Und alles das, Berend, fiel Richard ein, wollt Ihr erfahren haben durch eure Spukſeherei?

Der Lügenſchuſter lachte hier.

Spukſeherei! ſagte er. Wollte Gott, es wäre bloßer Spuk geweſen!

Berend ſchwieg.

Um des Himmels willen, Menſch, woher habt Ihr dies alles, fuhr Richard den Spielmann noch einmal an; und wenn Ihr es wißt, daß der Mörder und ſein Opfer ſeit früher Feinde waren, weshalb gebt Ihr es dem Gerichte nicht an?

Spielberend wandte ſich ab.

Alles zu ſeiner Zeit, Herr, ſagte er. Erſt ſollen ſie mich los laſſen aus dieſer Priſon, und dann ...

Dann?

Dann will ich ſehen, ob es ſo weit iſt!

So weit — wie weit? Wohin wollt Ihr es kommen laſſen? Bis die Ritterhauſen ſchimpflich verurtheilt ſind und vor der ganzen Welt als Mörder daſtehen?

Es wird ihnen nicht gleich an den Kragen gehen, Herr, verſetzte Berend; und dem Herrn Ritterhauſen ſchadet's vielleicht auch nicht, wenn ſie ihn ein wenig drangſaliren — ich denke mir, er wird davon etwas höflicher und demüthiger werden, als ſeine Manieren nun ſind.

Berend, fuhr Richard zu ſprechen fort, Ihr habt ein paar Männer vor Euch, glaub' ich?

Das ſoll heißen, Herr? fragte der Spielmann.

Männer, verſetzte Richard, und keine Kinder, die ſich Märchen aufbinden laſſen. Oder meint Ihr, der Schuſter Matthias hier glaubte Euch, wenn Ihr ſagt, Ihr hättet alles das, was Ihr erzählet, durch Euer zweites Geſicht, Eure Spukſeherei erfahren?

Das glaubt der Schuſter von Hebborn nicht, ſagte Matthias ſpöttiſch.

Und daß ich es nicht glaubte, davon werdet Ihr, denk' ich, ſelber überzeugt ſein, ohne daß ich's Euch lange ſage! Alſo, Berend, rückt heraus damit! Gebt es offen an: woher habt Ihr das, was Ihr wißt.

Was ich weiß? antwortete der Spielmann. Weiß ich denn etwas? Ihr glaubt mir ja nicht, ſagt Ihr. Du nicht, Lügenſchuſter, und Ihr nicht, Herr von Huckarde. Warum redet Ihr denn von dem, was ich weiß?

Weil Ihr das, was Ihr erzähltet, mit dem Tone der Wahrheit vortrugt. Weil es Euch ſelbſt grauſte bei dieſer nächtlichen Scene voll Grauſamkeit, Mord und Blut, die Ihr ſchildertet. Weil Eure Augen dabei ſprachen wie Euer Mund. Und darum ſprecht, ſprecht, woher wißt Ihr es?

Nun, ſagte Spielberend, und dabei lachte er in ziemlich roher Weiſe laut auf, ich weiß es aus der beſten Quelle!

Das heißt von dem Elenden ... dem Mörder?

Spielberend nickte blos.

Vom Johannes? Von dem Mörder? Und der hätte ſich alſo nicht geflüchtet, — den hättet Ihr nach der That noch geſprochen?

So iſt es, ſagte Spielberend. Der Johannes iſt ein ſeltſamer Kauz und wenn man ihn reden hört, denkt man nicht daran, was er gethan hat, ſondern man denkt, er iſt doch ein armer Schelm, der viel Unglück gehabt hat und viel Unrecht gelitten, und was er begangen, das kommt einem dann ſo natürlich vor, als könnte er trotz alledem von Stund' auf doch noch in den Himmel kommen und einfahren in die ewige Seligkeit. Nun, Gott wird's am beſten wiſſen, wo er ihn hinthut, und vielleicht iſt das jetzt, wo wir davon reden, ſchon fertig und abgemacht, denn ich glaube, Herr, er iſt todt.

Er iſt todt? An der Wunde, welche er erhalten?

An der Wunde. Es war keine Kleinigkeit, Herr, es war ein ſchlimmer Stoß, den er bekommen, ſo recht in die linke Flanke hinein; und als ich mit dem Manne ſprach, da, glaube ich, war er dabei, ſich innerlich zu verbluten.

Und wo ſpracht Ihr ihn, Berend?

Ja ſeht, Herr, es kam ſo. Es war geſtern Morgen, in der Frühe, wo die Leute noch am Dreſchen ſind, und noch keine Seele nicht draußen iſt auf den Feldern und Aeckern, denn die

Pferde freſſen ihren Morgenhafer und unter den Kühen ſitzen die Mägde in den Ställen und melken. Da gehe ich geruhig vom Hauſe aus, durch die Dornberger Wieſen; ich wollte nach Hilleswagen, wo geſtern Kirmes war und wo ich aufſpielen ſollte und wo ich auch aufgeſpielt habe mit meiner Geige, bis daß die Gensdarmen kamen und nach meinem Gewerbeſchein fragten und mich hierher in die Priſon brachten. Nun alſo, wie ich ſo durch die Dornberger Wieſen gehe und komme an die rothe Heuſcheuer, die mitten drin auf dem kleinen Bühel liegt — wenn Ihr die Gegend kennt, Herr — da höre ich ein wunderlich Geſtöhne und Geſeufze darin, in der Scheuer, und ſo gehe ich näher und lege mein Ohr an die Wand und nun höre ich richtig eine Menſchenſtimme drin ſeufzen und jammern, daß ich denke, es liege irgendein Zigeunerweib drinnen im Heu, die ſich juſt anſtrengt, der Welt ein funkelnagelneues Strölchlein zu ſchenken. So gehe ich um die rothe Scheuer herum bis auf die Seite, wo die Thür iſt und ſtecke meinen Kopf hinein, und da höre ich ſagen:

Wer iſt da? Iſt da jemand?

Ich denke, die Stimme kennſt du, und ſo gehe ich näher, und da finde ich in das Heu eingewühlt meinen Deſerteur, den Johannes, mit einem Geſicht ſo bleich wie der Tod ...

Kanntet Ihr ihn denn? unterbrach hier Richard die Erzählung.

Freilich kannt' ich ihn; er hatte ſich ſchon früher, dazumal, wie er von den Soldaten weggelaufen war, an mich gehängt und hatte partout von mir einen Rath haben wollen, wo er bleibe und ſich verſtecke, denn über die Grenze, ins Preußiſche hinein, wollte er nicht, da kannten ſie ihn wol ſchon von früher her, und er mochte vor dem Willkomm bange ſein, den er drüben finden werde. Alſo da finde ich ihn in das Heu verſteckt und

mit einem Geſichte guckt er mich an, nun, ich kann es Euch nicht ſagen, wie; denn Ihr, Herr, kennt ſolche Geſichter nicht; aber ich, ich kenne ſie und habe mehr damit zu thun, wenn auch juſt nicht bei Tage und hellem Sonnenlicht. Und ſo ſage ich: Was, ſeid Ihr es, Johannes? Und wie kommt Ihr hierher, in die rothe Scheuer, mit Euerm Geſtöhn?

Er aber ſagte nichts als: Holt mir Waſſer, Spielmann, holt mir Waſſer, ich bitte Euch um Gottes willen.

Waſſer? — darum habt keine Sorge, wenn es auch ein bischen braun iſt und nach Torf ſchmeckt in den Wieſengräben, ſage ich, und ſo gehe ich und hole ihm Waſſer in meinem Hut. Das trinkt er in ſich hinein wie ein Sandhügel, ſag' ich Euch, Herr; und dann frag' ich:

Aber nun redet, Johannes, was ſtöhnt Ihr und was iſt Euch widerfahren?

Ich habe den Tod in den Eingeweiden, ſagt er — der Graf von Epaville hat's mir angethan, da ſeht her — und ſo zeigt er ſeine Seite, und ich verſichere Euch, Herr, ſie ſah übel aus!

Johannes, ſag' ich, ich will ins nächſte Dorf gehn, zum Vorſteher, daß er Euch holen läßt und daß Euch ein Doctor oder Feldſcher in die Cur bekommt. Aber er will nichts davon hören; laßt mir den Doctor und den Vorſteher weg, ſtöhnt er, die können mir doch nichts mehr helfen, ich will nichts von ihnen wiſſen. Bleibt Ihr bei mir, Spielmann, und holt mir noch einmal Waſſer.

So ging ich abermals ihm Waſſer holen, und danach mußt' ich bei ihm ins Heu ſitzen und da hat er mir alles erzählt, ganz der Reihe nach, und wie ich's Euch vorhin geſagt habe, daß es gekommen iſt. Auch daß er eigentlich Johannes Selke heiße und ſchon früher allerlei auslaufen laſſen, was nicht

wohlgefällig macht bei Gott und den Menſchen. Schwarz hat er ſich genannt gehabt in der Regimentsliſte, aber von Hauſe aus hat er Selke geheißen. Zwei, drei Stunden habe ich bei ihm geſeſſen, und es iſt nicht beſſer und auch nicht viel ſchlimmer mit ihm geworden; und ſo kommt endlich ein Schäfer mit ſeinen Schafen in die Wieſen bei der rothen Scheuer und dem habe ich gewinkt und habe ihm geſagt, wie daß ein Mann auf den Tod läge in dem Heu und daß er nach ihm ſehen ſolle; und der Schäfer iſt auch hineingegangen und hat ihn gleich beſſer verbunden, als er ſelbſt und ich es verſtanden. Und dann habe ich es dem Johannes verſprochen, daß ich den Abend deſſelbigen Weges zurück daherkommen wollte und nach ihm ſehen würde. Und ſo bin ich endlich weiter gegangen, meinem Geſchäft nach, gen Hilleswagen; für das Wiederkommen aber haben die Gensdarmen geſorgt, die mich mitgenommen haben, hierher — und nun wißt Ihr alles. Aber vor den Gerichten ſage ich nichts aus, bis ich wieder frei bin und ſehen kann, ob der Mann todt iſt. Daß ich gehen und ihn bei Gericht angeben ſollte, dazu hat der Johannes mir's nicht erzählt!

Richard von Huckarde ſchwieg nach dieſer Erzählung des Spielmanns. Er hatte während derſelben ſeinen Entſchluß gefaßt.

Als nach einer Weile der Gefängnißwärter kam, um ihm ein anderes Local, eine Zelle für ihn allein, anzuweiſen, drückte er dieſem ein Geldſtück in die Hand und bat ihn, ihm Schreibzeug und Papier und Licht zu bringen. Der Mann verſchaffte ihm das Gewünſchte augenblicklich, da es nicht gegen das Reglement eines Polizeigefängniſſes verſtieß, und Richard ſetzte ſich auf ſeinen Strohſtuhl, um ſofort einen langen Brief an die Gräfin von Epaville zu ſchreiben.

Die Gräfin erhielt noch an demſelben Abende den Brief Richard's. Mit der Enthüllung, daß der Deſerteur Johannes Selke heiße, ward der Mord ihres Gatten alles Räthſelhaften für ſie entkleidet. Sie wußte, daß dieſer Menſch ihm den Tod geſchworen, weil Graf Antoine vor Jahren, als er ſich am Hofe ſeines Oheims, des Herzogs von Anglure, aufhielt, den bitterſten Haß des Mörders ſich zugezogen hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Eine Hofgeſellſchaft.

Großherzog Murat hatte ſeinen Hof um ſich verſammelt. Seine Offiziere, Beamten, Diplomaten, Hofchargen, Leute, die aus den verſchiedenſten Enden der Welt zuſammengewürfelt waren und die mannichfaltigſten Phyſiognomien zeigten — den deutſch-ſächſiſchen und den rheinländiſch-fränkiſchen Typus, den des Franzoſen und den des Sohnes des ſüdlichen Gallien, der mit dem ſpitzen Schädel, den dunkeln mandelförmigen Augen und dem gelben Teint ſein Anrecht auf die Abſtammung von den alten celtiſch-galliſchen Stämmen darthut — ſie füllten die Säle des am Ende des Hofgartens bei Düſſeldorf liegenden kleinen Schloſſes „Der Jägerhof“. Man ſpielte, man machte Converſation — und dies ziemlich laut für eine Hofgeſellſchaft, oder man machte den Damen den Hof, und dies noch lauter und noch ungenirter. Murat hatte von Jugend auf die Gewohnheiten des Feldlagers zu ſehr in ſich aufgenommen, um nicht etwas davon an ſeinen improviſirten Hof zu bringen. Wie ſein kaiſerlicher Schwager aus den zurückgebliebenen Elementen der alten hohen Ariſtokratie den Kern einer neuen Hofgeſellſchaft

um ſich zu verſammeln und dieſe mit einer neuen ſtrengen Etikette zu umgeben, — dazu hatte er weder die Luſt noch auch die Möglichkeit, denn er fand jene Elemente gar nicht vor; ſein neuer Herrſcherſitz hatte ſtets nur ſehr wenig davon beſeſſen. Was etwa davon heute um ihn verſammelt war — die hervorragendſte Geſtalt darunter war jedenfalls ſein Miniſter Neſſelrode — das war höchſt eifrig befliſſen, ſeine „ſteifen“ deutſchen Manieren zu verſtecken und in den ausgelaſſenen franzöſiſchen Ton einzuſtimmen, um an den Tag zu legen, daß, wenn man auch nicht zu dem bevorrechteten glorreichen Volke der Franzoſen gehöre, ſondern leider nur ein Deutſcher ſei, man doch wenigſtens verdiene, die Ehre zu haben, der großen Nation anzugehören! Wer Zeuge war, mit welchem Eifer die Bewohner und namentlich die höhern Klaſſen der zu den politiſchen Schöpfungen Napoleon's, wie das Königreich Weſtfalen oder das Großherzogthum Berg, geſchlagenen Lande befliſſen waren, ſich zu verfranzöſiren — der mußte zu der Ueberzeugung gelangen, daß, wären es Deutſche geweſen, die unſer Herrgott in alle Länder der Welt zerſtreut, wie er die Juden zerſtreut hat, es um das Deutſchthum heute ſchlecht ausſähe. Allen möglichen fremden Nationen unterworfen, von ihnen gedrückt und verachtet, würden wir Deutſche ſicher längſt alles das abgeſchworen haben, was die Juden ſich mit achtungswerthem Volksbewußtſein bis auf dieſe Stunde nicht haben rauben laſſen, ihre Sprache, ihre Sitten, ihren Glauben und ihren Gottesdienſt ... wir Deutſchen, fürchten wir, hätten das alles längſt abgeſchworen, wir hätten uns das blonde Haar gefärbt und unſere Sprache würde nur noch aus alten verſchollenen Urkunden den Gelehrten bekannt ſein!

Daß in den ſtrahlend hellerleuchteten Sälen des Jägerhofs kein deutſches Wort laut wurde, brauchen wir nicht zu erwähnen.

Die Herren in den glänzenden Uniformen debutirten ihre Fleuretten, ihre Bonmots und ihre Zweideutigkeiten auf franzöſiſch, und die Damen in ihren weitausgeſchnittenen, engen, kurzen Roben erwiderten ſie in demſelben Idiom ... es war bewundernswürdig, wie ſchnell ſie es gelernt hatten!

In einem der letzten Zimmer der Reihe, einem großen Cabinet, ſtand der Spieltiſch des Großherzogs. Graf Beugnot, deſſen Gemahlin und der Graf Neſſelrode bildeten die Partie des glücklichen Soldaten, der in dem Schloß der bergiſchen Herzoge als Souverän gebot.

Während Beugnot die Karten miſchte, erzählte Murat von ſeiner Fahrt in Geſellſchaft der Gräfin von Epaville nach der Rheider Burg, und dann ſchilderte er ſehr lebhaft, wie er am Morgen die Dame zuerſt empfangen, wie er natürlich geglaubt, es ſei eine Schweſter des Ermordeten, wie er ſie als ſolche angeredet, und wie er dann Mühe gehabt, ſie zu beruhigen, als ſie auf dieſe Weiſe erfahren, daß der Graf von Epaville den Garçon geſpielt und ſeine treue Gattin in der Ferne vollſtändig verleugnet habe.

Er lachte herzlich bei dem Gedanken an dieſe Scene und ſagte:

Der Zorn über den Ungetreuen hatte von dieſem Augenblicke an die kleine Frau auf wunderbare Weiſe über ihren Verluſt getröſtet. Ihre Thränen waren plötzlich getrocknet und ich ſah zu meinem Verdruß, daß mir die Aufgabe, die hübſche Witwe zu tröſten, viel zu leicht gemacht worden!

Es muß das, bemerkte Neſſelrode, aber auch für ein treues Frauenherz eine höchſt bittere Erfahrung ſein! Was würden Sie thun — wandte er ſich an ſeine Partnerin, die Gräfin Beugnot, wenn Sie ſo etwas von Beugnot hörten, gnädigſte Gräfin?

Daß er den Junggeſellen ſpielte? Ich würde ihn bitten, nun auch in der Rolle zu bleiben und nie mehr — nie mehr ſich einfallen zu laſſen, den Ehemann zu ſpielen!

Die Herren lachten.

Was wird die kleine Frau nun beginnen? fragte Neſſelrode. Wird ſie hier bleiben oder ihr Hoflager in ihrer Burg aufſchlagen?

Ich weiß es nicht, verſetzte Murat. Als ſie ihr Schloß in Augenſchein genommen, fand ſie die Beſitzung etwas melancholiſch, aber die Lage charmant. Wir fanden dort einen Monſieur de Huckarde, den Ermanns für den Mörder des Grafen gehalten hatte — der Menſch hatte auch die abſurde Marotte, ſich zu der That zu bekennen — er hatte die kindiſche Vorſtellung von unſerer Juſtiz, ſie werde ſich dadurch auf die unrichtige Fährte bringen laſſen. Zu meiner Ueberraſchung aber waren Madame d'Epaville und dieſer Monſieur de Huckarde alte Bekannte, gute Freunde ... und auf der Rückfahrt in die Stadt entwickelte die kleine Dame eine große Beredſamkeit, um mir die Liebenswürdigkeit dieſes Herrn — den ich, nebenbei geſagt, für ſeine Lüge ins Polizeigefängniß geſchickt habe — zu ſchildern. Sie wußte nicht aufzuhören von dem, was er geſagt und gethan während einer langen Reiſe, welche ſie mit ihm gemacht haben wollte ... ich glaube faſt, ſie hatte große Luſt, mit ihm das Duett aus Don Giovanni aufzuführen:

„Là ci darem la mano!“

Nur mit dem Unterſchiede, daß hier es Zerlina iſt, die das Schloß in der Nähe hat, fiel Beugnot ein.

Erinnern ſich Eure Hoheit, nahm Neſſelrode das Wort, der Unglücksweiſſagung, welche das junge Mädchen neulich dem Grafen Epaville machte?

Sicherlich ... was iſt damit?

Der Umſtand, welcher anfangs ſo gravirend für die Ritterhauſen ſchien, iſt mir heute aufgeklärt worden. Man hat mir erzählt, daß unſer Landesprophet, ein wandernder Geiger, der nebenbei den Geiſterſeher ſpielt, ſchon ſeit längerer Zeit die Weiſſagung machte, es werde aus der Rheider Burg ein Sarg, mit fürſtlichem Wappen daran fortgetragen werden.

In der That? fragte Murat überraſcht. — Weshalb hat man dann den Menſchen nicht mit in die Unterſuchung gezogen?

Was würde es gefruchtet haben? Man muß ſich hüten, Schlüſſe daraus zu ziehen. Dieſer vagabundirende Geiſterſeher iſt ein Prahler, ein Aufſchneider, der ſehr gut die abergläubiſche Scheu auszubeuten weiß, welche bei ſeinem Anblick die Gemüther des Landvolks erfüllt. An vielen haarſträubenden Geſchichten, deren Mittelpunkt er ſein ſoll, iſt er dagegen ſicherlich unſchuldig; ſie ſind von ländlichen Freigeiſtern erfunden, um ihn zu verſpotten. Es gibt namentlich eine höchſt pittoreske darunter, die ihn Nachts im Mondenſchein im Bereiche eines Kirchhofs auf einem Leichenſteine ſitzen läßt, ſeiner Geige tolle wilde Tanzmelodien entlockend, wozu die Todten rund um ihn her ausgelaſſene Reigen und Tänze aufführen, bis der erſte Hahnenſchrei dem tollen Spuk ein Ende macht. Ganz unbeſtreitbar gewiß iſt jedoch, daß dieſer Menſch, in einer nicht geringen Anzahl von Fällen, Thatſachen von Erheblichkeit vorausgeſagt hat, welche genau ſo, wie er ſie beſchrieben, wirklich eingetreten ſind.

Erzählen Sie uns das, fiel hier die Gräfin Beugnot mit einem ungläubigen Lächeln ein.

Nun, ſagte Neſſelrode, eine dieſer Thatſachen ſcheint eben vorzuliegen. Es wird von mehrern Leuten verſichert, daß unſer Prophet, deſſen volksthümlicher Name der Spielberend iſt, den

Sarg mit fürſtlichen Wappen, feierlich von Militär und Herren in geſtickten Uniformen begleitet, aus dem Portal der Rheider Burg hat tragen ſehen; und Sie werden nicht in Abrede ſtellen, daß dies Schauſpiel am morgenden Tage in Wahrheit und Wirklichkeit dort ſtatthaben wird — an den Sarg des Grafen von Epaville gehören die Wappen des Hauſes Anglure.

Es entſtand jetzt eine lebhafte Debatte über Möglichkeit und Wahrheit ſolcher Geſchichten, die von Beugnot und ſeiner Gattin geleugnet, von Murat und Neſſelrode behauptet wurde. Beugnot war ein witziger ſarkaſtiſcher Kopf; er war ein glücklicher Erfinder von Bonmots oder glänzenden Phraſen — er war es auch, an den man viele Jahre ſpäter bei der Rückkunft der Bourbonen nach Frankreich ſich wendete — Ludwig XVIII. mußte in dieſem großen Augenblick, beim Wiederbetreten des franzöſiſchen Bodens, ein ſchönes geiſtreiches Wort ſagen, und deshalb nahm man ſeine Zuflucht zu Beugnot, der dann jenes: „Il n'y a rien de changé, il n'y a qu'un Français de plus“ vorſchlug, welches darauf der Moniteur als des Königs Ausruf in jenem denkwürdigen Moment in alle Welt verkündete. An Geſpenſter aber glaubte Beugnot nicht. Murat jedoch ſetzte den Behauptungen Neſſelrode's keinen völligen Unglauben entgegen, obwol der kirchliche Glaube der Generation und der Zeit, welcher er angehörte, ganz und gar abhanden gekommen war. Er war Soldat, und der Soldat iſt abergläubiſch. Jene ganze kriegeriſche Epoche war es. Man weiß, wie zu derſelben Zeit die Lenormand einen europäiſchen Ruf hatte und wie alle Welt von der Krone zu erzählen wußte, welche eine Zigeunerin der jungen Joſephine Taſcher de la Pagerie verſprochen.

Während des lebhaften Geſprächs, welches ſich über dieſen Gegenſtand entſponnen hatte, trat einer der Officianten hinter

den Stuhl des Großherzogs und machte ihm flüſternd eine Meldung, welche Murat aufmerkſam anhörte.

Was kann ſie wollen, ſo ſpät noch? rief er dann aus — führen Sie ſie ins Nebenzimmer; ich komme!

Und aufſtehend, während der Officiant ſich entfernte, ſagte er zur Gräfin Beugnot gewendet:

Verzeihung, Madame — für wenige Augenblicke. Duhamel kann unterdeß meine Karten nehmen!

Er winkte einem jungen Mann in Marine-Uniform, den er in der Thür des Cabinets erſcheinen ſah, und übergab ihm ſeine Karten; dann verließ er das Gemach durch eine Tapetenthür, welche ein herbeiſpringender Lakai vor ihm öffnete.

Die Tapetenthür führte in einen kleinen runden, nur matt erhellten Salon, in welchem ſich in dieſem Augenblicke niemand befand. Als Murat über die Schwelle trat, öffnete ſich ihm gegenüber eine Flügelthür und in ihrer ſeidenen Trauerrobe, im Mützchen von ſchwarzem Krepp, ſchwebte graziöſen Ganges die Gräfin von Epaville herein. Ihre Züge waren leicht geröthet, ſie war augenſcheinlich ſehr erregt und während der Großherzog ihr entgegentrat, um ſie an der Hand zu einem ſeitwärts ſtehenden Divan zu führen, bat ſie inſtändig für den Frevel um Vergebung, daß ſie in ſo ſpäter Stunde die Hoheit zu beläſtigen ſich erdreiſte.

Und was iſt es, was mir dies Vergnügen verſchafft, Madame? fragte Murat ſie unterbrechend.

Hoheit, verſetzte ſie, ich komme Ihnen anzuzeigen, daß ich im Beſitze des Schlüſſels zu dem Geheimniß der ganzen ſchrecklichen Begebenheit bin, welche mir ſo plötzlich und vor der Zeit meinen Gatten entriſſen hat ...

Wie, fiel der Großherzog lebhaft ein, Sie hätten den Urheber des Verbrechens ...

Ich habe ihn entdeckt, Hoheit, und wenn keine Zögerung eintritt, ſo iſt es möglich, noch von den eigenen Lippen des Mörders das Geſtändniß ſeines Verbrechens zu erhalten.

Erzählen Sie mir das, Madame!

Vor allen Dingen bitte ich Ew. Hoheit, daß Dieſelben geruhen wollen, den Polizeibeamten, welcher mit der Unterſuchung der Sache beauftragt iſt, herzubeſcheiden ... es iſt Eile nothwendig!

Das ſoll geſchehen, Madame!

Er erhob ſich, um eine neben der Flügelthür hängende Klingel zu ziehen; gleich darauf trat ein Kammerlakai ein, dem der Großherzog den Befehl ertheilte, ſofort Monſieur Ermanns herbeizuſchaffen.

Und nun? wandte ſich Murat an die kleine Dame, nachdem der Lakai verſchwunden war.

Nun könnte ich Eure Hoheit eine lange, ſehr lange Geſchichte erzählen, wenn ich nicht befürchten müßte ...

Erzählen Sie immerhin — wenn dieſe Geſchichte Sie betrifft, ſo iſt ihr meine lebhafte Theilnahme von vornherein gewonnen.

Nicht mich, und doch auch wieder mich, verſetzte die Gräfin mit einem ſchmerzlichen Lächeln. Vielleicht iſt Ihnen bekannt, Hoheit, daß ich mit meinem verſtorbenen Gemahl eine Zeit lang am Hofe ſeines Verwandten, des Herzogs von Anglure, in Weſtfalen lebte. Nun wohl, an dieſem Hofe mangelte es meinem Manne durchaus an einer paſſenden Beſchäftigung; der Herzog, ſtatt einem ſo nahen Verwandten zu vertrauen, ihm einen Einblick in ſeine Verhältniſſe, eine thätige Theilnahme an ſeinen Geſchäften zu verſtatten, überließ ihn völlig ſich ſelber, und dieſe ſchädliche Muße verführte ihn dazu, Bekanntſchaften anzuknüpfen, welche ſeiner nicht würdig waren. So machte er unter

anderm einem jungen Mädchen in untergeordneter Dienſtſtellung den Hof ...

Murat nickte lächelnd.

Wir kannten ihn von der Seite, ſagte er — obwol es ihm hier an Dienſtgeſchäften gar nicht fehlte!

Das junge Mädchen aber, fuhr die Gräfin fort, hatte ein eigenthümliches Verhältniß zu einem verwegenen, in der ganzen Gegend gefürchteten Menſchen. Dieſen Menſchen, der ein Schmuggler, Wilddieb, Vagabund, was weiß ich alles, war, hatte das unglückliche Geſchöpf eines Tages bei einem einſamen Gange durch den Wald ſchwerverwundet liegen gefunden; ſie war ihm zu Hülfe gekommen, hatte ſein ausſtrömendes Blut geſtillt, ſeine Wunde verbunden, ihn erquickt — kurz der Schmuggler hatte annehmen dürfen, daß ſie ihm das Leben gerettet, und von dieſem Augenblicke an war ſie der Gegenſtand einer eigenthümlichen Verehrung für denſelben geworden, die ſich zwar, wie es ſcheint, ſcheu in der Ferne hielt, denn unter Menſchen durfte der Verbrecher ſich nicht ſehen laſſen; aber er muß nicht minder darum ſeine Schöne ſtets im Auge gehalten haben und gewiß iſt, daß er Mittel fand, ſie fortwährend zu überwachen ...

Ich begreife, fiel hier Murat ein — dieſer dankbare und eiferſüchtige Sohn des Waldes nahm die Aufmerkſamkeiten übel, welche der Graf von Epaville ſeiner jungen Schönen widmete!

So iſt es, Hoheit; und er ſtieß zum Unglück eines Tages mit meinem verſtorbenen Gatten zuſammen in einer Weiſe, über die ich niemals genau unterrichtet worden bin, und mich auch nicht beſtrebt habe, genaues Licht zu bekommen, denn, wie Sie denken können, mußte ich mich wenig geneigt fühlen, das ganze Verhältniß zu ergründen. Genug, der verwegene, von

der Gerechtigkeit verfolgte Menſch drohte meinem Gatten, er werde ihn tödten, wo er ihn finde!

Und er hat ihn gefunden, ihn ermordet?

Wir verließen kurz darauf jene Gegend und die ganze Angelegenheit ſchwand mir faſt aus dem Gedächtniß, bis ich vor wenig Augenblicken dieſen Brief hier erhielt, den ich Eure Hoheit zu leſen bitte.

Bei dieſen Worten zog die Gräfin von Epaville den Brief hervor, den wir vorhin Richard von Huckarde an ſie abſenden ſahen, und überreichte ihn dem Großherzog.

Der Großherzog überblickte das Papier, da es jedoch mehrere engbeſchriebene Seiten enthielt, ſo gab er es der Gräfin zurück und ſagte:

Erzählen Sie mir lieber, was der Brief enthält ... und da iſt ja auch Ermanns — er kann ſogleich durch Ihre Mittheilung ſich unterrichten.

Der Lakai hatte eben die Flügelthür geöffnet und auf einen Wink des Großherzogs ohne vorherige Anmeldung ſofort den von Eile und Dienſteifer gerötheten Polizeibeamten eingelaſſen.

Hören Sie zu, Ermanns, ſagte Murat — die Gräfin hat einen Brief erhalten, welcher von Wichtigkeit für die Unterſuchung iſt!

Die Gräfin erzählte, zuweilen einen Blick in den Brief werfend und Stellen daraus leſend, alles das, was Richard von Huckarde ihr hier über den Inhalt der Erzählung mittheilte, welche der wandernde Spielmann ihm gemacht.

Wenn das alles wahr iſt, ſo wäre das Räthſel gelöſt, ſagte der Großherzog, als ſie zu Ende war.

In der That, Hoheit, dieſe Angaben lauten, als wenn ſie den Stempel der Wahrheit trügen! bemerkte Ermanns.

Unterſuchen Sie ſofort die Sache, fuhr Murat fort. Ver-

nehmen Sie ſelbſt den Spielmann, und ſenden Sie zuverläſſige Leute aus, um den ſterbenden Deſerteur aufzufinden, wenn er anders noch am Leben iſt. Sie werden die Gräfin von Epaville heimgeleiten; auf dem Wege zu ihrer Wohnung wird die Gräfin die Güte haben, Ihnen den eigentlichen Schlüſſel zur blutigen That des Deſerteurs zu geben, wie ſie mir eben ihn mittheilte. Morgen früh, ſobald Sie ein Ergebniß haben, berichten Sie mir!

Und mit dieſen Worten machte der Großherzog der Dame eine galante Verbeugung, die ihr andeutete, daß die Audienz zu Ende ſei, verabſchiedete Ermanns mit einem kleinen Nicken des Kopfes und verſchwand durch die Thür, durch welche er gekommen war, um ſeine Spielgeſellſchaft wieder aufzuſuchen.

Monſieur Ermanns bot der Gräfin dienſtbefliſſen den Arm und beide verließen den Jägerhof, während Murat aufgeregt eilte, ſeinen Spielpartnern die neue Wendung mitzutheilen, welche die Angelegenheit genommen hatte, und ihnen von der Rolle zu erzählen, die dabei derſelbe ſeltſame Menſch geſpielt, der ſoeben noch Gegenſtand ihrer Unterhaltung geweſen.

Funfzehntes Kapitel.

Monſieur Ermanns als Unterhändler.

Es war um die Mittagszeit des andern Tages, als bei der Gräfin Henriette von Epaville in ihrer Wohnung im Gaſthofe der Polizeibeamte eintrat.

Nun, welche Nachrichten bringen Sie mir? ſagte die kleine Gräfin, ihm in großer Spannung entgegeneilend — iſt der Menſch todt?

So iſt es, Frau Gräfin, antwortete Monſieur Ermanns. Eben kommt der Brigadier der Gensdarmerie, den ich nach ihm ausgeſandt hatte, mit der Nachricht zurück, daß der Deſerteur ſchon in der geſtrigen Nacht geſtorben iſt. Der wandernde Muſikant aber iſt auf ſeine Ausſagen heute Morgen von mir eidlich vernommen worden, und über der ganzen Sache waltet jetzt kein Zweifel mehr. Nach allem, was Sie, Madame, mir geſtern Abend über eine aus einer frühern Begegnung zwiſchen Ihrem getödteten Gemahl und dieſem Johannes Selke entſtandene Feindſchaft angegeben haben, muß die Unterſuchung den Schluß ziehen, daß der letztere den Grafen aus eigenem Antriebe getödtet hat. Die Angaben, welche Sibylle Ritterhauſen mir über ihn gemacht hat und die

mir wenig Glauben zu verdienen ſchienen, ſtellen ſich dadurch als wahre heraus. — Aus dem, was man bei ſeinem ehemaligen Regimente über den Menſchen weiß und was in den Muſterrollen ſteht, erhellt wenig; es trifft aber inſofern ganz mit Ihren Ausſagen überein, als er zwar in Holland angeworben, doch nicht holländiſchen Urſprungs war, ſondern kurz vorher aus Weſtfalen dahin ausgewandert.

Nun, Gott wird ihn richten, ſagte Madame d'Epaville — und die Familie, welche in die Unterſuchung verwickelt wurde ...

Wird jetzt ſofort außer Verfolgung geſtellt, denn es liegen durchaus keine Thatſachen mehr gegen dieſelbe vor. Die Demoiſelle Ritterhauſen hat zwar die Unbeſonnenheit begangen, dem Deſerteur ein Aſyl in der Rheider Burg anzuweiſen. Dies iſt jedoch geſchehen, bevor die Burg Ihres Gemahls Eigenthum wurde. Es kann alſo nicht mit der Abſicht geſchehen ſein, die Feindſchaft des Selke wider deſſen Opfer zu benutzen. Auch ſpricht nichts dafür, daß die Ritterhauſen nachher, nachdem der Graf Eigenthümer der Burg geworden, heimlich die Feindſchaft des Deſerteurs wider den Grafen auszubeuten geſucht hätten. Wir haben deshalb auch bereits die Ueberwachung des Rheider Hammers aufgehoben. Es lag freilich noch ein Verdacht aus älterer Zeit gegen den Herrn Ritterhauſen vor. Aber es würde nichts fruchten, dieſe Geſchichte aufzurühren; der Hauptzeuge, den wir haben würden, Richard von Huckarde, erklärt den Hammerbeſitzer für unſchuldig, und deshalb würde die Verfolgung vor den Geſchworenen jedenfalls eine Niederlage erleiden. Was iſt da alſo zu machen? Man legt es ad acta.

Und damit, meine gnädigſte Gräfin, fuhr Monſieur Ermanns fort, wäre dieſe Angelegenheit beendigt. Es bleibt mir nichts übrig, als Ihnen auszudrücken, daß ich ſehr unglücklich bin, nur

in einer für Sie ſo traurigen Sache zu Ihren Dienſten geweſen zu ſein. Kann ich irgendwie ſonſt Ihnen meine Ergebenheit beweiſen, ſo darf ich hoffen, daß Sie über mich verfügen!

Sie könnten mir einen Rath geben, mein Herr, verſetzte die kleine Gräfin nach einer Pauſe und mit einer gewiſſen Zögerung.

O, ſprechen Sie rückhaltlos, meine Gnädigſte, Sie glauben nicht, wie ſehr es mein Wunſch iſt, Ihnen zu dienen.

Der junge Mann, deſſen Sie eben erwähnten ...

Richard von Huckarde?

Derſelbe — er iſt hierher gekommen, um zu verſuchen, die Burg ſeiner Väter wiederzuerhalten —

Was ihm niemals gelingen kann, fiel Ermanns ein. Das Gut iſt ſchon von der vorigen Regierung eingezogen, von dieſer auf den Großherzog übergegangen, durch letztern an den Grafen Epaville verſchenkt — das Gut gehört Ihnen, Frau Gräfin, und Ihrem kleinen Sohne, und niemand auf der Welt kann Ihnen dieſen Beſitz ſtreitig machen. Hat Herr von Huckarde Anſprüche, ſo mag er ſie bei der ehemaligen pfälziſchen Regierung geltend machen — was ihm freilich, da dieſe nicht mehr exiſtirt, ſchwer werden dürfte!

Ich glaube das, verſetzte die Gräfin, auch der Großherzog hatte die Gnade, mich über meine Zukunft in dieſer Beziehung zu beruhigen; aber ſehen Sie, mein Herr, ich habe Mitleiden mit dem jungen Manne, ein tiefes aufrichtiges Mitgefühl — und, fuhr ſie fort, indem ſie leicht erröthend niederblickte, ich möchte dieſer Theilnahme einen Ausdruck geben, ich möchte etwas thun, um ſeine Zukunft ſicherzuſtellen. Vielleicht wäre ihm geholfen, wenn ich ihm die Verwaltung meines Gutes übertrüge. Wenn ich mich entſchließen ſollte, das Gut ſelbſt zu bewohnen, bedarf ich ja auch dringend eines Geſchäftsführers

und Beiraths; — aber Sie ſehen ein, daß ich nicht diejenige ein kann, welche ihm mit ſolchen Anträgen entgegenkommt. Es wäre möglich, daß er ſie zurückwieſe; und ſolange er Hoffnungen hegt, das Gut wiederzuerhalten, würde er mein Wohlwollen ohne Zweifel zurückweiſen.

Ich verſtehe, fiel Monſieur Ermanns ein; es würde zunächſt zum Heile dieſes jungen Herrn dienen, wenn man ihm klar machte, daß er ſich keinen Illuſionen hingeben dürfe.

Und aus dem Munde eines bewährten Geſchäftsmannes kommend, würden ſolche Verſicherungen ihm einen tiefern Eindruck machen, ſagte die Gräfin.

Deshalb wünſchen Sie, Madame, daß ich ihm die Hoffnungsloſigkeit ſeiner Lage auseinanderſetzen ſoll.

Das iſt es, was ich von Ihnen zu erbitten wage, Monſieur, fiel Madame Henriette ein. Aber wir wollen es nicht Hoffnungsloſigkeit nennen, weil ich die beſten Abſichten für ihn habe. Es käme nur auf ihn an, ob er dieſe annehmen, ob er meine Hülfe nachſuchen würde!

Um Monſieur Ermanns Lippen ſpielte ein ironiſches Lächeln. Er ſchwieg einen Augenblick — gerade ſo lange, um eine kleine Betrachtung über die Schwächen weiblicher Natur anzuſtellen, und ſich im ſtillen zu ſagen, Madame Henriette ſehne ſich bereits nach einem Tröſter in ihrer hülfebedürftigen Witwenſchaft und drapire dieſe leiſe Sehnſucht vor ſich ſelbſt und vor andern in das Gewand der rührendſten Güte und der uneigennützigſten Beſorgniß um das Schickſal des jungen Mannes.

Madame, ſagte er dann, der junge Mann, von dem wir reden, müßte ſehr verhärtet ſein, wenn er nicht tief bewegt würde durch ſolche Geſinnungen, wie Sie ſie eben ausſprachen. Allein ob er annehmen würde, was Ihre Güte ihm bieten könnte, iſt ſehr

die Frage. Denn was ſeine Hülfloſigkeit angeht, ſo kann dieſe nicht ſo groß ſein, wie Sie vorausſetzen. Er hat ſich den Ritterhauſen zum Opfer bringen wollen, und dieſe Leute, welche ſehr wohlhabend ſind, werden für einen ſolchen Heroismus dankbar ſein ...

Nun ja, verſetzte die Gräfin, ſie könnten ihm eine Zuflucht bei ſich bieten, ihm Geld zur Verfügung ſtellen; aber, wie ich ihn kenne, würde er ſolche Wohlthaten anzunehmen Bedenken tragen. Er würde zu ſtolz dazu ſein. Etwas anderes iſt, was ich ihm zu gewähren bereit bin — es beweiſt ihm nicht allein ein Vertrauen, ſondern es fordert auch Dienſte, es nimmt ſeine Zeit und Thätigkeit in Anſpruch und deshalb kann ſeine Ehre ſich nicht davon verletzt fühlen!

Madame, antwortete der Polizeibeamte, ganz gewiß iſt dies außerordentlich richtig bemerkt. Allein es walten hier beſondere Umſtände ob, welche mich glauben laſſen, daß Richard von Huckarde mehr als geneigt iſt, aus den Händen der Ritterhauſen nicht nur eine Unterſtützung, ſondern alles, was ſie beſitzen, anzunehmen.

Wie verſtehe ich das?

Nun, meine Gnädigſte, was ich damit andeuten will, würde Ihnen nicht dunkel ſein, wenn Sie, wie ich, Zeuge der Begegnung zwiſchen Herrn von Huckarde und Mademoiſelle Sibylle Ritterhauſen geweſen wären. Dieſe Begegnung nämlich war äußerſt leidenſchaftlicher Natur.

Sie lieben ſich? fragte die kleine Gräfin lebhaft auffahrend.

Sie lagen einander in den Armen, Bruſt an Bruſt gepreßt, ergänzte Ermanns.

Gräfin Henriette antwortete nicht auf dieſe Mittheilung,

welche ſie ſehr zu überraſchen ſchien. In ihren Mienen jedoch glaubte Monſieur Ermanns den Ausdruck einer außerordentlich großen und ſchmerzhaften Enttäuſchung zu ertappen.

Arme Frau, dachte er dabei, nicht ohne einen Anflug innern Spottes — arme Frau — dir ſtürzt ein Luftſchloß ein! Es war freilich etwas voreilig aufgebaut! Aber was ſoll man da machen? Dein Mann hat es nicht um dich verdient, daß du ihm lange nachtrauerſt!

Mein Gott, ſagte Madame Henriette ſeufzend nach einer langen Pauſe — ſo bin ich wieder rathlos! Was ſoll ich nun mit meinem Gute machen! Wie ſoll ich es verwalten laſſen, ohne daß man mich beraubt und beſtiehlt! Ich bin unerfahren wie ein Kind in ſolchen Dingen!

Da Sie Ihr Gut doch wol ſelbſt bewohnen wollen, Madame, verſetzte Ermanns, ſo werden Sie bald ſo viel Erfahrung gewinnen, um mit einem nur halbwegs treuen Verwalter an Ihrer Seite ſich ſelbſt helfen zu können. Das eigene Intereſſe iſt ein gar guter Lehrmeiſter.

Ich ſollte das Gut ſelbſt bewohnen? rief hier Madame Henriette aus. In dem fremden garſtigen, kalten Lande, wo ich niemand zum Freunde habe, niemand kenne, nicht einmal die Sprache der Menſchen recht verſtehe? Da ſoll ich das Haus beziehen, worin man meinen armen Mann ſoeben ermordet hat? Welche Vorausſetzung, welche Zumuthung, mein Herr!

Ihre Worte von vorhin ließen mich dieſe Vorausſetzung machen. Es Ihnen zuzumuthen, bin ich weit entfernt! Ich würde im Gegentheil mich ſehr wundern, wenn Sie nicht den ſchönen ſonnigen Süden, der Ihre Heimat iſt, wieder aufſuchten!

O gewiß, gewiß, ſobald es mir irgend möglich iſt!

Sie müſſen dann das Gut verkaufen, ſagte Ermanns.

Wenn ſich eine Gelegenheit bietet, will ich das in der That.

Eine Gelegenheit? Daran ſcheint es mir nicht zu fehlen.

Ohne daß ich die Hälfte des Werths einbüße? fiel die Gräfin verdrießlich ein.

Ohne daß Sie einbüßen. Ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn ich Ihnen nicht einen Käufer noch heute beſchaffte, der den ganzen Werth und noch etwas mehr dafür zahlt.

Und wer wäre das?

Ritterhauſen.

Sie glauben?

Ich glaube nicht, ich bin deſſen gewiß.

Aber warum?

Nun, weil man ihm die Alternative ſtellen kann: entweder du kaufſt oder wir beginnen den Proceß gegen dich, mit dem ſchon der Graf von Epaville dich bedrohte — wir vertreiben dich von deinem Hammer. Sie erinnern ſich des Briefes, den der Graf an Ritterhauſen ſchrieb und von dem ich Ihnen ſprach ...

Ich erinnere mich ſehr wohl — und Ihre Idee ſcheint mir gut. Wollen ſie die Vermittelung übernehmen?

Mit dem größten Vergnügen. Ich gehe, Ritterhauſen die Niederſchlagung der Unterſuchung anzukündigen. Es wird ihn dies von vornherein in eine gute Stimmung verſetzen. Zu gleicher Zeit werde ich ihm dann die erſten Eröffnungen machen — natürlich nicht geradezu, ſondern mit diplomatiſcher Wendung — und ich bin überzeugt, ich werde das Glück haben, Ihre volle Zufriedenheit zu verdienen. Wenn Sie, meine Gnädigſte, dagegen die Huld haben wollen, meine guten Dienſte dem Großherzoge zu rühmen — ihm die Berückſichtigung meines Eifers in meiner Amtsthätigkeit etwas ans Herz zu legen ...

O ſeien Sie deſſen verſichert ...

So fordere ich keinen weitern Lohn. Alſo ich habe Ihre Vollmacht?

Die haben Sie — das heißt vorläufig zur Unterhandlung!

Natürlich — mehr bedarf es für jetzt noch nicht!

Monſieur Ermanns ſtand auf und beurlaubte ſich augenblicklich bei der Gräfin. Er eilte heimzukommen und ſein Mittagsmahl einzunehmen; dann ließ er ſeinen Wagen vorfahren und begab ſich nach dem Rheider Hammer.

Auf dem Hammer fand er Ritterhauſen in ſo guter und heiterer Stimmung, wie der gichtleidende Mann ſie wol lange nicht gezeigt hatte. Man hatte die Verfolgung gegen ihn fallen laſſen, das hatte er bereits aus dem Abzuge der Polizeiwächter, die ſein Haus beſetzt gehalten, ſchließen können; er hatte auch ſchon vernommen, daß Richard von Huckarde's Selbſtanklage am geſtrigen Tage auf der Burg durch das Zeugniß der Gräfin von Epaville ſich in Nichts aufgelöſt hatte. Wie Sibyllens Herz um Centnerlaſten erleichtert war und freudig ſchlug, das brauchen wir nicht zu ſchildern. Sie ſchrieb eben einen von Dankbarkeit und Freude überſtrömenden Brief an Richard, als Monſieur Ermanns eintrat.

Der letztere zeigte etwas weniger von der gemüthlichen Ruhe und Sicherheit, womit er ſonſt zu erſcheinen pflegte. Er war nicht ganz beruhigt über den Empfang, den er finden würde.

Ich komme, mein Herr Ritterhauſen, ſagte er, um Ihnen Glück zu wünſchen. Es hat mich gedrängt, ſelbſt und augenblicklich Ihnen die Mittheilung von dem Beſchluſſe des Unterſuchungsgerichts, der Sie außer Verfolgung ſetzt, zu überbringen . . .

Das iſt um ſo dankenswerther, erwiderte Ritterhauſen ſpöttiſch, weil Sie durch dieſe Mittheilung ſelbſt eingeſtehen, daß

Sie durch einen ungerechten Verdacht ehrliche Leute chikanirt haben!

Nun, mein lieber Herr Ritterhauſen, der Verdacht war ungerecht, und niemand iſt froher darüber als ich — aber er war ſo natürlich, daß ſelbſt ein ſo harmloſer Menſch und ſchlechter Polizeibeamter wie ich ihn faſſen mußte.

Streiten wir nicht darüber, antwortete der Hammerbeſitzer, ob er natürlich war ... oder abſcheulich, empörend! Wir wollen annehmen, daß Sie eben nur Ihre Pflicht gethan, und nun erzählen Sie uns ...

Der Beamte theilte ſehr ausführlich und eifrig Ritterhauſen und ſeiner Tochter mit, welche Wendung die Sache durch die Ausſagen des Spielmanns und durch das, was die Gräfin zu ihrer Vervollſtändigung ausgeſagt, genommen. Ihre Unſchuld iſt alſo jetzt klar vor aller Augen, fuhr er dann fort — und, Herr Ritterhauſen, ich hoffe, Sie ſind jetzt auch billig genug, ſich zu ſagen: wäre Ermanns nicht geweſen, ſo wäre vielleicht ein anderer gekommen, der ſehr viel weniger ſich beſtrebt hätte, in ſo freundſchaftlicher Weiſe auszuführen, was ihm die Pflicht gebot.

Mag ſein, Monſieur Ermanns, obgleich ich die Wölfe in Schafskleidern juſt nicht denen vorziehe, welche in ihrer echten und eigenen Haut kommen.

Sie drücken ſich ſehr unumwunden aus, Herr Ritterhauſen. Allein was ſoll man da machen? Man muß Ihnen etwas nachſehen, denn Sie ſind ſchwer gekränkt worden — nicht von mir — nein, wahrhaftig nicht von mir, ſondern von den Umſtänden und von dem, was dieſe Umſtände gebieteriſch von uns erheiſchten. Glauben Sie mir, es war mir eine traurige Pflicht, welche ich in Ihrem Hauſe zu erfüllen hatte.

Ich habe das nicht eben gemerkt, fiel Ritterhauſen ein;

im Gegentheil, Sie waren dabei ſtets in ſehr gemüthlicher Stimmung ...

Verſtellung, lauter Verſtellung, werther Herr!

Dem will ich allerdings nicht widerſprechen, bemerkte Ritterhauſen bitter. Sie ſind ein Meiſter darin!

Nun, laſſen wir die weitere Erörterung deſſen, was einmal geſchehen. Laſſen wir die Sache todt und begraben ſein, wie den armen Grafen Epaville, den man am heutigen Morgen, wie ich höre, ja ſehr feierlich, mit ſeinen Wappen und kriegeriſchen Ehren zur Erde beſtattet hat.

Alſo wie der Spielmann es vorhergeſehen hat! ſagte hier Sibylle halblaut, ohne daß die beiden Männer im Zimmer es beachteten.

Ich wünſchte Ihnen nur, fuhr Ermanns fort, daß auch der alte Streit zwiſchen der Burg und dem Hammer ebenſo todt und begraben wäre! Aber leider droht Ihnen von dieſer Seite noch eine große Unannehmlichkeit. Die Gemahlin des Ermordeten iſt ſeine Erbin und da ſie nichts anderes beſitzt als eben die Rheider Burg, ſo wird ſie, fürchte ich, ihre Rechte nicht weniger ſcharf und rückſichtslos verfolgen, als es ihr Mann zu thun im Begriff ſtand.

Wahrſcheinlich! bemerkte Ritterhauſen tonlos.

Was gedenken Sie zu thun? fuhr Ermanns fort.

Vor der Hand abzuwarten, was die Gräfin thut.

Ermanns ſchüttelte den Kopf.

Ich würde das nicht ſo machen, ſagte er. Wenn Sie mich aufforderten, Ihnen einen Rath zu geben, ſo würde ich Ihnen dieſen Rath nicht geben.

Und welchen Rath würden Sie ertheilen?

Ich würde Ihnen rathen, Herr Ritterhauſen, durch einen

energiſchen Entſchluß der ganzen Sache ein für allemal ein Ende zu machen, auch wenn es Ihnen vielleicht ein Opfer koſtete. Ich würde dies Opfer um der Ruhe willen und um einen Proceß zu vermeiden, den Sie höchſt wahrſcheinlich verlieren würden, bringen. Sie ſind ein wohlhabender Mann. Sie können es. Ich würde mir ſagen: Was iſt da nun zu machen? Nehmen wir die Gelegenheit wahr, wo wir den Hader für immer beendigen können und kaufen der Gräfin die ganze Burg ab.

Ritterhauſen's Brauen zogen ſich bei dieſen Worten dunkel zuſammen, als hätte Monſieur Ermanns etwas geſagt, was ihn beleidigte. Und doch war der Hammerbeſitzer keineswegs beleidigt. Im Gegentheil, es war ihm außerordentlich erfreulich zu hören, was Ermanns ſagte. Aber indem er mit ſeinen düſtern Augen die Mienen des Polizeibeamten fixirte, glaubte er ſichere Zeichen zu finden, daß die große Leichtigkeit, womit Ermanns ſeinen Gedanken als den Einfall des Augenblicks hinwarf, eine affectirte ſei; zu gleicher Zeit wurde ihm auch der Grund des Erſcheinens des würdigen Beamten klar, welches bis jetzt noch etwas Räthſelhaftes für Ritterhauſen gehabt hatte. Denn unmöglich konnte Monſieur Ermanns Vergnügen darin finden, einen Mann aufzuſuchen, zu dem er ſolche Beziehungen wie zu ihm gehabt hatte. Ermanns mußte alſo ſeine beſondern Abſichten haben; Ritterhauſen durchſchaute ſie jetzt. Sicherlich, man trug ihm den Kauf der Rheider Burg an. Und darum zog Ritterhauſen ſo düſter ſeine Brauen zuſammen — er wollte die Genugthuung verbergen, welche er fühlte.

Sibylle hatte vielleicht ähnliche Betrachtungen angeſtellt wie ihr Vater. Sie dachte nicht daran, ſich wie er zu verſtellen. Ein Strahl zuckte über ihr Geſicht wie ein helles Freudenleuchten.

Es paßte außerordentlich gut in Ritterhauſen's Pläne, daß Ermanns ſich ihm zuwandte und die Züge des jungen Mädchens nicht beobachtete.

Vor dem Proceſſe fürcht' ich mich nicht ſehr, antwortete der Hammerbeſitzer kaltblütig — die Gräfin wird auch nicht ſo eifrig darauf aus ſein, wie Sie annehmen; Proceſſe koſten Geld, und im Anfang namentlich dem, der beginnt!

Bei einem ſo guten Stande ihrer Sache wird die Gräfin die Vorſchüſſe nicht ſcheuen!

Nun, mag ſie denn immerhin, verſetzte Ritterhauſen mit demſelben Gleichmuth und ſchwieg eine Weile; dann ſagte er:

Geben Sie mir lieber einen andern Rath, Monſieur Ermanns, da Sie doch die Gräfin kennen. Sehen Sie, ich ſehne mich fort von hier, wo ich ſo ſchmerzliche Erfahrungen gemacht habe; wo ich nicht zum Fenſter hinausblicken und die alte Burg da oben ſehen kann, ohne daß eine Fülle bitterer und zorniger Gedanken über mich ſtrömt. Ich will den Hammer der Gräfin friedlich und ohne Rechtsſtreit laſſen, wenn dieſelbe ſo billig iſt, mir eine anſehnliche runde Summe auszuzahlen, als Entſchädigung für die namhaften und großen Verbeſſerungen, die ich an dem Hammer angebracht habe.

Monſieur Ermanns horchte bei dieſer Rede Ritterhauſen's hoch auf. Die Schlauheit des Hammerbeſitzers brachte ihn vollſtändig aus dem Concepte. Statt den letztern eifrig auf den hingeworfenen Gedanken eines Kaufs eingehen zu ſehen, mußte er erleben, daß ſich der Speer umkehrte, — er mußte nun alſo förmlich den Kauf antragen, wenn er den Auftrag der Gräfin ausführen wollte.

Nun möchte ich Sie um Ihren Rath bitten, fuhr Ritterhauſen unterdeß fort, auf welchem Wege ich am zweckmäßigſten meine Abſichten der Gräfin kundthue.

Ich bin gern bereit, mit ihr darüber zu reden, verſetzte Ermanns etwas zögernd, — aber ich muß Ihnen geſtehen, daß ich Ihren Plan nicht billige. Die Gräfin wird Ihnen nicht mehr Entſchädigung geben, als ſie geſetzlich verpflichtet iſt, und ich fürchte, daß Sie dabei einen ganz enormen Schaden haben würden!

Auf Schaden bin ich gefaßt, erwiderte Ritterhauſen. Ich will ihn tragen, wenn ich nur fortkomme von hier!

Auf einen Kauf alſo würden Sie nicht eingehen, ſagte Ermanns kleinlaut.

Der Hammerbeſitzer zuckte die Achſeln.

Gewiß nur dann, nahm hier Sibylle, die ſich nicht mehr zurückhalten konnte, das Wort, wenn der Kauf unter ſehr günſtigen Bedingungen geboten würde.

Was nennen Sie günſtige Bedingungen? fragte Ermanns, ſich Sibyllen zuwendend. Die Burg mit Inbegriff des Hammers iſt 200,000 Franken werth.

Ich denke, die Summe iſt nicht viel zu hoch gegriffen, erwiderte Ritterhauſen. Allein, wenn die Gräfin das Ganze zum Verkauf ausſetzen läßt, gibt niemand in der Welt 200,000 Franken für eine Beſitzung, von der ein ſehr bedeutender Beſtandtheil doch noch in den Händen Ritterhauſen's iſt und erſt durch einen mislichen Proceß ihm abgerungen werden müßte!

Ja, was iſt da nun zu machen! rief der Beamte aus. Bieten Sie 200,000 und ich will der Gräfin ſehr gern Mittheilung von Ihrem Antrage machen.

O, misverſtehen Sie mich nicht, — es handelt ſich durchaus nicht um einen Antrag der Art, rief hier der Hammerbeſitzer aus. Mein Antrag lautet auf friedliche Einräumung des Hammers an die Gutsherrſchaft, gegen eine Entſchädigungsſumme von etwa 30,000 Franken für aufgewendete Verbeſſerungen!

Ermanns ſchüttelte den Kopf.

Ich will Ihnen ſagen, welches die einzige Art iſt, wie Sie eine ſolche Entſchädigung erhalten werden, ſagte er mit feinem Lächeln. Bieten Sie der Gräfin 200,000 Franken für ihre ganze Gutsſubſtanz; ziehen Sie davon Ihre 30,000 Franken ab und zahlen Sie ihr 170,000 Franken aus. Ich glaube, ſie würde einwilligen!

Ich würde ihr ſchwerlich 150,000 Franken zahlen, bemerkte Ritterhauſen nach einer Pauſe.

Ich kann der Gräfin zu einem ſolchen Handel nicht rathen, entgegnete Ermanns.

Das verlange ich ja auch in keiner Weiſe, fiel Ritterhauſen lächelnd ein. Rathen Sie ihr zum Vergleich mit mir!

Ich will mich erſt genauer bei Sachverſtändigen nach dem Werthe der Beſitzung erkundigen, verſetzte der Beamte; und dann werden wir weiter davon reden; die Gräfin wird thun, was ſie als Vormünderin ihres Sohnes nur irgend thun und verantworten kann!

Ermanns erhob ſich und nahm Abſchied mit dem Verſprechen, am folgenden Tage zurückzukehren. Als er fort war, ſprang Sibylle auf und, Freudenthränen im Auge, umarmte ſie ihren Vater.

O, nun wird alles, alles gut! ſagte ſie.

Ich hoffe es, verſetzte Ritterhauſen mit zufriedenem Kopfnicken ... ich hoffe, der Augenblick iſt da, für den du ſeit Jahren dich gemüht, geſorgt, geſpart und geſammelt haſt ... der Augenblick, wo ... ich Herr werde auf dieſer Rheider Burg!

Sie, Vater? ſagte Sibylle leis, ihr lockiges Haupt auf die Schulter Ritterhauſen's legend, und ihm mit ihren feuchten Blicken ins Auge ſchauend.

Nun ja, ich oder du, wie du willſt, verſetzte Ritterhauſen, ſie freundlich anlächelnd ... oder gar ein anderer ...

Sie legte ihre beiden Hände an ſeine Schläfen, und ſo ſeinen Kopf erfaſſend küßte ſie ihn auf die Stirn.

Wir reden davon ein andermal, ſagte ſie leiſe ... wenn erſt Ermanns zurück iſt, wenn die Burg erſt unſer ... wenn der Kaufbrief ſchwarz auf weiß vor mir liegt ... denn eher kann ich ja an mein Glück noch gar nicht glauben!

Das wird nicht lange dauern, mein Kind, verſetzte der Hammerbeſitzer, — und dann thu', was du willſt!

Und es dauerte in der That nicht lange; am folgenden Tage kam Ermanns zurück, einen von der Gräfin unterſchriebenen Entwurf des Kaufvertrags in der Taſche.

Sechzehntes Kapitel.

Eine nächtliche Fahrt.

Unterdeß ſaß Richard von Huckarde in ſeiner Strafhaft. Er hatte um die Mittagszeit den Gefangenwärter gebeten, ihn in den allgemeinen Saal zurückzubringen, da er noch einmal den Spielmann zu ſprechen wünſche; aber er hatte zur Antwort erhalten, daß der Spielmann am früheſten Morgen eine lange Vernehmung vor dem Unterſuchungsrichter und dem Herrn Ermanns habe beſtehen müſſen, und daß er ſodann einen Gensdarmerie-Brigadier nach der rothen Scheuer zu führen gehabt habe. Spielberend kehrte auch nicht wieder in das Polizeigefängniß zurück. Es ſchien, man hatte ihn entlaſſen.

Am folgenden Tage erhielt Richard Sibyllens Brief. Sie theilte ihm mit, daß ihr Vater und ſie ſelbſt außer Verfolgung geſetzt, ſie dankte ihm in den wärmſten Herzensergüſſen für die heroiſche Aufopferung, zu welcher er entſchloſſen geweſen. Dieſer Brief Sibyllens, obwol er in Richard's perſönlicher Lage nichts änderte, obwol er keinerlei Lichtſtrahl in das Dunkel ſeiner Zukunft warf, erfüllte ihn doch mit einer Freude, welche ihm den unausſprechlich trägen Gang der Stunden während der nächſten

Tage erträglich machte. Aber freilich, allmählich kehrte die Schwermuth, die ihn erfüllte, zurück; er hatte, wie wir schon erzählten, ja schon am ersten Morgen nach seiner Ankunft von seinem rechtskundigen Freunde erfahren, daß für ihn keine Aussicht da sei, das Geringste von seinem Erbe wieder zu erlangen. Bei den neuen Gewalthabern im Lande hatte er sich keine Gunst erworben — sonst wäre er nicht in diesem Aufenthalte gewesen; und so war es die Frage, ob sie ihn, der seine Bürgerrechte im Vaterlande durch seine Auswanderung aufgegeben, den heimatlosen und besitzlosen Mann, nur überhaupt nach seiner Freilassung hier noch dulden und nicht über die Grenze weisen würden. Er mußte ihnen jedenfalls lästig sein!

Sollte Richard für einen solchen Fall noch einmal die Vermittelung der Gräfin von Epaville anrufen? Er ging mit sich zu Rathe darüber. Konnte er es? Mußte nicht gerade ihr, der jetzigen Eigenthümerin der Rheider Burg, sein Dasein, sein bleibender Aufenthalt im Lande am meisten unerwünscht und lästig sein?

Sieben Tage der Haft waren endlich vorübergegangen. Der achte kam: Der Gefangenwärter theilte Richard mit, daß er um dieselbe Stunde am Abende entlassen werde, um welche er eingeliefert sei. Man wird kommen, Sie abzuholen, setzte der Mann hinzu.

Wer wird kommen? fragte Richard.

Ich weiß es nicht. Einer von den Herren von der Polizei, denke ich. Ich habe den Befehl, Sie nicht zu entlassen, bis man Sie abzuholen kommt.

Diese Ankündigung war nicht geeignet, Richard zu beruhigen. Sein Herz schlug um so gespannter der Stunde der Freiheit entgegen. Der Nachmittag kam, die Dämmerung nahte — da hörte er hastige Schritte auf dem Corridor vor seiner Zelle.

Die Thür öffnete ſich und herein trat mit dem Wärter Monſieur Ermanns.

Monſieur Ermanns war äußerſt höflich, äußerſt gemüthlich. Er hatte ſich nicht verſagen wollen, Richard ſelbſt ſeiner Haft zu entledigen, die er ihm zu ſeinem größten Bedauern auferlegt hatte, nur um einem höhern Befehl zu gehorchen. Er bedauerte ſehr, daß er ihn nicht jetzt ſogleich auch von ſeiner polizeilichen Gegenwart befreien könne. Allein, ſchloß er, was iſt da zu machen? Es iſt eben auch ein höherer Befehl!

Wie ſoll ich das verſtehen — fragte Richard — Sie werden mich begleiten?

Dahin lautet mein Auftrag, Herr von Huckarde; ſo groß die Ehre iſt, welche mir dadurch wird, ſo lebhaft iſt mein Bedauern, daß Sie währenddeß ſich des vollen Gebrauchs Ihrer Freiheit noch beraubt fühlen müſſen!

Und wohin begleiten Sie mich? Wohin bringt man mich? Will man mich hier nicht dulden und werde ich wie ein Vagabund zum Lande hinaustransportirt?

Ich bitte Sie, nehmen Sie es nicht ſo auf, Herr von Huckarde. Ich muß Ihnen allerdings geſtehen, daß mein Auftrag lautet, Sie von hier fortzubringen ...

In Nacht und Nebel hinaus?

Ermanns zuckte die Achſeln. Wir werden einen Wagen haben, ſagte er beſchwichtigend, Sie werden in einer guten Poſtchaiſe fortgebracht. Gefangenwärter, tragen Sie den Koffer des Herrn in den Wagen.

Der Gefangenwärter gehorchte, und Ermanns bat Richard, dem Manne zu folgen. Er trieb die Höflichkeit ſo weit, mit einer tiefen Verbeugung anzudeuten, daß er Richard den Vortritt laſſe. An der äußern Thür des Gefängniſſes ſtand ein Gensdarm, der Richard in den bereit ſtehenden Wagen hob. Ermanns ſtieg

nach ihm ein und ſetzte ſich neben ihn. Der Poſtillon trieb ſeine Pferde an und bald rollte der Wagen im geſtreckteſten Trab durch die Straßen der Stadt dahin. Es war unterdeß völlig dunkel geworden. Die Wagenfenſter waren geſchloſſen. Richard konnte nicht erkennen, zu welchem Thore man ihn hinauskutſchirte. Es war ihm auch völlig gleichgültig, an welchem Punkt der Grenze man ihn ausſetzen wollte. Zorn, Wuth und Hoffnungsloſigkeit im Herzen warf er ſich ſchweigend in ſeine Wagenecke und ſchloß die Augen, um der Unterhaltung mit Monſieur Ermanns zu entgehen, der große Luſt zu haben ſchien, trotz des Rädergeraſſels und Fenſtergeklirres die Converſation wieder anzuknüpfen und ſie nicht ausgehen zu laſſen.

Der Poſtillon trieb ſeine Klepper zu gewaltiger Eile an. Rechts und links flogen die dunkeln am Nachthimmel ſich abzeichnenden Umriſſe von Geſträuchen, Wallhecken, Bäumen, Bauernhütten wie ein flüchtiges Schattenſpiel über die Scheiben der Wagenfeſter. Ueber die einzeln aufglimmenden Sterne am Himmel zogen lange Wolkengebilde und erhöhten die nächtliche Dunkelheit. Nach und nach wurde die Straße, welche man fuhr, hügelig. Richard nahm dieſen Umſtand anfangs nicht wahr; als ſich endlich die Strecken, wo der Wagen langſamer hügelan fuhr, vermehrten und verlängerten, bemerkte er es, und wollte Ermanns fragen, nach welcher Himmelsgegend hinaus man ihn denn bringe; aber er ſchloß ſtolz die Lippen wieder und warf ſich in ſeine Ecke zurück.

Nur noch eine kleine halbe Stunde, ſagte Monſieur Ermanns, und wir ſind an dem Punkte angelangt, wo ich Auftrag habe, ſie abzuliefern.

Richard fuhr fort zu ſchweigen. Der Wagen rollte jetzt mit raſender Eile in ein Thal hinab; die Hufe der Pferde klapperten dann über die Bohlen einer Brücke, rechts und links dämmerte

der eiſengraue Spiegel eines ſchmalen Fluſſes auf. Dann hob ſich der Weg wieder bergan; die Pferde puſteten und ſchnaubten, langſam weiter keuchend. Zuletzt ſchien die Spitze der Höhe erreicht und auf ſteinigtem, hartem Boden ging es raſch weiter. Die gehetzten Poſtgäule fielen endlich in einen raſenden Galop, der den Wagen hin- und herſchleuderte; blitzſchnell flog man durch ein geöffnetes Thor, auf einen Hof und vor ein hellerleuchtetes Gebäude, vor dem eine Reihe Fackeln flammten; der Wagen hielt.

Wo ſind wir? rief Richard voll Erſtaunen aus.

Bevor Monſieur Ermanns antwortete, wurde der Schlag aufgeriſſen. Richard ſprang heraus. Von dem plötzlichen Lichtſchimmer geblendet, ſtarrte er auf zwei Reihen rieſiger, unbeweglich daſtehender Männergeſtalten, die rechts und links auf den Stufen einer Portaltreppe ſtanden, und, flammende Fackeln in den Händen, in dieſem Augenblick mit Baßſtimmen, welche die grell beleuchteten grauen Mauern hinter ihnen ſchienen zittern machen zu können, in donnernde „Vivat“ und „Hurrah“ ausbrachen und ihre Mützen dabei ſchwangen.

So überraſcht, ſo geblendet Richard von dieſem Anblick war, er erkannte dennoch in dem hohen, mit grellem rothen Lichtſchein übergoſſenen Gebäude den Edelſitz ſeiner Väter, die Rheider Burg, und in dieſen, mit ſo lautem Jubel ihn bewillkommnenden Männern die derben Schmiede des Eiſenhammers.

Was bedeutet das? Hierher ſollten Sie mich bringen? rief er aus ... aber Ermanns nahm ſeinen Arm und, indem er ihn die Treppe hinaufzog, ſagte er lachend:

Noch einige Schritte weiter ſoll ich Sie bringen, mein verehrter Baron, bis ins Innere Ihres Schloſſes, dort werden Sie officielle Aufklärung erhalten.

Oben, unter dem Portal, ſtanden Claus, der Hausmeiſter,

in feſttäglichem Anzug und neben ihm der Spielmann, beide nickend, ſich verbeugend, lachend und dem Anſchein nach ſehr geneigt, Richard nicht vorüberzulaſſen ohne Gruß und Geſpräch; aber Ermanns ſchob ſie beiſeite und führte Richard die Treppe in den obern Stock hinan. Das ganze Gebäude war reich erleuchtet, mit duftenden Eichenkränzen geſchmückt; die Thür des großen Saals ſtand weit offen; ihre Einfaſſung war von Blumen umrahmt und unter dieſem Blumenbogen ſtand Sibylle, in hellen Gewändern, in ihrem reichſten Schmuck, zitternd vor Aufregung, bleich von ihrer tiefen Erſchütterung. So ſtreckte ſie Richard beide Hände entgegen.

Sibylle ... du hier! rief Richard aus, ihre Hände ſelig mit den ſeinen umſchließend.

Sie war zu bewegt, um reden zu können. Mit Mühe hielt ſie ſich aufrecht, indem ſie ihre Rechte ihm entzog und damit ſeinen Arm umſpannte. So zog ſie ihn in den Saal hinein, in welchem der alte Kryſtalluſtre flammte und mit ſeinem Glanz das eigenthümlich geſpannte, von einer Art ſpöttiſcher Heiterkeit leuchtende Geſicht Ritterhauſen's beſchien, der unter dem Kronleuchter ſtand und mit ſtoiſcher Selbſtbeherrſchung ſich an der Rückenlehne ſeines Armſeſſels aufrecht erhielt.

Er reichte die linke Hand, die ihm freiblieb, dem Ankommenden hin und ſagte:

Herr von Huckarde, Sie werden uns zugute halten, daß wir uns einige Eigenmächtigkeiten hier in Ihrem Eigenthum erlaubt haben ...

In meinem Eigenthum? rief Richard mit zitternden Lippen aus — o mein Gott ... Sie werden in dieſem Augenblick nicht meiner ſpotten, Herr Ritterhauſen!

In Ihrem Eigenthum, Herr von Huckarde — und darum ſagt' ich, Sie ſollten uns die kleinen Eigenmächtigkeiten verzeihen,

welche wir uns haben zu Schulden kommen laſſen, in der guten Abſicht, Ihnen dieſen Saal hier und ein paar Zimmer nebenan gleich ein wenig wohnlich zu machen. Sibylle that es nicht anders, und ſo hat ſie auch zu Stande gebracht, mich in einer Sänfte auf den Schultern meiner ſtärkſten Hammergeſellen hier heraufzutransportiren. Nun, es iſt gottlob! gut gegangen und ich bin froh, daß ich Sie hier begrüßen kann, an der Stelle, wo Sie hingehören, Herr von Huckarde, von Gottes und Rechts wegen, als Herr und Gebieter!

Aber erklären Sie mir um des Himmels willen ...

Erklärt iſt es bald, ſagte Ritterhauſen. Ich habe Burg und Hammer von der Gräfin von Epaville für 150000 Franken gekauft — in Ihrem Namen, Herr von Huckarde, nur für Sie und in Ihrem Namen. Was die Bezahlung angeht, ſo laſſen Sie ſich keine grauen Haare darüber wachſen. Ich biete Ihnen 100000 Franken an, wenn Sie mir den Hammer überlaſſen und 50000 Franken iſt die Ausſteuer meiner Tochter, worüber ich ihr die Verfügung immer freigelaſſen habe; und da Sibylle ſich in den Kopf geſetzt hat, es könnte dieſe Summe vorläufig nicht beſſer und ſicherer angelegt werden als in einer Hypothek auf die Rheider Burg, ſo ſtände das Geld zu Ihrer Verfügung! Was meinen Sie zu dem Vorſchlag!

Huckarde wußte nicht, was antworten.

Ritterhauſen, was thun Sie an mir? ſagte er mit gepreßter Bruſt.

Danken Sie mir nicht, Herr von Huckarde, nur das nicht, fiel Ritterhauſen ein. Was ich an Ihnen thue? Nichts, gar nichts — Sie wiſſen, ich bin ein alter eingefleiſchter Egoiſt. Ich habe eine Schuld gegen Ihren Vater auf dem Herzen, Richard, eine Schuld der Härte und der Rückſichtsloſigkeit ... und nun will es das Schickſal, daß ich Gelegenheit finde, etwas

davon abzuſchütteln, das heißt, wenn Sie gegen mich alten Mann die Güte haben, es ſich ſo gefallen zu laſſen ... Glauben Sie mir, Herr von Huckarde, zu danken brauchen Sie mir nicht!

Ritterhauſen ſprach dies mit einer ungewöhnlichen Feierlichkeit, ſodaß man ſah, es kam ihm tief aus ſeinem Herzen.

Nicht mit Worten ... wie könnt' ich danken mit Worten, ſagte Richard — aber, fuhr er fort, Sibyllens Hand ergreifend, durch die That, durch ein Leben, das ich Ihrem Kinde weihe.

Den Dank nehme ich an, fiel Ritterhauſen ein. Und wahrhaftig, Sibylle hat es ein wenig um Sie verdient. Sie hat geſpart und geſorgt und ihr Auge hat dieſe Burg umkreiſt wie ein Falke ſeine Beute, bis der Augenblick gekommen, dieſe Beute zu erfaſſen.

Und damit legte Ritterhauſen ſeine Tochter in Richard's Arme, der ſie mit feuchtſchimmernden Wimpern an ſein Herz preßte.

Sibylle löſte ſich nach einer ſtummen Pauſe ſanft von Richard los; ſie faßte in jede ihrer Hände eine der ſeinen und indem ſie ihm tief und klar in die Augen ſchaute, ſagte ſie mit vor Rührung bebender Lippe:

Und nun, Richard, wer von uns zweien hat nun recht gehabt: wer iſt an das Ziel gekommen, nach dem wir beide ſtrebten? Du mit deiner ſtürmiſchen und verwegenen, ſich ſelbſt allein vertrauenden Kraft, — oder ich mit meiner ſtillen Ergebenheit in Gottes Fügungen, mit meinem vertrauenden Fleiße? Du haſt das Gemüth von dir geſtoßen und ich habe es in mir gehegt. Iſt es nun nicht gut, daß ich es gehegt habe, und daß du in dieſer Stunde es wiederfindeſt, ganz und unverſehrt?

Brauch' ich dir zu antworten, Sibylle ... in dieſem Augenblick, wo ich fühle, wie wunderbar die Hand Gottes über mir geweſen ...

Kinder, fiel hier Ritterhauſen ein, der dieſer Rührung ein Ende zu machen wünſchte und auch das Aufrechtſtehen nicht mehr aushielt — bedenkt, daß Ihr, ſo Gott will, eine lange Ehe vor euch habt, um dieſe Streitfrage gründlich zu erörtern. Für jetzt, denke ich, begeben wir uns ins Nebenzimmer, denn ich ſehne mich nach dem kleinen Banket, welches Sibyllens Fürſorge darin bereit hält, und namentlich nach dem Toaſt, den unſer beredter Freund, Herr Ermanns, dabei auf euch ausbringen wird. Aber wo iſt er denn? Er hat ſich beſcheidentlich zurückgezogen — hole ihn herbei, Sibylle, er darf nicht fehlen, er hat viel zu prompt deine Aufträge ausgeführt, als daß wir nicht ihn herbeizögen zu unſerm Verſöhnungsmahl zwiſchen Kraft und Gemüth, zwiſchen uns und unſerm Gewiſſen und der großherzoglich bergiſchen Polizei!

Me voilà! rief hier Monſieur Ermanns aus, der die letzten Worte Ritterhauſen's vernommen hatte und eben eintrat, — und Ritterhauſen unter den Arm faſſend, um ihn in das anſtoßende Gemach zu führen, flüſterte er dieſem ins Ohr: Nach einem Verſöhnungsmahl zwiſchen mir und meinem Gewiſſen ſehne ich mich auch, mein verehrter Herr Ritterhauſen.

Und weshalb liegen Sie mit Ihrem Gewiſſen im Streit, beſter Herr? fragte der Hammerbeſitzer.

Deshalb, weil ich der Gräfin gerathen habe, Ihnen den Handel ſo leicht zu machen. Sie hätten 100000 Franken mehr zahlen können.

Glauben Sie? verſetzte Ritterhauſen ſpöttiſch lächelnd.

Die Beſitzung wäre es werth geweſen! Hätte ich nur gewußt, wie ſehr Sie danach verlangten!

Ja, aber Sie wußten es nicht!

Freilich! Was ſoll man da machen? ſagte Monſieur Ermanns!

Auch, fuhr der Hammerbeſitzer fort, iſt Werth ein relativer Begriff. Iſt die Beſitzung für mich vielleicht einige tauſend Franken mehr werth, als ich dafür zahle, ſo iſt damit nicht geſagt, daß ſie es für die Gräfin ebenfalls ſei.

Freilich, damit will ich mich tröſten, entgegnete Monſieur Ermanns, indem er den Platz einnahm, welchen Sibylle ihm andeutete — denn ſie waren jetzt in dem hellerleuchteten Zimmer angekommen, worin das junge Mädchen ihr kleines Feſtmahl mit dem ſchönſten alten Porzellan, den prächtigſten alten geſchliffenen Gläſern und den blendendſten Gedecken angerichtet hatte, das alles überſtrömt von dem Lichte der Kerzen auf den gewundenen ſilbernen Leuchtern, die ein wahrer Ausbund von curioſem Rococo waren. — Damit will ich mich tröſten, entgegnete Ermanns; denn ich wüßte wirklich nicht, was die gute kleine Gräfin mit dieſem verwunſchenen Schloſſe gemacht hätte — es wäre denn, ſie hätte die Abſicht gehabt, es aus reinem Edelmuth fortzuſchenken ...

Fortzuſchenken? dazu ſchien ſie mir nicht gerade in der Lage, fiel hier Richard ein, der eben ſeinen Platz neben Sibylle genommen hatte.

Wer weiß, was ſie dennoch im Stande geweſen wäre zu thun, verſetzte Ermanns mit einem ſchlauen Lächeln; es wäre vielleicht ganz allein nur darauf angekommen, daß Sie ihr etwas mehr den Hof gemacht hätten, Herr von Huckarde!

Ich? fragte Richard verwundert.

Und das haben Sie nicht geahnt?

Richard zuckte die Achſeln.

Sie hatte außerordentlich gütige Abſichten für Sie, fuhr der Polizeibeamte fort; ſie wollte Ihnen die ganze Verwaltung ihres Vermögens übergeben ... ich glaube, ſie ſah in Ihnen das künftige Factotum ihres ganzen Lebens!

Da Ermanns bei dieſer Mittheilung ſpöttiſch auflachte, ſo blickten ihn Richard und Sibylle mit großer Verwunderung an; Ritterhauſen aber fiel mit ſeinem ganzen Ernſt ein:

Wenn ſie ſo gute Abſichten hatte, dieſe arme Gräfin, ſo wollen wir nicht darüber ſpotten, daß dieſelben fehlſchlugen. Wir wollen lieber darauf zurückkommen, daß die Gräfin doch einen guten Handel machte, indem ſie einen Beſitz losſchlug, der ihr wenig eingebracht und ſehr viel Koſten gemacht hätte; denn wer glaubt, er könne ſich hier bequem niederlaſſen, und ſein Tagewerk werde darin beſtehen, daß er die von allen Aeckern, Wieſen und Wäldern zuſtrömenden Einkünfte einſtreiche, der irrt ganz gewaltig. Es wird Geld, Mühe, Sorge genug koſten, bis die Rheider Burg in dem Zuſtande iſt, daß ſie wieder namhafte Einkünfte abwirft. Es gehört ein Mann dazu, der eine volle Arbeitskraft, Ausdauer und einen guten Verſtand von ſolchen Angelegenheiten mitbringt. Und ſo, meine ich, haben ſich die Dinge ganz vortrefflich gefügt, daß mein theurer Sohn Richard für einige Jahre übers Weltmeer gegangen und von den Wellen des Lebens gleichſam an einen ganz fremden Strand geworfen iſt, um da ſich umzuthun, und zu lernen, wie ein Mann ſeine Arme gebraucht. Denn wenn es Ihnen da drüben auch nicht gelungen iſt, das Haus Ihrer Väter wiederzuerobern, hier werden Sie noch immer Gelegenheit haben, es ſich im rechten und beſten Sinne neu zu erobern. Und was Sie drüben lernten, wird Ihnen dabei verdammt gut zu ſtatten kommen, Richard!

Ich hoffe es, entgegnete Richard.

Hier hätten Sie es nicht gelernt, fuhr Ritterhauſen fort. Sie lebten hier befangen von einer gewiſſen überlieferten Art und Weiſe, ſolch ein Gut zu bewirthſchaften und mit dieſer Art und Weiſe wären Sie keinenfalls lange fortgekommen. Ein bedeutender Beſitz wird nur erhalten durch dieſelben Mittel, wo-

durch er erlangt wird. Es iſt nicht zu leugnen, daß ſolche Beſitzungen wie dieſe in alten Zeiten von den Vorfahren meiſt durch große Anſtrengungen, kluge Benutzung der Umſtände und zähe Sparſamkeit errungen ſind. Wenn nachfolgende Geſchlechter dies aus den Augen laſſen und vergeſſen, daß uns Menſchenkindern nichts im Schlafe geſchenkt wird, ſondern daß wir für die Güter des Lebens unſere Lebenskräfte einzuſetzen haben, ſo kommt eine Zeit, wo irgendein armer Enkel dafür büßen und alles aufbieten muß, um nicht den Untergang über das hereinbrechen zu laſſen, was einſt groß und glänzend war.

Da haben Sie ſehr recht, fiel hier Richard ein — nur in dem kann ich Ihnen nicht beiſtimmen, daß Sie dieſen Enkel arm nennen. Wenn es ihm gelingt, zu behaupten, was ihm beſtritten wird, wenn er wie ein tapferer Ritter den Angriff und Sturm der Widerwärtigkeiten und Gefahren auf ſeine Mauern abſchlägt, ſo iſt er jedenfalls um ſeines Bewußtſeins willen mehr zu beneiden als der, welcher in ewigem Frieden ohne Verdienſt ſeine Tage verſchlummert.

Richtig, verſetzte Ritterhauſen — und um ſolche Art Ritterſchaft zu erlernen, mag juſt Ihr Amerika das rechte Land ſein, obwol es ſonſt von allem Ritterweſen wenig hält und wenig wiſſen will.

Und ſo wäre es denn eine Art von Waffenwache geweſen, bemerkte hier Sibylle, eine Waffenwache, um den Ritterſchlag zu erhalten, wenn Richard in den Urwäldern ſich ein Blockhaus baute, hundertjährige Stämme ausrodete und Mais und Weizen ſäete.

Gewiß, ſagte der Hammerbeſitzer, wenn er jetzt den alten Beſitz ſeiner Familie neu antritt und neu in Blüte zu bringen ſucht, wird er erfahren, wie vortrefflich dieſe Vorſchule für ihn war.

Und, fiel hier Sibylle ein, ſoll man da nun nicht glauben, daß es die Vorſehung war, welche ihn in eine Schule ſandte, deren er bedurfte?

Richard zog bei dieſen Worten zärtlich ſeine Braut an ſich und blickte ihr gerührt lächelnd in das feuchte Auge — Ritterhauſen aber erwiderte nickend:

Du haſt wenigſtens keinen Grund, es nicht zu glauben, mein Kind — um ſo mehr, da man auch etwas Providentielles darin ſehen könnte, daß Richard ſeine Farmerlehrjahre in der Nähe eines zur Wachſamkeit herausfordernden Stammes von Rothhäuten durchmachen mußte.

Ritterhauſen blickte bei dieſen Worten ſehr ſarkaſtiſch auf ſeinen Nachbar, Monſieur Ermanns.

Ich ſehe, daß ſich darunter eine kleine Bosheit gegen mich verbirgt, ſagte der Polizeibeamte — aber auf Ehre, ich habe keine Ahnung, was es ſein kann!

Nun, ich bin weit entfernt, verſetzte der Hammerbeſitzer, die liebenswürdige Nation, welcher Sie ſich angeſchloſſen haben und die durch ihre ausgezeichnete Civiliſation uns arme Deutſche ſo weit übertrifft, wilden Indianern zu vergleichen; aber ich bin doch der Anſicht, wenn Sie es nicht übel deuten werden, daß ſie doch ſo ungefähr wie raubſüchtige Wilde über uns gekommen iſt, weil wir eben nicht wachſam und auf der Hut waren; daß zwiſchen uns und ihnen kein Friede ſein wird, ſowenig wie zwiſchen Rothhäuten und Weißen und daß wir eines ſchönen Tages wieder mit ihnen einen hübſchen Strauß bekommen werden, wo es einem deutſchen Manne von Nutzen ſein wird, wenn er gelernt hat, mit Büchſe und Meſſer ſein Haus und ſeinen Herd wider Räuber und Wilde zu vertheidigen!

Still, ſtill, rief hier Ermanns aus — ich darf ſolche ethnographiſche Betrachtungen nicht anhören, mein Herr Ritterhauſen

— laſſen Sie uns lieber in Frieden jetzt den Feſttoaſt auf unſer vortreffliches junges Paar ausbringen! —

Während ſo die Herrſchaft oben in den Räumen der Rheider Burg ſich unterhielt und, da der Ernſt deſſen, was alle in der jüngſten Zeit erfahren, doch zu groß war, um eine ſcherzende Heiterkeit aufkommen zu laſſen, bald dazu überging, Richard zum Erzählen ſeiner transatlantiſchen Erfahrungen aufzufordern — während deſſen waren unten in Claus Fettzünsler's braungeräucherter Stube Berend der Spielmann, der Lügenſchuſter Mathias von Hebborn und der Hausmeiſter nebſt einigen der Hammergeſellen um den runden Tiſch verſammelt, der in der Mitte ſtand und von den Flammen des brennenden Kamins ſo maleriſch beleuchtet wurde, wie es ein Liebhaber greller Nachtſtücke nur wünſchen konnte. Der Schein des Feuers ſpiegelte ſich in den runden Bäuchen einiger umfangreichen Krüge und hellen Deckelgläſer, welche Claus Fettzünsler nicht ſäumig war, aus einem kleinen Faſſe voll vortrefflichen Bieres zu füllen, das im Hintergrunde auf zwei zuſammengeſchobenen Stühlen ruhte; und da des Hausmeiſters nicht gewöhnliche Geſchicklichkeit im Herſtellen ſchmackhafter Pfannenkuchen und anderer einfacher und landesüblicher, aber ſehr nahrhafter Gerichte ſich heute in vollem Maße bethätigt hatte, ſo fehlte dem Kreiſe dieſer wackern Männer nichts, um ſie in den Zuſtand einer Heiterkeit zu verſetzen, auf welche bei Berend und Mathias ſelbſt die noch ſehr friſche Erinnerung an das düſſeldorfer Polizeigefängniß keinen trüben Schatten werfen konnte. Die Worte flogen hinüber und herüber und es war, als ob ſie über dem Tiſche ſich begegneten und aneinander anprallten wie luſtig aneinandergeſchlagene metallene Becken; es war in der That ein Lärm, wie ihn nur eine tolle Beckenmuſik jemals hervorbrachte. Jeder erzählte, was er jüngſt erlebt und was ſein Antheil geweſen an den merkwürdigen Ge-

ſchichten der letzten Tage. Heinrich, der wackere Hammergeſell, war reich an Verwünſchungen des ſakriſchen Franzoſen, den er den hinterliſtigſten, heimtückiſchſten aller Sterblichen nannte, dieſes Poliziſten, welcher ihn auf eine unchriſtliche und teufliſche Weiſe zum Zeugen wider ſeine eigene Herrſchaft gepreßt hatte; auch bezeugte er eine mit den Quantitäten Flüſſigkeit, die er zu ſich nahm, wachſende Luſt, dieſem verrätheriſchen Menſchen auf ſeinem Heimwege aufzulauern und ihn die ganze ſchreckbare Wucht bergiſcher Hammerſchmiedsfäuſte fühlen zu laſſen. Mathias von Hebborn unterhielt die Geſellſchaft von einigen höchſt fabelhaften Ereigniſſen, welche dem jungen Herrn von Huckarde in den Urwäldern Amerikas begegnet ſein ſollten, wie er aus deſſen eigenem Munde vernommen haben wollte, und ſuchte die falſchen Vorſtellungen Claus Fettzünsler's über die wilde Cultur einiger Indianerſtämme zu belehren, von denen er behauptete, daß ſie mit Vorliebe ihre eigenen Großältern in einer Sauce von Krokodilhirn und Seehundsthran äßen; ſowie ferner, daß nichts über die Seltſamkeit ihrer Hochzeitsgebräuche gehe, welche darin beſtänden, daß der Bräutigam die ſämmtlichen Kohlen des Feuers verſchlucke, auf welchem die Braut ihm das erſte Süpplein gekocht habe. Nur Berend der Spielmann ſaß ziemlich ſchweigſam mit ſeinem bleichen Kopf und den waſſerblauen Augen zwiſchen den gerötheten und erhitzten Geſichtern der Männer, bis der Lügenſchuſter begann ihn zu necken.

Spielberend, ſagte er, ihn an den Arm ſtoßend, biſt du etwa damit beſchäftigt, Geiſter zu ſehen, daß du ſo ſtill über den Tiſch weg in die Flamme blickſt?

Der Spielmann ſchüttelte den Kopf.

Es iſt nur Schade, daß die Geiſter dir immer nur kommen, wenn es ihnen gefällt, fuhr Mathias von Hebborn fort, und nicht, wenn es dir gefällt. Sonſt ...

Sonſt ... was wäre ſonſt? fragte Berend faſt wie mechaniſch und ohne ſeinen Blicken eine andere Richtung zu geben.

Ich warte nur, entgegnete der Lügenſchuſter flüſternd, bis Claus dort aus der Ecke vom Faſſe mit den Krügen, die er füllt, zurückkommt und uns hört — wir wollen ihm etwas mit Geiſtergeſchichten einheizen — er thut dann die ganze Nacht kein Auge zu vor Angſt. Seit der Mordgeſchichte, die er hier erlebt hat, iſt der Mann ganz ſchwach im Hirn geworden.

Berend gab kein Zeichen, daß er in der Stimmung ſei, auf dieſen Scherz einzugehen; aber der Lügenſchuſter ließ ſich nicht ſtören und da Claus Fettzünsler in dieſem Augenblicke zurückkam, um zwei friſchgefüllte Krüge auf den Tiſch zu ſetzen, fuhr er laut fort:

Sonſt, Berend, ſollteſt du einmal alle die Geiſter hier in die Kammer rufen, die in dieſem alten Bauwerk ſpuken gehn — den Mann im rothen Rock, der ſeinen Kopf unter dem Arm trägt, und die Nonne in der grauen Kutte, die kein Geſicht hat; und den dreibeinigen Haſen nicht zu vergeſſen, der auf dem Bergweg zwiſchen der Burg und dem Hammer den Leuten, die um Mitternacht daherkommen, zwiſchen den Füßen durchrennt ...

Larifari, rief hier Claus Fettzünsler mit einiger Heftigkeit aus — es iſt alles dummes Zeug; ich habe eine hübſche Reihe von Jahren in dieſen alten Mauern gewohnt; aber ich habe weder bei Tags- noch bei Nachtzeit jemals etwas darin geſehen, was einem Geiſt ähnlich ſah!

Geſehen, Claus, geſehen ... das will nichts ſagen, ſchrie der Lügenſchuſter dagegen — das mag an deinen Augen liegen und würde wol ganz verdammt anders ſein, wenn du Spielberend's Augen hätteſt; aber daß du dafür nicht deſto mehr gehört haſt — das wirſt du uns nicht aufbinden wollen!

Gehört? Was ſoll ich gehört haben, rief Claus mit einer

Wärme und einem Eifer, die hinreichend andeuteten, wie ſehr ſeine ganze Seele bei dieſen Geſprächen betheiligt war — ich habe den Wind in den Kaminen und Schornſteinen heulen, ich habe alte aus den Angeln geriſſene Fenſterläden klappern oder die Eulen draußen von den Dächern ſchreien hören ...

So — fiel Mathias ein, die Eulen von den Dächern ſchreien? ... Das wäre alles? Es iſt eine verflucht unheimliche Muſik, bei der es einem kalt über den Rücken läuft, wenn ſolch ein Kauz ſein: Uhu! durch den Nachtwind ſchreit ... aber ich will es zehnmal lieber anhören, als wenn mitten in der Nacht ſchwere Schritte die Treppe nach oben hinaufgehen, langſam und wuchtig, daß man's bis in den fernſten Winkel des Hauſes vernimmt; während man doch weiß, daß es nichts Sichtbares und nichts Greifbares iſt, was da hinaufwandelt und ebenſo wieder hinabkommt, ſobald die Thurmuhr eins ſchlägt!

Claus Fettzünsler wollte etwas erwidern, aber der Spielmann machte eine abwehrende, gebieteriſche Bewegung mit der Hand.

Sprecht mir nicht von euern Geiſtern, ſagte er — ich könnte verſucht werden, euch mehr von Geiſtern zu erzählen, als genug wäre, euch den Spaß dieſes Abends zu verderben — mehr als ihr hören wolltet und mehr jedenfalls, als ihr mit euerm dummen Verſtande faſſen könnt!

Der ernſte Ton, worin der Spielmann dieſe Worte ſprach, machte die Geſellſchaft umher ſtille aufhorchen, nur Mathias, der Skeptiker, antwortete lächelnd:

Nun, Spielberend, ich denke, darauf könnteſt du's wagen. Wenn ich zwiſchen einem guten kräftig gebrauten Trunk — die gehörige Quantität vorausgeſetzt — auf der einen Seite und einem Geiſt auf der andern Seite ſitze und beide ſtreiten ſich um mich, ſodaß mich der eine luſtig und der andere betrübt machen will

— ich meine der Krug mit dem Bier wird immer die Oberhand behalten. Alſo heraus mit deinen Geiſtern! Wo ſind ſie?

Sie ſind überall, verſetzte der Spielmann, ſtarr in die Flamme blickend, während ſeine Züge ſich zu verlängern, ſeine Augen mit dem feuchten Glanze ſich zu vergrößern ſchienen; ſie ſind überall; ſie ziehen draußen über die Heide daher und über die Felder; über Abgründe und über Flüſſe da, wo keine Brücken, und durch die Mauern der Städte, wo keine Thore ſind. Sie wallen, wie die feuchten Nebel, die über den Wieſen ſtehen, daherwallen, wenn der Wind ſie erfaßt; ſie flattern dicht über den Boden des Blachfeldes, und hoch über die Wipfel des Waldes fort. Sie ziehen in großen langen Scharen; es dauert Stunden, es dauert Tage lang, bis ſie vorübergezogen; es ſind böſe Geiſter, Geiſter, die furchtbare Waffen ſchwingen, mit denen ſie unterdrücken und tödten, vernichten und verderben wollen. Sie ziehen aus von Niedergang und ſtürmen weit, weithin gen Aufgang, immer weiter und weiter in unabſehbare Fernen, die weiß ſind von Schnee und roth werden vom Blut, das ſie färbt und von den Flammen, die an ihrem Horizont lodern. Und es werden Schlachten geſchlagen und tauſend und aber Tauſende bedecken die weißen Ebenen, gemordet, zerfleiſcht, erwürgt und zerriſſen. Von der Hand des Rächers getroffen, wie dürre Blätter, die der Sturmwind peitſcht, kommen ſie zurück; die zahlreich waren wie der Sand am Meere, kommen heim in einzelnen gelichteten Haufen; die auszogen zu vertilgen, fliehen vor den Vertilgern; die ſtolz waren auf den Sieg, jammern unter den Streichen des Siegers!

Und das ſiehſt du alles in der Flamme vor dir tanzen, rief hier Mathias aus, indem er die tiefe Stille, welche eingetreten war, mit einem etwas erzwungen lautenden Gelächter zu verſcheuchen ſuchte.

Aber die wuchtige Faust Heinrich's, des Hammergesellen, legte sich auf seine Schulter und Heinrich flüsterte mit großem Gleichmuth aber ebenso viel Bestimmtheit:

Wenn du nicht ruhig bist und still zuhörst, was er reden wird, werf' ich dich vor die Thür, Schuster!

Mathias von Hebborn schien nicht für räthlich zu finden, diese Erklärung als casus belli aufzunehmen; er schwieg gleich den andern.

Ich sehe noch mehr, fuhr der Spielmann fort. Ich seh' sie gen Niedergang fliehen, die von der Hand Gottes gezüchtigt sind; sie sind verweht und verschollen und die Zeit des Friedens kommt, wo der Mensch das Feuer zu seinem Diener macht und es an seinen Webstuhl, an seinen Wagen, an seine Schiffe spannt; wo die Herzen enge werden und die Gewissen weiter als die ausgespannten Flügel des Geiers. Es ist Frieden, allüberall; aber in den Menschen ist kein Frieden und der Satan säet seinen Samen in die Furchen, die der Pflug durch fruchtbare Aecker zieht, da wo jetzt Sand ist und Wald und die weite wilde Heide. Das Unkraut wuchert auf und schießt in Blüte und reift; und der Satan kommt zu ernten, was er gesäet hat, die reife Frucht des Hochmuths, der Empörung und der Habgier; er kommt zur Ernte mit hunderttausend Sicheln, die in den Händen grimmiger Feinde blinken, ihre Mordgewehre und Waffen. Die Enkel der Gezüchtigten haben das Strafgericht Gottes vergessen. In Scharen, zahllos wie die ihrer Väter, kommen sie abermals dahergezogen, die Welt zu unterjochen und den Menschen ihr Gesetz zu bringen; wieder wälzt sich der Westen einher über Berge und Thäler und Ströme. Der Rauch und der Staub und der Dampf der Schlacht umhüllt sie: es ist ein grausames Morden und ein Geruch von Blut weithin über das Land; aber nicht weiße Felder färbt das Blut, sondern die grünen Hügellande

von Berg und die rothe Erde, die zwiſchen den Flüſſen liegt. Drei Tage dauert das Morden, drei Tage lang ſtrömt das Blut und die Bäche treten über, von dem rothen Lebensſaft geſchwellt, der dahinſtrömt aus den brechenden Herzen der Tapfern. Wer der Sieger ſein wird, ob der Herr wird herrſchen auf Erden oder der Dämon, ob der große Adler der Gerechtigkeit, oder der Hahn des Hochmuths — wer kann es ſagen? Nur der Seher ſieht es: er ſieht, wie aus den Lüften das rächende Schwert Gideon's blitzt, mit dem der Würgengel Azrael aus den Wolken niederſteigt — er ſieht, wie die Stolzen fallen und die Lügner gezüchtigt werden, und wie ihre Leiber den Raben zur Sättigung, den Würmern zum Fraß und den Menſchen zum Abſcheu werden, und wie die Guten auf Erden ſich freuen und ſich die Hände reichen zum feſten Bund der Einheit und auf ihrem Schild erhöhen den ſtarken Monarchen, den großen Kaiſer der Zukunft und des Völkerfriedens. — —

Der Spielmann ſchwieg; er ſank wie ermattet in ſich zuſammen, ſtützte das Kinn auf beide Arme, die er auf ſeine heraufgezogenen Knie ſtemmte, und ſo ſah er vor ſich hin, als ob er noch immer in die Phantasmagorie verſunken ſei, die er vor ſich entrollt geſehen zu haben behauptete. Hatte er beabſichtigt, auf ſeine Umgebung einen tiefen Eindruck hervorzubringen, ſo war ihm dies augenſcheinlich gelungen; die Männer ſahen ſich eine Weile ſchweigend und mit einem mehr verlegenen als vom Herzen kommenden Lächeln an, das inneres Betroffenſein und jenes ſtille Grauen nicht verdecken konnte, welches jedesmal den Menſchen ergreift, wenn eine kühne Prophetenſtimme mit dem Tone voller Zuverſicht vor ſeinem Auge die Geſtalten und Ereigniſſe heraufbeſchwört, von denen ſie behauptet, daß ſie aus der fernen Dämmerung der Zukunft drohend auf uns zuſchreiten. Sie ſaßen ſtill umher, die eben noch ſo lauten und lärmenden

Gäſte Claus Fettzünsler's; man hörte jetzt das Kniſtern der Flamme, welche den haſtig bewegten Schein auf ihre kräftig geſchnittenen und ausdrucksvollen Züge warf, und ſo die charakteriſtiſche Schlußgruppe unſerer Erzählung beleuchtete, vor der wir langſam den verhüllenden Vorhang niederrollen laſſen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Romane

von

Levin Schücking.

Zwölftes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1864.

Die Sphinx.

Roman

von

Levin Schücking.

Zweite verbesserte Auflage.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1864.

Inhalt.

	Seite
Erſtes Kapitel. Das Haus des Landgeiſtlichen . . .	1
Zweites Kapitel. Der Lagationsſecretär	17
Drittes Kapitel. Was Guſtav ſagte und was Hannah dachte	34
Viertes Kapitel. Das Syſtem des Schickſals	49
Fünftes Kapitel. Agathe	63
Sechstes Kapitel. Junge Herzen	81
Siebentes Kapitel. Räthſelhafte Begegnungen	105
Achtes Kapitel. Entdeckungen	123
Neuntes Kapitel. Paula	138
Zehntes Kapitel. Die Zeitungsanzeige	183
Elftes Kapitel. Frau Emma	201
Zwölftes Kapitel. Deakovar	233

Erſtes Kapitel.

Das Haus des Landgeiſtlichen.

Auf dem rechten Ufer des Rhein, da wo der ſchöne Strom ſich ſein eingeengtes Bett durch die dunkeln Schiefergebirge bricht, die ſich in ſeinen grünen Waſſern ſpiegeln, liegt ein maleriſches Dorf, das arme Winzer bewohnen. Ein Bach, der nur im Winter und Frühjahr den kieſigen Grund, durch den er ſich im Sommer kollernd und murmelnd ein vielgewundenes Rinnſal ſucht, mit rauſchend daherſchießenden Wogen überſtrömt, kommt von oben her aus dem Gebirge und mündet hier in den Rhein. In der Oeffnung des Thals, deſſen Sohle von dieſer kleinen Seitenader der großen Waſſerſtraße durchſpült wird, hat ſich unſer Dörfchen angeſiedelt.

Es iſt ein echt rheiniſches Bild: die Dächer mit ſchwarzem Schiefer bedeckt, die Mauern dunkel, grau und zerbröckelnd; unten am Ufer des Rhein der breite Streifen weißglänzenden Sandes, von den Hufen ſchiffeziehender Pferde aufgewühlt. Die Häuſer liegen unregelmäßig rechts und links von dem Bache; eine bequeme Fläche, ſich in Reihe und Glied zu ſtellen, hat das

ſchmale Thal nicht geboten; darum ſind ſie zu beiden Seiten die Anhöhen hinangeklettert. Höher als das höchſte Haus liegt das alterthümliche Kirchlein; es beherrſcht von einem grünen Bühel aus den ganzen Ort — denn die Herrſcherrolle iſt ja den ſchönen, wohlerhaltenen Burgruinen, die auf der andern Seite des Thals, links, die Stirn des ſchroffen Bergpfeilers krönen, jetzt längſt entzogen, ſo ſtolz ſie auch von ihrer Höhe herabblicken und noch immer den alten Kampf mit allen Stürmen und Wettern beſtehen, wenn auch niemand mehr es ihnen dankt, niemand es von ihnen verlangt. Aber wer weiß eben, was ſolch alte mauerfeſte Lehnsherrlichkeit unter den grauen Giebelſtirnen für Träume und Gedanken hegt, und welche Hoffnungen dieſe maſſiven Ritterthurmgeſtalten umſchweben, ſolange noch durch die Welt die alten Stürme toſen!

Das Ganze macht einen höchſt maleriſchen Eindruck — oder auch einen ſehr trüben. Der poetiſche Reiſende wird ſich an dieſen geſchwärzten und zerbröckelnden Wohnungen freuen, und er wird ſich einen Maler herbeiwünſchen, um das Bild in ſein Album zeichnen zu laſſen. Er wird es reizend finden, wie die ſchiefgeſunkenen Giebel der Häuschen ſich an die dichten Wipfel der Linden und Obſtbäume, die jeden Zwiſchenraum füllen, lehnen, daß es ſcheint, als ob ſchon längſt das Werk der Menſchenhände eingefallen wäre, wenn nicht die gütige Natur ihm beigeſprungen wäre und es ſtützte. Ebenſo iſt es mit den Mauern der Häuſer, durch welche große Riſſe klaffen; die ſtarken Weinreben haben ſich ſo dicht geflochten umhergelegt, daß ſie wie eiſerne Klammern das baufällige Menſchengezimmer aufrecht- und zuſammenzuhalten ſcheinen. Der ſtaatswirthſchaftliche Reiſende aber, der von dem Verdecke eines der vorüberſchießenden Dampfer aus ſeine Blicke über unſer Dorf gleiten läßt, wird den Kopf ſchütteln und ſich ſagen: Welcher Verfall und welche

Armuth! Welche Ausſichten, welche Hülfsquellen und Hoffnungen ſind dieſen Menſchen geblieben? Auf welche Wendung zum Glück für ihr verfallenes Heim harren ſie? Welche Zukunftsträume knüpfen ſich an dieſe bemooſten Dächer? Welche Vorahnungen der „europäiſchen Entwickelung“ ſchweben wie Nebelbilder in den dünnen Rauchwölkchen, die über dieſen ſchiefgeſunkenen und geborſtenen Schornſteinen ſich kräuſeln? Sicherlich, der Dampfer mit dem ſtaatswirthſchaftlichen Reiſenden iſt längſt weit, weit ſtromabwärts, bevor der letztere ſich dieſe Fragen beantwortet hat; und da es ebenſo ſicher iſt, daß, wenn er dieſe Antworten endlich gefunden, ſie nicht übermäßig erfreulichrr Art ſein werden, ſo wollen wir ihn in Gottes Namen fahren laſſen und bei dem poetiſchen Reiſenden weilen, der, auf ſeiner Fußwanderung den Strand entlang, ſich hier gefeſſelt fühlt und ſich entſchließt, den gewundenen Bergpfad zwiſchen den Winzerhütten hindurch zur hochliegenden Kirche hinaufzuwandern, um von da oben herab einen Blick auf Strom und Thal zu werfen.

Sein Weg führt ihn bald an einem wohlgehegten und wohlgepflegten kleinen Garten vorüber, an deſſen Ende ein hübſches von Reben umſponnenes weißes Haus liegt. Eine Veranda aus einfachem Lattenwerk, deren friſcher Anſtrich durch das dichte Weinlaub glänzt, verbirgt einen Theil der vordern Seite des Hauſes; aber ein großer fenſterartiger Einſchnitt in die vordere Wand der Veranda läßt uns in das Innere dieſer reizenden, üppig umgrünten Laube blicken. Ein Mann in ſchwarzer Tracht, eine noch jugendlich kräftige Geſtalt, mit großen blauen Augen und hellbraunem Haar, das eine Stirn von auffallender Höhe und ſchönſter Wölbung umſchließt, ſteht inmitten jenes grünen Fenſters, das ihn mit ſeinem Gerank und ſeinem Laubwerk wie ein Rahmen umgibt.

Wenn ein Maler die Geſtalt eines würdigen Landgeiſtlichen — denn die ſchwarzgekleidete Geſtalt iſt der Pfarrer des Orts — in dichteriſcher Auffaſſung darſtellen wollte, er könnte nirgendswo eine ſchönere Studie machen als an dem Manne, der mit verſchlungenen Armen aus der Laube hervorſieht und nachdenklich ſeine Blicke über das Stromthal und die Berge, welche es umgrenzen, ſchweifen läßt. Das Geſicht, auf deſſen unterm Theile der Sonnenſchein liegt, während das Laubwerk die Stirn und die Augen beſchattet, zeigt ein vollgerundetes Oval; aber es hat mehr von der Bläſſe des Gelehrten als von der Farbenfriſche des Landbewohners; die Züge ſind edel, der Mund weich, und wie um die Formen der Lippen das anziehende Gepräge der Gutmüthigkeit liegt, ſo zeigt der gewölbte Vorderkopf über der Stirn Das, was die Phrenologen das „Organ des Wohlwollens" nennen, in kräftigſter Ausbildung. Eine wunderſame Belebtheit inmitten ſeiner Ruhe zeigt das etwas flachliegende Auge, deſſen helle Bläue der Spiegel einer raſchen und doch beſonnen-ernſten Gedankenthätigkeit iſt.

Unſer Pfarrer ſcheint in der Mitte zwiſchen dreißig und vierzig Jahren zu ſtehen, noch in der Fülle jugendlicher Männlichkeit; und doch zeigen gewiſſe Züge um den Mund, gewiſſe leiſe hingeſtreifte Linien zwiſchen den Brauen, daß das Leben auch ihm Laſten auf die kräftigen Schultern gelegt haben muß, — daß er nicht immer vom Schickſal in eine ſo heitere, beneidenswerthe Umrahmung geſtellt wurde wie die, in welcher er jetzt ſteht, in dieſem Kranz von dunkelgrünen Reben, zufrieden den maleriſchen Erdenfleck zu ſeinen Füßen überſchauend und warm von Gottes ſchöner Sonne angeleuchtet.

Unſer Pfarrer war kein Rheinländer; er war im grünen Weſtfalenlande daheim. Die Umſtände, unter denen er ſo weit von dort in eine andere Diöceſe als ſeine urſprüngliche gerathen,

wurden von ſeinen Mitbrüdern im Weinberge des Herrn, von dem ihm hier ein ſo hübſches kleines Stück unter ſeinen Fenſtern zutheil geworden, ſehr verſchieden ausgelegt, bald zu ſeinem Lobe, bald zu ſeinem Tadel. Und doch verdiente er eigentlich weder das eine noch das andere. Er hatte immer nur gethan, was ihm eine kindliche Einfalt des Gemüths, eine naive Offenheit des Herzens und ein goldreines Bewußtſein eingegeben; von dieſem Naturell geleitet, war er ſorglos durch die Welt geſchritten, wie in der Vorausſetzung, daß es ein vortrefflicher und ganz ausreichender Ariadnefaden in dem verworrenen Dädalusirrſal des Lebens ſei!

Von dieſem Naturell auch und dem damit verketteten feinen Rechtsgefühl geleitet, war Guſtav Wald in den geiſtlichen Stand geführt worden. Er war der Sohn eines höhern Beamten mit langem Titel und kurzem Gehalt. Für dieſen war es mithin deſto angenehmer geweſen, ſeinen Sohn, als er eben acht Jahre alt geworden und in die Lateiniſche Schule geſandt werden ſollte, mit dem Beneficium eines den Walds erb- und eigenthümlichen Kanonikats begaben laſſen zu können. Der hübſche kleine Junge mit den lachenden Augen und den hellen Locken war dadurch eine Art Kleriker geworden, ein Kanonikus mit der A-b-c-Fibel unter dem Arm. Und in der That, niemand konnte ſagen, daß er ſolcher hohen Stellung auf der Stufenleiter hierarchiſcher Würden nicht Ehre gemacht hätte, wenn er ſittſam daher zur Schule ſchritt, unter ſeiner vorgewölbten Stirn ernſte und gewichtige Gedanken wälzend über ein ihm gewordenes ſchweres Problem aus dem Gebiete der vier Species, der Orthographie, oder über die Declination des ſchwierigen Wortes domus, nach dem ſchönen Vers:

Tolle me, mu, mi, mis,
Si declinare domus vis.

Verpflichtungen hatte er für seine Würde keine, außer einem Gebet, daß er täglich für den Stifter dieser für seinen Vater so angenehmen Einrichtung hersagen mußte. Die gottesdienstlichen Functionen, die Jahrgedächtnisse und Messen, welche mit der an eine bestimmte Kirche der Vaterstadt geknüpften Stiftung verbunden waren, lagen einem Vicar ob, welcher dafür einen Theil der Einkünfte bezog. Der Rest der letztern floß in die Tasche des jungen Beneficiaten, oder vielmehr seines natürlichen Vormunds, der damit die Kosten seiner Studien bestritt und nebenbei einen sehr hübschen Ueberschuß behielt. War der junge Kleriker zum Alter von zwanzig Jahren gelangt, sa hatte er sich zu erklären, ob er in den geistlichen Stand treten, Theologie studiren und sich um die Weihen bewerben wolle; in diesem Falle trat der Vicar zurück, sobald der Beneficiat die Weihen erhalten; dieser kam in den Genuß der sämmtlichen Revenuen; im entgegengesetzten Falle hatte die Herrlichkeit ein Ende, und ein anderer kleiner Mann, ein Vetter oder Neffe kam an die Reihe.

So hatten unzählige Wälder zur Freude ihrer Aeltern ihre Studien gemacht. Sie hatten alle mit wunderbarer Uebereinstimmung es einzurichten gewußt, daß mit dem zwanzigsten Geburtstag ihre akademischen Studien abgemacht waren; sie hatten alle höchst demüthig ihren innern Beruf zur geistlichen Laufbahn und ihre Würdigkeit zur Entgegennahme der Weihen nicht für ausreichend und genügend erklärt und menschenfreundlich einem erwartungsvollen Vetter Platz gemacht.

Nicht also Gustav Wald. Je mehr er heranwuchs, desto mehr war seine grübelnde Verstandesthätigkeit durch eine Einrichtung in Anspruch genommen worden, wonach für die Mühe, welche er mit lateinischen und griechischen Regeln hatte, sein Vater eine Rente ausbezahlt erhielt und desto mehr auch verlangte

und ſuchte er Erklärungen eines ſo unlogiſchen und ungewöhnlichen Laufes der Dinge. Als er dieſe Erkärungen erhielt, beunruhigten ſie ſein junges Gewiſſen. Die Stiftung ſchien ihm urſprünglich doch errichtet, um der Kirche Geiſtliche zu erziehen, an deren Ausbildung nichts geſpart ſei; dieſe ſollten bequem und ſorgenlos ihre Studien machen können; es war eine Einrichtung, welche, während die jungen Leute den Wiſſenſchaften oblagen, die ſtörenden Einflüſſe äußerer Bedrängniſſe von ihnen abhalten ſollte. Der würdige Fundator hatte aber die jungen Gemüther nicht unauflöslich feſſeln wollen; dem innern Widerſtreben gegen die eingeſchlagene Laufbahn ſollte es vorbehalten bleiben, durch eine offene Erklärung die Freiheit zu gewinnen; aber es war gewiß nicht die Vorausſetzung des Stifters geweſen, daß ſolches fortwährende Seitwärts-Ausſpringen mit dem zwanzigſten Geburtstage für alle Zeiten die beſtändige Regel werde!

Vergebens ſtellte man Guſtav Wald vor, daß man ſeit Jahrhunderten Stiftungen dieſer Art als bloße Studienſtipendien betrachte. Guſtav hatte Latein genug gelernt, um den alten Stiftungsbrief zu verſtehen. Das alte Latein ſprach für ihn. Man warf ihm ein, daß dieſes alte Latein, welches bald von der Abſicht rede, den Nachkommen den Zugang zu den Wiſſenſchaften offen zu halten, bald von dem Wunſche, ſie dem Dienſte der Kirche zuzuführen, keine Geltung mehr habe. In den alten Zeiten ſei die Kirche die Hüterin der Wiſſenſchaften geweſen, und jene zwei Abſichten ſeien mithin als identiſch aufzufaſſen, während heute das Verhältniß ein anderes geworden; es müſſe alſo als unverwehrt betrachtet werden, dem Stande der Dinge von heute ſich anzubequemen und das Studium der Wiſſenſchaft nicht mehr als eine und dieſelbe Sache mit dem Eintritt in den geiſtlichen Stand aufzufaſſen. Buchſtäbliche Auslegung ſo alter Beſtimmungen würden ſonſt ja auch ins Abſurde führen; denn wolle man auf

des Stifters Standpunkt und Anſicht unterwürfig ſtehen bleiben, ſo komme man am Ende dahin, daß der Beneficiat ſich nur der Wiſſenſchaften inſofern befleißigen dürfe, als ſie dem vortrefflichen alten Ur-Oheim-Stifter bekannt und genehm geweſen. Es ſei anzunehmen, daß der alte Herr mit überaus vielen Errungenſchaften, Entdeckungen, Dogmen und Grundſätzen heutiger Wiſſenſchaften ſich keineswegs einverſtanden erklären würde, wenn er ſie anhören könnte. Daß der gute Stiftsherr z. B. ſeine Nachkommen habe ermuthigen wollen, die moderne Lehre vom conſtitutionellen Staat oder die bedenkliche Entwickelung pantheiſtiſcher Philoſophie ſich einzuprägen, ſei mit beſtem Gewiſſen in Abrede zu ſtellen. Und ſo müſſe denn der gewiſſenhafte junge Kanoniker ſeine Mappe unter den Arm nehmen und ſich davonmachen, wenn in den Vorleſungen der Vortragende an die gefährlichen Regionen der Spinoziſtiſchen oder Locke'ſchen Syſteme und die bedenklichen Zeitabſchnitte der revolutionären Bewegungen des 18. Jahrhunderts gelange.

Aber der junge Kanoniker in partibus gab ſolchen Gründen nicht nach. Mit naiver Offenherzigkeit ſchalt er ſie Sophismen, und im Widerſpruch ſich erhitzend faßte er den feſten Entſchluß, ſich als Opfer für alle Ausreißer von Vettern und Oheimen darzubringen, welche den guten Abſichten des Stifters im zwanzigſten Jahr ein Schnippchen geſchlagen und ſich aus Klerikern in rothglänzende Lieutenants oder zungenfertige Advocaten entpuppt hatten. Dem alten Ur-Oheim-Fundator muß ſein Recht werden, ſagte Guſtav Wald; er hat mich bezahlt — jetzt bin ich ſein. Das hilft nichts. Ein Todter kann ſich nicht wehren. Man muß doppelt gewiſſenhaft gegen ihn ſein!

Guſtav Wald blieb bei ſeinem Sinne, und als er zwanzig Jahre alt, war er bereits ein tüchtiger Theolog und erklärte, die Weihen annehmen zu wollen. Er hielt ſtandhaft zwei Jahre

lang im biſchöflichen Seminar die klöſterliche Strenge und Eingezogenheit aus, in einem Lebensalter, in welchem andere junge Leute ſich der vollen akademiſchen Freiheit erfreuen. Aus dieſer Anſtalt trat er eines ſchönen Morgens als geweihter Prieſter hervor.

In ſeiner Stiftskirche las er als wirklicher Kanonikus die erſte Meſſe zur größten Erbauung der Anweſenden aus der Freund- und Verwandtſchaft, welcher der ſtattliche junge Mann mit der hohen, königlichen Stirn und den vom Anflug eines edeln und reinen prieſterlichen Hochgefühls verklärten Augen wie ein neuer Aaron die Marmorſtufen des Altars zu betreten ſchien. Er trug das goldgeſtickte Gewand in der That mit einer Haltung und verrichtete die Ceremonien mit einem Ausdruck von Würde, daß ſich auch nicht Eine Stimme mehr erhob, welche die Weisheit ſeines Entſchluſſes in Frage zog.

Leider ſollte aber an den jungen Prieſter ſelbſt nur zu bald die Stunde herantreten, in welcher er ſich fragen mußte, ob er weiſe gehandelt, als er aus innerer Gewiſſenhaftigkeit dieſen Entſchluß gefaßt. Unſere Leſer glauben, es ſei irgendein leidenſchaftliches Gefühl ſeinem Herzen genaht, ſie denken an irgendeinen unſeligen Conflict zwiſchen Pflicht und Neigung in der offenen Jünglingsſeele. Nichts davon. Guſtav Wald hatte mitten in ſeiner unruhigen geiſtigen Thätigkeit nicht den leiſeſten Gedanken, daß ein junger Mann ſeines Alters die Zeit übrig behalten könne, ſich um irgendetwas anderes zu kümmern als die entſetzliche Menge von Dingen aus dem Bereiche der Wiſſenſchaft, die ihn alle gleich lebhaft anzogen, ja ſich förmlich um ſeine Seele und ſeine Ruhe ſtritten. Er war bald von der Atomen- und Moleculentheorie Newton's in Anſpruch genommen, um darüber Schlaf und Nahrung zu vergeſſen; ein anderes mal ſchien er den Entſchluß gefaßt zu haben, innerhalb der

nächſten vierundzwanzig Stunden noch das Perpetuum-mobile zu finden, und bald darauf war ſeine ganze Seelenthätigkeit darauf gerichtet, die Grundanſchauungen der Baader'ſchen Philoſophie mit den Ausgangspunkten der Jakob Böhme'ſchen Myſtik in Beziehung zu bringen.

Nein, die Veranlaſſung, wodurch Guſtav Wald fühlen ſollte, daß es nicht gut ſei, wenn der Menſch klüger ſein will als alle andern vor ihm, war eine weit traurigere. Sein Vater ſtarb und hinterließ ihm nichts als — die Sorge um einen zweiten Sohn, der zehn Jahr jünger war als Guſtav. Die Mutter war längſt vorher geſtorben. Der zweite Sohn, Engelbert, war alſo ganz auf ſeinen ältern Bruder angewieſen. Vermögen war, wie geſagt, nicht da; die älterliche Einrichtung deckte nur eben die gewöhnlichen Paſſiva einer anſtändigen Haushaltung, wie ſie zu führen dem Verſtorbenen ſeine Stellung auferlegt hatte.

Engelbert befand ſich in einer der höhern Abtheilungen auf der Studienanſtalt ſeiner Vaterſtadt. Mit welchen Mitteln ſollte er fortfahren zu ſtudiren? Das war die Frage, welche Guſtav Wald nun mit Centnerſchwere aufs Herz fiel. Mit einem innern Entſetzen ſagte er ſich, daß er die Zukunft ſeines Bruders vernichtet habe. Denn Engelbert war ein Knabe voll geiſtiger Begabung, der unglücklich werden mußte, wenn man ihn von der Laufbahn der Wiſſenſchaften ausſchloß. Aber woher das Geld nehmen, ihn in dieſer Laufbahn zu erhalten — jetzt, wo Guſtav die Familienſtiftung auf immer für ſich in Anſpruch genommen hatte, wo es alſo unmöglich war, aus dem jüngern Bruder einen Kanoniker zu machen, wie es der ältere geweſen, und ſo für jenen die Hülfsmittel zu ſeinen Studien zu bekommen? Wäre Guſtav weniger gewiſſenhaft geweſen, ſo hätte er jetzt als Beamter, Arzt, Lehrer eine Stelle erlangt haben können, und für den armen Engelbert wäre, bis er ſeinerſeits

„fertig" geweſen, jede Sorge abgewehrt. Die Seelenqual, in welche dieſes Verhältniß den jungen Geiſtlichen warf, war unbeſchreiblich.

Für die Erhaltung des ältern Bruders und die Univerſitätsſtudien des jüngern zuſammen reichten die Einkünfte der Stiftung auch bei der größten Einſchränkung nicht aus. Häufung von Pfründen hatte die größere Gewiſſenhaftigkeit kirchlicher Adminiſtration längſt unſtatthaft gefunden. Guſtav durfte alſo nicht hoffen, ſein Kanonikat behalten und eine zweite einträgliche Pfründe dazu gewinnen zu können. Und doch ſchien ihm in dieſer Richtung der einzige Ausweg zu liegen. Er wandte ſich deshalb an ſeinen Biſchof. Seine Bitte wurde, wie es nach den beſtehenden Vorſchriften nicht anders möglich, abſchläglich beſchieden, mit Hinweiſung auf ſein Beneficium. Er entgegnete, daß dieſes Beneficium ſeine Privatangelegenheit ſei, um welche das hochwürdige Ordinariat ſich ſo wenig zu bekümmern habe wie etwa um ſein ererbtes väterliches oder mütterliches Vermögen. Das hochwürdige Ordinariat blieb bei ſeiner Meinung; im unberathenen brüderlichen Eifer wurde Guſtav Wald hitzig, und zwar ſo ſehr, daß die biſchöfliche Behörde ihn mit einer Disciplinarſtrafe bedrohte. Der gereizte junge Mann war außer ſich, hegte einige Tage lang wahrhaft hochverrätheriſche Anſichten über den Charakter und die geſunde Vernunft ſeiner ehrwürdigen Vorgeſetzten und that endlich einen äußerſten Schritt. Er verzichtete auf ſeine Pfründe zu Gunſten ſeines jüngern Bruders. Dann bezog er ein enges Dachſtüblein, den Newton und ein Heft Berechnungen und Zeichnungen über das Perpetuummobile unter dem Arm. Von dieſen Tröſtern umringt, wartete er ruhig ab, ob ihm die Raben des Elias in die Einſamkeit ſeiner Manſarde nachflattern würden.

Und in der That, ein ſolcher Rabe kam. Es war ein Freund,

ein Studiengenoſſe vom Seminar her, der in einer andern Diöceſe eine Anſtellung erhalten hatte. Dieſer bewog Guſtav zum Uebertritt in die letztere Diöceſe, wo ſich infolge „bedenklicher Verweltlichung der Geſinnung“ immer mehr Mangel an jungen Geiſtlichen herausſtellte; mit den Herren vom Generalvicariat vertraut, ebnete er ihm alle Schritte dazu, und ſo kam es, daß Guſtav Wald ohne viel Zuthun eines ſchönen Tags die Dimiſſorialen ſeines Biſchofs erhielt und die Wanderung gegen Süden antreten konnte, wo ihm denn wirklich in der Kathedralſtadt ſeines neuen Oberhirten die wohlwollendſte Aufnahme wurde. Man übertrug ihm bald nachher die kleine Pfarre, welche er jetzt ſeit zwei Jahren einnahm. Sie war dürftig ausgeſtattet, aber ſie reichte für ihn hin. Guſtav Wald war kein Menſch, der von den Genüſſen der Geſelligkeit ſein Lebensglück bedingt gefühlt hätte. Er war glücklich, weil er ohne Ehrgeiz war, und hegte keine weitern Wünſche, ſobald nichts ſeine unruhige geiſtige Thätigkeit in der Wahl ihrer Gegenſtände beſchränkte. Seine Heerde machte ihm wenig Kummer; ſie war klein, arm, friedfertig; ſie war zufrieden mit ihm, nicht mehr, nicht weniger; denn er blieb ihr eigentlich fremder, als er es als ihr Seelenhirt hätte ſollen. Ob ſein neues Ordinariat mit ihm zufrieden, darüber war er wol nicht ganz im Klaren; Zeugniſſe übermäßiger Gunſt hatte er bisher nicht erhalten — vielleicht mochte man ihn mit ſeiner Atomentheorie und ſeiner wiſſenſchaftlichen Vagabondage von der Neigung zu Heterodoxien nicht ganz frei glauben und hätte es jedenfalls vorgezogen, wenn er auf ſeinen Spaziergängen durch die Weinberge ſeines Dorfs den Bellarmin oder die Symbolik Möhler's unter dem Arm getragen, ſtatt der Gedanken des Blaiſe Pascal oder der Monadologie des Leibniz, welche abwechſelnd dieſe Ehre genoſſen.

Guſtav Wald war heute in größerer innerer Aufregung, als

er es ſeit langer Zeit geweſen. Er erwartete den Beſuch ſeines Bruders Engelbert. Engelbert war nicht allein das einzige Weſen, welches ihm auf Erden nahe ſtand, der einzige, der unter allen den farbloſen und unlebendigen Geſtalten ſeines blos geiſtig geſchäftigen Daſeins als die warmathmende, friſche, blühende Geſtalt daſtand, welche auf ſich die Neigungen ſeines Gemüths und Herzens, ſeines menſchlichen Gefühls concentrirte, — es kam noch hinzu, daß Guſtav um ſeines jüngern Bruders willen innerlich gelitten hatte. Es war ihm noch immer, als habe er an dem armen Nachgeborenen ein Unrecht begangen; das Opfer aber, welches er ihm gebracht, hatte er längſt vergeſſen. Was wunder, daß Guſtav mit einer beinahe leidenſchaftlichen Liebe an ſeinem jüngern Bruder hing. Denn gerade deshalb, weil er für ſeinen jüngern Bruder gelitten, weil er ihm ein Opfer gebracht, hatte er ſich in ein Verhältniß zu ihm geſtellt, worin er unbewußt die Verpflichtungen wie auf ſeiner Seite liegend — man kann nicht ſagen betrachtete, ſondern glaubte, fühlte; es war etwas, das er ohne weitere Unterſuchung als Thatſache annahm. Ich habe große Verpflichtungen gegen meinen Freund, ſagte jemand zu einem dritten. — Und weshalb haben Sie große Verpflichtungen gegen ihn? fragte dieſer. — I nun, lautete die Antwort, er hat ſchon ſeit vielen Jahren die Herbſte auf meinem Landgut zugebracht und als leidenſchaftlicher Jäger, der er iſt, meine Jagden dort benutzt; ſchon auf der Schule habe ich ihm ſeine Aufgaben machen helfen; als wir noch die Univerſität beſuchten, habe ich ihm bei einem Duell ſecundirt, und als er heirathen wollte und zu ſchüchtern war, ſich zu erklären, habe ich den Bewerber für ihn machen müſſen — kurz, wir ſind uralte Freunde und ich habe große Verpflichtungen gegen ihn!

Guſtav Wald hatte lange ſo geſtanden, wie wir ihn vorhin antrafen; er hatte auf den Strom und die Gegend hinausgeſchaut

und mit ſeinen Blicken die Heerſtraße, die ſich unten das Ufer entlang ſchlängelte, bewacht, um ſeinen Bruder zu entdecken, ſobald er auf dieſer Heerſtraße um den Vorſprung der Bergwand kommen werde, hinter welcher die Landſtraße verſchwand, oder um ihn auf dem Verdeck des nächſten Dampfboots zu erſpähen, welches ſtromaufwärts um ebendieſe Bergecke vorgleiten würde.

In ſeinem erwartungsvollen Sinnen wurde er durch Tellerklirren und Gläſerklingen unterbrochen. Es war Hannah, die Haushälterin, welche in die Rebenlaube kam, um dort den Tiſch für den Gaſt zu decken. Hannah war eine ältliche Dame von großer Vorſicht und Beſonnenheit und von einer ſtrengen Ordnungsliebe, alſo gerade wie ſie für ihren Hausherrn paßte. Sie hielt ſeinen nachläſſigen und ſorgloſen Lebensgewohnheiten aufs beſte das Gleichgewicht; war der geiſtliche Herr zerſtreut und unordentlich, ſo hatte Hannah die Augen überall. Der Pfarrer hatte etwas vom Charakter jener glückſeligen wilden Kinder einer gewiſſen Inſel des Stillen Weltmeers, welche am Morgen ihre Hängematte verkaufen, ohne daran zu denken, daß ſie derſelben am Abend wieder bedürfen. Hannah war aber die Vorſorge ſelbſt. So kamen ſie vortrefflich miteinander aus — jedoch entſchieden beſſer in den übrigen drei Jahreszeiten als im Herbſte. Im Herbſte galt es, vorſorglich alle möglichen Vorräthe für den kleinen Haushalt einzukaufen; dann erſchien Hannah jedesmal ihrem geiſtlichen Herrn im Lichte einer überaus läſtigen Verlangſamkeit, und ihr dagegen koſtete es immer aufs neue einen entſetzlichen Aufwand von Beredſamkeit, um ihn zu bewegen, jetzt ſchon Geld für Dinge herbeizuſchaffen, an deren Genuſſe man ſich erſt nach drei oder vier Monaten erfreuen ſollte. Sie hatte dabei nicht etwa mit der Unvernunft eines Kindes, ſondern eher mit der Theilnahmloſigkeit eines Weiſen zu kämpfen,

der durchaus nicht bewogen werden kann, ſich ein für allemal anzugewöhnen, auf die Dinge dieſer Welt ein ſolches Gewicht zu legen, um ſich auf halbe Jahre hinaus damit zu beſchäftigen! Glücklicherweiſe jedoch fehlte es Hannah weder an Zungenfertigkeit, noch an dem guten Willen, ausgedehnten Gebrauch von dieſer ſchätzbaren Gabe zu machen. Und ſo war und blieb ſie denn, während der Pfarrer nicht übel Luſt zu haben ſchien, ſich immer wieder den Raben des Elias anheimzugeben, zum Glück für ſeinen Leichtſinn zwar nicht ſolch ein Bote des Himmels, aber doch die Taube ſeiner Arche.

Hannah breitete ein glattes glänzendes Damaſtgewebe über den Tiſch in der Veranda; ſie ſtellte eine Reihe kleiner Teller mit Erfriſchungen in ſchönſter Ordnung darauf und vor jedes der beiden Couverts einen großen grünen Römer, in dem die Sonnenſtrahlen, welche ſich kaum durch das Rebenlaub brachen, funkelten, als ſei das Glas eitel Smaragd wie der koſtbare Sacrocatino. Und etwas von heiligen Schalen hatten ſie ja auch, dieſe funkelnden Becher; denn das ſchönſte und reinſte Gefühl, die wärmſte Bruderliebe ſollte ſich daraus mit übergehenden Augen den Willkomm zutrinken.

Nun noch eine Flaſche von unſerm köſtlichen reinen Walportsheimer ... und dann die Kryſtallvaſe, die ich von meiner ehrenwerthen Schuljugend zum Geſchenk für den Communionsunterricht bekommen habe, müſſen Sie mir mit Blumen füllen, Hannah — die Vaſe muß noch in die Mitte ...

Iſt ſchon gefüllt, Herr Paſtor!

Nun deſto beſſer. Sie denken an alles, Hannah! antwortete Guſtav Wald, die Hände reibend. Aber was haben Sie denn?

Was ſoll ich denn haben, Herr Paſtor!

Sie ſehen ja anders aus als ſonſt, Hannah!

Ich anders? — wie ſo?

Guſtav Wald ſah mit ſeinen großen blauen Augen in die ſchwarzen, ſchmalgeſchlitzten der Rheinländerin. Wer dieſe charakteriſtiſchen vier Augen ſich ſo verwundert und fragend hätte anblicken ſehen, der hätte ſeine Freude gehabt an dieſen klaren und aufrichtigen vier Seelenlichtern. Aber im Grunde ihres Herzens war Hannah in dieſem Augenblicke eigentlich gar nicht aufrichtig. Sie wußte ſehr gut, daß ſie „anders ausſah", wie der Pfarrer es ausdrückte. Sie hatte ihr blauſchwarzes Haar neu geſtrählt, wenn auch nicht wie die böſe Rheinnixe mit goldenem Kamm, doch viel ſorglicher, als die alte Lorelei es je gethan, denn Hannah hatte den unſchätzbaren Vortheil vor der berufenen Lore voraus, daß ſie es vor einem blanken Spiegel oben in ihrer Kammer hatte thun können, wo es jedenfalls weit beſſer von ſtatten gegangen, als es in dem argen Windzug oben auf einer Felſenſpitze möglich iſt. Sodann hatte ſie ein neues Mützchen mit Bandſchleifen von beſcheidenem Seegrün aufgeſetzt und ein Halstuch von hellgelber Seide umgeknüpft ... deshalb ſah ſie anders aus. Aber ſie hütete ſich wohl, dem Herrn Pfarrer, der ſo etwas in ſeiner Unſchuld gar nicht einmal merkte, auf die Fährte zu helfen, um ſich obendrein von ihm necken zu laſſen. Und damit er nicht am Ende ſelbſt noch die große Entdeckung mache, wie ſie ſich dem Bruder zu Ehren geputzt, ging ſie raſch, um die gefüllte Blumenvaſe zu holen.

Zweites Kapitel.

Der Legationssecretär.

Der Dampfer, welcher den erwarteten Bruder des Pfarrers trug, arbeitete ſich unterdeſſen rüſtig ſtromaufwärts. Der Kiel durchwühlte die Wellen, die Schaufelräder warfen brauſend und rauſchend Berge von Schaum neben und hinter ſich auf, daß die weißen Flocken bis über das Verdeck flogen — und die Maſchine ſtieß und polterte unten im Raum, als habe ſie am heutigen Abend in Mainz noch die allerwichtigſten Geſchäfte abzumachen oder müſſe für jede verſäumte Minute Strafe bezahlen wie ein verſpäteter Poſtillon. Engelbert Wald ſtand auf dem Verdeck. Es war nicht ſeine Art, ſchnell Bekanntſchaften anzuknüpfen; eine Unterhaltung, welche ihn hätte feſſeln können, hatte er nicht gefunden; ſo fürchterliche Haſt und Eile, an den ſchönſten Strecken der Rheinufer vorüberzukommen, wie das keuchende Ungeheuer unter ſeinen Füßen, hatte er auch nicht; deshalb beſchloß er, als man ſich der alten Marxburg gegenüber befand, und die Landſchaft in der Nachmittagsſonne am ſchönſten prangte, das Schiff zu verlaſſen. Von Braubach her kam ein Boot mit

dem blauen Wimpel ans Schiff, um einen Paſſagier zu bringen. Engelbert erkaufte ſich durch ein kleines Trinkgeld von einem Matroſen das Verſprechen, ſeinen Koffer beim Dorfe, wo Guſtav Wald Pfarrer war, ans Land ſenden zu wollen. Dann eilte er die Schifftreppe in den ſchwankenden Kahn hinab. Ueber das Bordgeländer blickten ihm zwei Miſſes mit langen blonden Locken und wehenden Schleiern durch ihre Lorgnons nach, wie er, trotz der Aufforderungen der Ruderer, ſich zu ſetzen, keck aufrecht in dem heftig geſchaukelten Kahne daſtand. Und die feine ſchlanke Geſtalt, mit der ariſtokratiſchen Haltung, mit dem lockigen kaſtanienbraunen Haar unter dem grünen Reiſemützchen und den jugendlich ſchönen Zügen, war des Anſchauens wol werth; obwol ſie keineswegs in Murray's claſſiſchem Werk for travellers verzeichnet ſtand, dieſe Geſtalt, und es alſo für die blonden Albionstöchter auch gar keine Gewiſſenspflicht war, ihr ſo lange nachzublicken. Engelbert Wald glich auffallend ſeinem Bruder; er hatte daſſelbe ovale Geſicht, dieſelbe ſchöngewölbte Stirn und dieſelben großen blauen Augen. Aber doch herrſchte eine große Verſchiedenheit zwiſchen den beiden Brüdern; da ſie eigentlich beide Büchermenſchen waren, ſo hätte man dieſen Unterſchied ausdrücken können, indem man Guſtav einen ſchönen Bibliothek-Quartanten, Engelbert aber eine elegante Octavausgabe genannt hätte, wie ſie, wenn ihr Inhalt anders geiſtreich und modern iſt, für jeden Büchertiſch in einem Damenſalon paßt. Ob der Inhalt dies war — geiſtreich und modern — nun, das werden wir ſpäter erkennen.

Da wo Engelbert das Schiff verließ, macht der Rhein einen weiten Bogen; eine große Berghöhe hat ſich mit breitem Rücken derartig vorgeſchoben, daß der Strom zu einem ſtundenlangen Umwege gezwungen iſt. Engelbert kannte von frühern Beſuchen bei ſeinem Bruder her den Fußpfad, der den Berg hinan und

oben über das Plateau führte und endlich ſich ſteil durch Weingärten in das Pfarrdorf Guſtav's wieder hinabſenkte. Dieſen Pfad wollte er einſchlagen und konnte auf demſelben ebenſo raſch an ſeinem Ziele anlangen als der Dampfer auf ſeinem Umwege. Engelbert hatte unterdeß den Vortheil, auf ſeinen zwei Füßen ſein eigener Herr zu ſein und oben auf der Bergebene, über die ſein Pfad führte, nach Herzensluſt ſich der Ausſichten zu erfreuen, welche dort ſich weithin öffneten.

Engelbert Wald war in heiter aufgeregter Stimmung. Die Zukunft lag vor ihm wie die ſonnenbeſchienene Landſchaft: ein mächtiger, großer, ſtolzer Strom, der zwiſchen hohen Bergen durch die eigene Kraft ſich ſeine Bahnen bricht; über dem duftigen Blau der fernen Höhen weiße phantaſtiſche Wolkengebilde, wie leuchtende Spiegelungen eines geſtaltenreichen Lebens, die über der blauen Höhenwelt des Herzens und des Gefühls ſtehen. Engelbert war von Natur ein Ariſtokrat. Das Glück hatte ihm nicht erlaubt, wie ein Ariſtokrat in der Wirklichkeit von Vorrechten zu leben; deſto mehr nutzte er die Vorrechte aus, welche ihm die Jugend gab. Er war nicht verwöhnt worden vom Leben, und doch war ein ſchlummerndes Gefühl in ihm, als ob ihn etwas hohen Dingen entgegentrage — das Glück, oder das Schickſal, oder die Vorſehung, oder was es ſein mochte. Mit der größten und aufrichtigſten Beſcheidenheit vermiſchten ſich in ihm dieſe Aſpirationen nach dem Höchſten. Sie lagen in ſeiner Natur. Es war der Aether einer reinen Gedankenwelt, der ihn umgab. Die Wellen dieſes Elements hoben ihn und ſein Bewußtſein ſo hoch, wie ſie ſelbſt ſtiegen. Er fühlte ſich ebenbürtig allem Hohen, wie er ſich mit allem Hohen in denſelben Lüften ſchwimmen fühlte. Die Folge dieſer Charakteranlage war ein gewiſſer Uebermuth und eine fataliſtiſche Sorgloſigkeit, die jeder-

mann Leichtſinn nennen durfte, dem die Quellen dieſer Lebenszuverſicht unbekannt waren.

Bisjetzt hatte das Schickſal übrigens die Verheißungen, welche Engelbert in ſich zu tragen glaubte, in der That ziemlich gefällig erfüllt. Die Höhe, bis zu welcher es ihn emporgetragen, war die achtbare Stellung eines wohlbeſoldeten Legationsſecretärs. Nachdem er ſeine Studien als Juriſt vollendet und ſeine vom Bruder auf ihn übergegangene klerikale Würde abgelegt hatte, war es einem Freunde ſeines verſtorbenen Vaters gelungen, ihm eine mit Diäten verknüpfte Beſchäftigung im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten zu verſchaffen. Dort hatte das Wohlwollen ſeiner Geheimräthe ihn in Anbetracht ſeiner Brauchbarkeit weiter befördert, und jetzt, ſiebenundzwanzig Jahre alt, begab er ſich mit einer Anſtellung als Legationsſecretär und 1200 Thalern Gehalt in eine ſüddeutſche Reſidenzſtadt zur dortigen Geſandtſchaft ſeines Hofes. Das war immerhin ein guter Anfang auf der Lebensbahn. Von den Verhältniſſen, welche ihn erwarteten, machte Engelbert ſich die angenehmſten Bilder. Es gibt ja auch keine behaglichere Stellung in der Welt als die eines Diplomaten, welchem ſich alle Thüren öffnen, und zugleich keine anregendern Kreiſe als die von Diplomaten; ſie ſehen alles, ſie kennen alles, ſie ſind in alles eingeweiht.

Zu den liebenswürdigen Eigenſchaften der Diplomaten gehört noch, daß ſie gemeiniglich über viel Zeit, oft ſogar ſehr viel Zeit zu verfügen haben. Auch Engelbert war in dieſer behaglichen Lage. Er hatte bis zu dem Tage, an welchem er bei dem ihn erwartenden bevollmächtigten Miniſter eintreffen mußte, drei Wochen Zeit, die er, wenn es ihm ſo lange in dem kleinen Pfarrhauſe ſeines Bruders gefiel, dort in derſelben Ungeſtörtheit verträumen durfte, wie er jetzt eben ruhig wandelnd über die Bergfläche daherträumte.

Er hatte die größte Strecke ſeines Wegs bereits hinter ſich; der Pfad zog ſich jetzt an dem Rain des Plateau entlang, ſodaß unſer Wanderer rechts tief unter ſich den Strom erblickte und faſt ſenkrecht auf das Dampfboot niederſah, welches er verlaſſen hatte und das mit dem dichten Rauch über der ſchlanken Eſſe von fern einen eigenthümlichen Anblick bildete. Die Luft war ſo ſtill, daß der Rauch ſich lange qualmend um die Höhe der Eſſe erhielt; dadurch ſah das Ganze aus wie ein gewaltiger ſchwarzer Baumſtamm mit dichtem, blauem und weißwolligem Wipfel darüber, und unten mit dem Schiffsrumpf als einer rieſenhaften Wurzel, die über das Waſſer daherſchwamm. Es war, als ob die Civiliſation bis in die Urwälder gedrungen und als ob dort einer jener Vorweltgiganten des Forſtes, von der Unruhe gepackt, welche jetzt alle Welt aus den alten Wurzeln losreißt, ſich aus dem tauſendjährigen Boden gehoben habe, um ſich auch einmal die Welt anzuſehen. Engelbert mußte lächeln bei dieſem Gedanken, den das haſtig fortgleitende Geſchöpf da unten in ihm hervorrief. Lauf' und keuch', alter Stromer! ſagte er; du wirſt auf deiner Culturreiſe wenig Neues lernen, denn das Weſentlichſte in dieſen Weltgegenden, das Haupt in blauen Dunſt zu hüllen, verſtehſt du ſchon!

Vor unſerm Wanderer, ſo gerade ihm gegenüber, als ob es ſein Ziel ſein müſſe, erhoben ſich die maleriſchen Burgruinen, welche die Felſenſtirn über dem Dörflein ſeines Bruders krönten. Sie ſtanden klar und ſcharfgezeichnet vor ihm, denn die Sonne warf ihr hellſtes Licht darauf und ſchien mit ſchräg einfallenden Strahlen durch alle Spalten, welche die Zeit hineingeriſſen. Hätte Engelbert volle Seelenruhe und Muße gehabt, ſo hätte er ſich auf den nächſten Erdaufwurf geſetzt, um die Umriſſe und die mit klaren Schlagſchatten abgeſetzten Theile des alten grauen Bauwerks in ſein Taſchenbuch zu ſkizziren; dieſe Umriſſe und

Schatten und Lichtpartien, dieſe großen Bogen- und Fenſteröffnungen, durch die der blaue Himmel ſtrahlte und über denen wucherndes Geſtrüpp ſich in der Zugluft, die da oben ſtrömte, hin- und herſchaukelte — alles das hatte für ein künſtleriſches Gemüth, wenn es auch nur wie Engelbert bis zu Albumſkizzen ſich verſtieg, etwas überaus Verlockendes. Aber unmittelbar vor der ſteilen Bergwand, die beinahe ſenkrecht ſich zu den Grundmauern der Burg hinaufzog, ſah ein blinkendes Etwas wie aus dem Boden hervor, das Engelbert nicht mehr raſten ließ; es war das Wachſamkeitsſymbol auf der kleinen Kirche Guſtav Wald's, deren Thurmſpitze in der Ferne gerade ſo aus der unſichtbaren Thalſchlucht über den Rand der Hochebene aufblickte, als ſei ſie dort etwa einen Fuß hoch aus dem Boden hervorgewachſen. Der gelbe, im Sonnenlicht blinkende Hahn hatte ſicherlich ſeit ſehr langer Zeit ſeine Pflicht und Schuldigkeit, zur Wachſamkeit zu mahnen und vor dem Träumen zu warnen, nicht beſſer gethan als viele andere Kirchthurmhähne auch; heute aber übte er ſie einmal aufs gewiſſenhafteſte; er mahnte Engelbert an ſeinen Bruder nämlich, der ungeduldig ſeiner harrte. Und deshalb ließ unſer Wanderer die Burg Burg ſein und ſchritt fürder. Traurig, ſagte er ſich dabei, ſeine Blicke auf die maleriſchen Reſte der Vorzeit heftend, traurig, daß das neidiſche Geſchlecht, welches in dieſen ſtolzen Thürmen wohnte, als es zur Ruhe beſtattet wurde, ganz ſtill alle die hübſchen alten Einrichtungen mit ins Grab genommen hat, alles, was ihm das Leben ſo ſchön machte! Gott habe ſie ſelig, die alten Degenknäufe und ſteifleinenen Burgfrauen mit den geſtärkten Halskrauſen, ſo groß, als wären es ſpaniſche Kragen. Aber ihre luſtige Ruchloſigkeit, ihren Lebenshumor, mit dem ſie die Pfefferkrämer plünderten, um dem lieben Gott Stiftungen zu machen, ihren Sinn für die Höhen, von wo ſie tief herab auf die Neſter ſchauten, die da

unten von Dünghaufen, Gerberqualm und Gemeinheit dampfen, den hätten ſie uns laſſen ſollen. Und dann ihre Abenteuer! Wir haben ihnen die Burgen gebrochen und mit Sturmhaken eingeriſſen. Aber wahrhaftig, das alte Volk hat ſich ſchön gerächt! — Ihr wollt uns nicht länger dulden? Ihr wollt Frieden und Ordnung im Lande haben? Nun wohl, wir gehen gelaſſen zur Ruhe — wir vermachen euch den Frieden, die Ordnung und — die Langeweile. Seht zu, wie's euch damit geht! Das iſt ihr Segensſpruch geweſen. Und wie hat er ſich erfüllt! Man kann, wie ich heute, hier die einſamſten und verlaſſenſten Fußpfade einſchlagen und trifft auch nicht das kleinſte Abenteuer, nicht einmal mehr eine Hummel, einen Stein oder eine Pflanze an, die anders wäre, als man erwarten konnte!

Unſer Wanderer war in ſeinem Selbſtgeſpräch gerade ſo weit gekommen, als er eine verwitterte kleine Klauſe, eine Art Kapelle, die hier an ſeinem Pfade ſtand, erreicht hatte. Er warf gleichgültig einen Blick darauf; das alte verkrümelnde Bauwerk war vorn offen, nur ein eiſernes Gitter verſchloß es; im Innern ſtand ein ſteinerner Altar ohne weitern Schmuck; der Kalkbewurf hatte ſich von den Bruchſteinen getrennt und lag in Stücken auf dem Boden; nur über der Niſche, in welcher früher ein Heiligenbild auf dem Altare geſtanden zu haben ſchien, las man noch die Worte: Sancta Margaretha, bitt' für uns! Auch die heilige Margaretha hat ſich auf- und davongemacht, ſagte Engelbert; les dieux s'en vont! Als ich das letzte mal hier war, ſtand ſie noch da in ihrem hölzernen Faltenkleide mit den breiten Goldſäumen umher — aber wahrhaftig ...

Da iſt ſie ja! hätte Engelbert hinzugeſetzt, wenn ihm das Wort nicht aus Ueberraſchung auf der Zunge geſtockt hätte.

Der Anblick, der ſich ihm darbot, als er ein paar Schritte weiter gemacht hatte, war in der That auch überraſchend genug.

An der andern Seite der kleinen Klauſe, in dem Schatten, welchen das Mauerwerk warf, ſtand eine junge Dame, ſchlank von Wuchs, mit einem reizenden Geſicht ... das heißt, ſoviel Engelbert davon ſehen konnte, denn ſie hielt es von ihm abgewendet — ſie ſtand nämlich auf einem Fuße, während ſie ſich vorn überbeugte und mit den ſchmalen weißen Fingern der rechten Hand die Knöchel des andern Fußes gefaßt hielt. Die linke Hand, in der ſie den abgeſtreiften däniſchen Handſchuh der rechten trug, ſtützte ſie gegen die Mauer der Klauſe.

Engelbert zog im erſten Augenblick nur grüßend ſeine Reiſemütze, weil er in einer Art verlegener Betroffenheit die Fremde nicht anzureden wagte. Das junge Mädchen ſah nicht auf und erwiderte auch ſeinen Gruß nicht. Er ſchritt fürder.

Es iſt ein auffallender Zug im Menſchen, der ihn antreibt, augenblicklich nach einer Erklärung zu ſuchen, ſobald er etwas wahrnimmt, was ihn befremdet. Und ginge ihn das Ding auch nicht im allerentfernteſten an — er kann nicht von der Stelle, ohne ſich Rechenſchaft von dem Grunde Deſſen, was er ſieht, gegeben zu haben. Es iſt ein nie ſchlummernder Inſtinct in ihm ... vielleicht eine Gewähr, daß er urſprünglich ein verlorener Sohn der Allwiſſenheit iſt! Selbſt vor dem Unerklärlichen verliert dieſer Trieb des Ergründenwollens nicht ſeine Schärfe. Lieber, als ein Räthſelhaftes unenträthſelt zu laſſen, beſchwört der Menſch ſich die Geiſterwelt als die letzte Erklärung des Unerklärlichen.

Aus der Geiſterwelt ſtammte die Erſcheinung nun freilich nicht, welcher Engelbert ſo plötzlich begegnet war. Dazu ſah ſie viel zu roſig und blühend aus. Sonſt aber wa ſie unerklärlich genug. Im erſten Augenblick dachte unſer Wanderer, es müſſe eine Geſellſchaft, die auf einem Landausfluge begriffen und zu der ſie gehöre, in der Nähe ſein. Er kannte ſehr wohl die

mancherlei kleinen Hemmniſſe und Zufälle, wie drückende Schuhe, aufgelöſte Schnüre an den Stiefelchen u. ſ. w., welche elegante junge Damen hinter ihrer Geſellſchaft zurückhalten, wenn ſie in äußerſt zweckmäßiger Salontoilette einen Spaziergang über Land machen.

Aber Engelbert mußte dieſe Erklärung ſogleich wieder fahren laſſen, weil er rings um ſich, auf der weithin überſehbaren Hochebene ebenſo wenig als auf den unweit der Klauſe ſich ins Thal und nach dem Dorfe hinabwerfenden Fußſteigen, eine Geſellſchaft wahrnahm.

Zugleich hörte er die Fremde hinter ſich einen tiefen und ſchmerzlich lautenden Seufzer ausſtoßen.

Betroffen blieb er ſtehen.

Sie iſt am Ende in einer übeln Lage, verirrt oder müde, dachte er und wandte den Blick rückwärts auf die junge Dame.

Sie hatte das Geſicht erhoben und ihm nachgeſehen.

Als Engelbert's Auge dem ihrigen begegnete, erröthete ſie tief, aber ſie ſenkte es nicht wieder. Der junge Mann ging zurück.

Fräulein, ſagte er mit entblößtem Haupte, es iſt möglich, daß Sie einer Hülfe, eines Führers oder eines Raths bedürfen — verzeihen Sie mir die Frage, aber wenn Sie verirrt ſind ...

O nein, nein! antwortete die Fremde, ich bin nicht verirrt — und dabei färbte ſich ihre Wange noch dunkler — aber ich habe ...

Ihre Stirn zog ſich in dieſem Augenblicke zwiſchen den Brauen in leichte Falten und ſie bückte ſich raſch, wie um wieder nach dem Fuße zu faſſen, den ſie, als Engelbert herangetreten war, niedergeſetzt hatte. Aber ſie ließ es, und die Hand vor die Augen drückend, ſagte ſie mit ſchmerzlichſtem Tone:

O mein Gott!

Ich bin der Bruder des Pfarrers im Dorfe dort unten! bemerkte Engelbert, wie um einen Ausweis über ſeine Unverdächtigkeit zu geben.

Die Fremde ſah ihn mit ihrem ſchönen Geſichte ... es war in der That ſchön, friſch und roſig ... offen an, dann ſagte ſie:

Ich habe mir ſehr arg den Fuß verſtaucht, und wirklich, ich kann nicht anders, als Sie um eine Gefälligkeit bitten ...

Ich darf Ihnen meinen Arm bieten? fiel Engelbert dienſteifrig ein.

O nein, ich danke Ihnen, antwortete das junge Mädchen abermals erröthend; aber wenn Sie mir aus dem Gaſthofe im nächſten Dorfe eine zuverläſſige Perſon herauffenden wollten, die mich hinabführte ...

Augenblicklich! verſetzte Engelbert, etwas beſchämt über den erhaltenen Korb, und machte ſich ſofort auf den Weg; aber gleich darauf kehrte er zurück.

Sie ſah ihn fragend, offenbar etwas ſcheu und beſorgt an.

Fräulein, ſagte er, es gibt keinen Gaſthof in dem Dorfe da unten!

Es gibt keinen! O das iſt ſehr ſchlimm!

Nur ein paar ärmliche Weinſchenken, wo an ein Unterkommen für Sie, an eine Pflege für Ihren verletzten Fuß nicht zu denken iſt!

Mein Gott, was fange ich dann an? ſagte die Fremde, ſich ängſtlich umſehend und wie für ſich; darauf blickte ſie wieder mit den gekräuſelten Falten zwiſchen den Brauen in Engelbert's Geſicht.

Engelbert verſtand die Frage, die in dieſem Blicke lag; ſie

verletzte ihn ein wenig und machte ihn deſto eifriger, ſeine uneigennützige Dienſtbefliſſenheit zu beweiſen.

Es iſt in der That ſo, ſagte er. In dem Dorfe dort unten iſt kein Unterkommen für Sie ...

O, ich will es auch gar nicht, ein Unterkommen, ich will nur, ſobald meine Schmerzen am Fuße nachgelaſſen haben, an den Rhein hinuntergelangen, um auf das nächſte Dampfboot zu kommen, welches hinauffährt.

Das nächſte Boot kommt erſt morgen in der früheſten Frühe vorüber; es iſt das Nachtſchiff und legt hier nicht bei, um Paſſagiere aufzunehmen.

Die beiden jungen Leute ſahen ſich einen Augenblick ſchweigend an. Engelbert wußte nicht, ob er ſich mit ſeinen Dienſtanerbietungen für abgewieſen halten oder ſie erneuern ſollte.

Könnte ich nicht einen Wagen haben? ſagte ſie endlich.

Der müßte von jenſeit des Rhein aus dem nächſten Städtchen herübergeholt werden — es würde tiefe Nacht, bis er käme! — Sie ſehen, fuhr er fort, als die Fremde plötzlich eine Bewegung machte, welche einen abermaligen Anfall heftigen Schmerzes an ihrem Fuße verrieth, — ich darf Sie nicht ſo allein und hülflos hier laſſen, es bleibt Ihnen nichts übrig, als ſich die Gaſtfreiheit meines Bruders, des Pfarrers, gefallen zu laſſen; zu dem will ich Sie führen — ſeine Haushälterin wird ſich Ihres Fußes annehmen.

Ihr Bruder iſt Pfarrer dort in dem Orte unter uns?

Wie ich Ihnen ſagte! Ich kann Ihnen von hier das Dach ſeines Hauſes zeigen. Dort liegt es. Bis dahin müſſen Sie zu gehen verſuchen.

Es iſt wahr, ſagte ſie zögernd und leiſe — ich muß es verſuchen, ob ich Ihrem Rathe folgen kann.

Engelbert reichte ihr noch einmal den Arm; ſie nahm ihn jetzt an, und die beiden jungen Leute machten ſich langſam auf den Weg, von Zeit zu Zeit ſtehen bleibend, wenn das Auftreten die Schmerzen des jungen Mädchens ſteigerte.

Eine Zeit lang kam die Fremde noch erträglich vorwärts, ſolange man ſich auf ebenem Boden befand. Weit ſchlimmer wurde es, als man bergab zu ſteigen begann. Da wo der Pfad ſich zu ſenken anfing, begannen auch die Weinberge, welche ſowol nach rechts, nach dem Rhein hin, wie gerade vor unſern Wanderern, in das kleine Seitenthal hinab, die Berghänge bedeckten. Die Umfaſſungsmauern der Rebengärten engten rechts und links den ſich hin- und herſchlängelnden Weg ein, und ſo kam es, daß bei jedem Regenſchauer die von oben herunterſtrömenden Waſſer gerade denſelben Pfad einſchlagen mußten, welchen ſich die Menſchen für ihr Wandeln angelegt hatten. Dadurch war dieſer ſo ausgeſpült, ſteinig und von Geröll erfüllt worden, daß eine Ziege Mühe hatte, auf ihm herabzuſteigen, wie viel mehr eine zarte junge Dame mit verſtauchtem Fuß und eleganten dünnen Stiefelchen von grauem Atlas!

Ihren Schmerz verbiß die Fremde mit großer Selbſtbeherrſchung, aber ſie konnte nicht vermeiden, ſich ſehr ſchwer auf Engelbert's Arm zu ſtützen. Dieſer fühlte ſich in einer eigenthümlichen Aufregung; ein ſo ſchönes junges Mädchen an ſeinem Arm zu führen, hätte vielleicht allein hingereicht, ihn dareinzuverſetzen; daß ſie ſeines Schutzes bedurfte und daß ſie unter den räthſelhafteſten Umſtänden, wie ein reizendes Abenteuer, gerade in dem Augenblicke, als er von Abenteuern träumte, ſich zu ihm geſellt — das mußte dazu dienen, jene Aufregung noch um ein Bedeutendes zu ſteigern. Menſchenfreundliche Zuvorkommenheit und Aufopferung für Frauen, wenn ſie jung und hübſch ſind, gehört ohne Frage zu den hervorragendſten Tugenden junger

Männer. In Engelbert hatte ſich dieſe Zuvorkommenheit, die Sorgfalt für das unbeſchützte junge Weſen an ſeinem Arm bald aller Grenzen entledigt, welche der Egoismus ihr hätte ſetzen können.

Ruhen Sie aus, Fräulein, ſagte er, als ſie von ihrem Leiden gezwungen ſtehen blieb, — wir haben Zeit; da unten in der Tiefe ſehen Sie jetzt ſchon das Pfarrhaus ganz deutlich; es iſt das, deſſen weiße Wände durch das Grün der Obſtbäume ſchimmern. Könnten wir geradeaus zuſchreiten, ſo würden wir in zehn Minuten dort ſein. Aber was thut es, wenn wir erſt in einer Stunde dort ſind!

Es wird ſchon gehen, verſetzte ſie und ſchritt weiter, indem ſie mit dem einen Arm ſich auf den Engelbert's ſtützte, mit dem andern auf ihren Sonnenſchirm.

Wenn nur dieſer Weg nicht ſo ſchrecklich ſchlecht wäre — bemerkte Engelbert; wenn er nur wenigſtens nicht ſo ſteil hinabführte — Sie müſſen entſetzlich dabei leiden — aber wie thöricht iſt es von mir, daß ich Sie ſo führe — Sie müſſen anders gehen, Fräulein!

Und wie ſoll ich gehen?

Rückwärts, nur rückwärts — Ihr Fuß hat dann nicht nöthig, ſich bei jedem Niedertreten ſo vollſtändig im Gelenke auszuſtrecken, was Ihre Schmerzen ſehr vermehren muß; wenn Sie rückwärts gehen, haben Sie nur auf die Ferſe des verletzten Fußes zu treten.

Die Fremde ſchien an die Erleichterung, welche Engelbert ſich von ſeinem Einfalle verſprach, nicht recht zu glauben; aber er achtete nicht darauf in ſeiner Lebhaftigkeit und wandte ſich mit ihr, um rückwärts hinunterzuſchreiten.

Sie haben recht, es iſt eine Erleichterung, ſagte das junge Mädchen nach dem erſten Schritte.

Nicht wahr? fiel Engelbert triumphirend ein; aber er hatte das Wort kaum über ſeine Lippen gebracht, als er hinterrücks an eine hervorſtehende Felſenkante ſtieß und mit dem andern Fuß auf fortkollerndes Geröll trat. Er wäre hart niedergeſchlagen, wenn ſie ihn nicht gehalten hätte.

O, ich danke Ihnen, ſagte er erröthend.

Es geht nicht, wenden wir uns wieder, bemerkte das junge Mädchen.

Nein, nein, antwortete Engelbert. Das Rückwärtsgehen iſt Ihnen eine Erleichterung, aber ich, ſetzte er raſch ſich wendend hinzu, ich will dabei vorwärts gehen, damit Sie vor dem Fallen ſicher ſind.

Oder Sie! ſagte die Dame, zum erſten mal einen Anflug von Lächeln zeigend.

Engelbert hatte ſich gewandt; ſie legte ihre Hand auf ſeinen andern Arm. Er ſchritt vorwärts, während ſie, ſich an ihm aufrecht erhaltend, rückwärts ging.

War Engelbert's Situation bisher durch alle begleitenden Umſtände bereits hinreichend romantiſch geweſen, ſo wurde ſie es jetzt bis zu einem Grade, der an das Gefährliche ſtreifte. Er vorwärts ſchreitend — an ſeinem Arm, rückwärts gehend, das junge Mädchen — dieſe Anordnung hatte zwei unausbleibliche Folgen. Die erſte war, daß die Fremde ſich, um nicht zu fallen, mit ſehr deutlich ausgeſprochener Hingabe auf ſeinen Arm ſtützen, ſich mitunter, wenn das Geröll unter ihren Füßen wich, beinahe von ihm tragen laſſen mußte. Die zweite noch eigenthümlichere Folge war, daß die Geſichter der beiden jungen Leute ſich in allernächſter Nähe begegneten, daß Engelbert den Hauch ihres Mundes fühlte, und daß das junge Mädchen nicht die Augen aufſchlagen konnte, ohne, der magnetiſchen Anziehungskraft der

Blicke ihres Begleiters nur ein wenig nachgebend und nach links ſehend, in die ſeinen, die immer leuchtender wurden, zu ſchauen. Sie fühlte gewiß augenblicklich das Seltſame dieſes Nebeneinanderwandelns, aber ſie hatte den guten Takt, nicht durch eine raſche Wendung einzugeſtehen, daß ſie es fühlte; ſo ſchritt ſie mit niedergeſchlagenen Augen eine kleine Strecke weiter — lange genug, daß er ihr ſeidenweiches Haar, den makelloſen Sammt ihrer zarten von blauen Adern fein durchſchlängelten Haut bewundern konnte. Engelbert ſagte ſich, daß er in ſeinem Leben kein lieblicheres, reizenderes, in jeder Bewegung anmuthigeres Geſchöpf geſehen habe. Er war vollſtändig in ſie verliebt, bevor ſie noch zwanzig Schritte gemacht hatten.

Sie blieb ſtehen und entzog ſich ſeinem Arme, um ſich eine Weile an der nächſten Mauer mit der Hand zu ſtützen.

Laſſen Sie uns jetzt wieder gehen wie vorher, ſagte ſie dann.

Iſt das Rückwärtsgehen Ihnen keine Erleichterung mehr?

Nein!

Es iſt ſchade, bemerkte Engelbert, und da ſie nicht fragte: weshalb? fügte er hinzu: Wir waren eine ſo hübſche Allegorie, der leibhafte rückwärts gewendete Fortſchritt, und wie bei dem ging es auch mit uns bergab!

Sind Sie ein Demokrat? fragte das junge Mädchen, ohne ihn anzublicken, und mehr wie um etwas zu ſagen, als aus Intereſſe daran, ob ihr Begleiter ein Demokrat oder irgendetwas anderes in der Welt ſei.

Nichts weniger als das, verſetzte Engelbert lachend — der conſervativſte Menſch von der Welt — ein ehemaliger Kanonikus und gegenwärtig ein Diplomat.

Und doch kein Talleyrand! ſagte ſie etwas ſpöttiſch.

Weil mir eine dritte Aehnlichkeit, das Hinken fehlt? Das ſollten Sie mir nicht vorwerfen, mein Fräulein, denn es kommt Ihnen am meiſten zu ſtatten!

Weil Sie ſeinen Grundſatz nicht befolgen: Man muß der erſten Regung mistrauen.

Weshalb ſollte ich das? Der alte Sünder ſetzt ja ſelbſt hinzu: Denn ſie iſt faſt immer gut.

Das wird ſich erſt zeigen, wenn wir ankommen — ob Ihre erſte Regung, mich in ſein Haus zu führen, Ihrem Bruder gut ſcheint! Was wird er dazu ſagen? Mein Uebel wird immer ſchmerzlicher und ſchlimmer . . . wenn ich einmal da bin, kann ein Tag verfließen, bevor es mir möglich iſt, wieder zu gehen!

Mein Gott! könnte ich doch etwas zu Ihrer Erleichterung thun, antwortete Engelbert lebhaft, und in ſeiner Theilnahme alle ihre andern Worte überhörend.

Iſt denn wirklich kein Gaſthof in dem Orte? fragte ſie ängſtlich, nach dem kleinen Dorfe unter ihnen ausſchauend.

Ich habe es Ihnen geſagt, Fräulein — und was meinen Bruder angeht — wollen Sie ihn durch Ihr Mistrauen beleidigen, noch bevor Sie ihn kennen?

Nun, ſo kommen Sie, antwortete die Fremde mit einem Tone ſchmerzlicher Ergebung.

Sie nahm Engelbert's Arm wieder. Von nun an wich die kleine Falte nicht mehr zwiſchen ihren dunkeln gewölbten Brauen. War es der körperliche Schmerz, der ſie nicht mehr verließ, oder war es das Gefühl einer peinlichen Situation, was die klare Stirn des jungen Mädchens ſo verdüſterte?

Engelbert wagte natürlich nicht, danach zu fragen. Er war überhaupt beklommener geworden, je weiter ſie gekommen.

Sein Herz ſchlug lebhaft, als ſie die erſten Häuſer des kleinen Orts endlich glücklich erreichten. Es war nicht, weil er an den Empfang dachte, den er bei ſeinem Bruder mit der Fremden finden werde; er dachte nicht an ſeinen Bruder, noch an irgendetwas anderes in der Welt; ſeine Seele war erfüllt von dem anmuthigen, hülfloſen, leidenden jungen Mädchen an ſeinem Arme!

Drittes Kapitel.

Was Guſtav Wald ſagte und was Hannah dachte.

Der Pfarrer hatte, als das Dampfſchiff gekommen und angehalten, ſich umſonſt gefreut. Aber ein Schürge hatte vom Landungsplatz am Ufer wenigſtens den Koffer und die Hutſchachtel Engelbert's gebracht, mit der Nachricht, der Herr werde zu Fuß nachfolgen. Guſtav Wald war ein abgeſagter Feind vom Warten. Deshalb ging er unruhig im Hauſe umher. Es war beinahe Abend geworden und Engelbert noch immer nicht da. Hannah ſchob und rumorte oben in dem Quartier, welches für Engelbert hergerichtet war; es war ein freundliches Giebelzimmer, nebſt einem Schlafzimmerchen, ſo groß wie ein Alkoven. Der Pfarrer ging hinauf, ob denn noch nicht alles in Ordnung ſei.

Wo der leichtſinnige Menſch nur bleibt! rief er aus, während Hannah ihren unbefriedigten Thätigkeitsdurſt, den das Warten geſchärft hatte, zu ſtillen ſuchte und ſich abmühte, eine eingelegte altfränkiſche Kommode vor ſich herzuſchieben, um ſie an eine andere Wand zu rücken.

Um Gottes willen, laſſen Sie doch die Kommode, wo ſie ſtand, Hannah! ſagte der Pfarrer; ſie ſtand ja dort vortrefflich!

Hannah war anderer Meinung.

Sie verengte dort das ganze Zimmer, ſagte ſie, und ſchob weiter, daß die klaren Schweißtropfen ihr auf die Stirn traten.

Guſtav Wald ſchüttelte den Kopf.

Aber, fuhr er fort, warum ziehen Sie denn nicht wenigſtens erſt die drei Schubladen aus dem ſchweren Kaſten, um ſich's leicht zu machen? Und Platen's Vers recitirend:

... Doch dem Himmel ſei's geklagt,
Daß dem weiblichen Geſchlechte die Vernunft er hat verſagt —

machte er ſich augenblicklich ſelbſt ans Werk und zog eine Lade nach der andern heraus. Ueber dem Lärm, der durch dieſe Arbeit im Giebelzimmer entſtand, hatte weder Guſtav Wald noch Hannah vernommen, daß das Gartenthor ſich geöffnet hatte, und daß zwei Perſonen langſam ſchreitend über den kieſigen Pfad bis in die Veranda gekommen waren.

Hannah, rief der Pfarrer plötzlich, ich höre Stimmen unten!

Richtig! ſagte ſie aufhorchend, da iſt er, es iſt Ihres Bruders Stimme!

Guſtav eilte hinaus und die Treppe hinab; Hannah folgte ihm etwas langſamer und mit beiden Händen ihren Scheitel glättend.

Draußen unter der Veranda angekommen, erhob Guſtav ſeine Arme, um ſeinen Bruder zu umſchließen; aber betroffen ließ er ſie ſinken, als er ſich plötzlich vor einer eleganten jungen Dame befand, die ſich auf einen der Gartenſtühle niedergelaſſen

hatte. Dieſe völlig unerwartete Erſcheinung verſetzte ihn in ein ſolches Erſtaunen, daß er mit ſeinen großen blauen Augen die Fremde anſchaute, ohne ſie zu grüßen; als er nach einer Pauſe dies raſch nachholte und mit einem verlegenen Ah und einer tiefen Verbeugung ſein ſchwarzes Käppchen abzog, hatte es etwas ſo Komiſches, daß Engelbert in ein lautes Lachen ausgebrochen ſein würde, wären nicht eben alle ſeine Gedanken von etwas anderm in Anſpruch genommen geweſen. Dieſes war das Beſtreben, ſeiner Schutzbefohlenen jede Verlegenheit bei dieſer Begegnung zu erſparen. Er konnte es nicht, wenn er ſie feierlich vorſtellte; er konnte ſie nicht vorſtellen, er wußte ja ſelbſt nicht das Mindeſte von ihr; es blieb ihm nichts übrig, als raſch über alles andere hinwegzugehen und ſich darauf zu beſchränken, ſogleich Hülfeleiſtungen für die Leidende zu verlangen.

Lieber Bruder, ſagte er deshalb, aber mit flammendrothem Geſichte — das Fräulein bedarf augenblicklicher Hülfe — ah, Hannah, guten Abend, Hannah, o, ſeien Sie ſo gut, das Fräulein hat ſich den Fuß verſtaucht — es iſt nöthig, daß augenblicklich etwas geſchieht, kalte Aufſchläge, oder was ſonſt Linderung geben kann.

Ich bedarf am meiſten der Ruhe, verſetzte die Fremde, und wenn Sie mir nur die vergönnten ... weiter möchte ich Ihnen keine Laſt machen!

Guſtav Wald war augenblicklich die Zuvorkommenheit ſelbſt; Hannah mußte die Fremde führen und ins Haus bringen, damit ſie ſich auf dem Sofa in des Pfarrers Wohnſtube ausruhe; dann war er im nächſten Augenblicke zum Thor hinaus, um in eigener Perſon das Orakel des Dorfes herbeizuholen, eine alte Frau, welche ſich auf die Behandlung von verſtauchten und ausgerenkten Gliedern beſſer als die gelehrteſten Doctoren verſtand, wie ſo manche jener naturaliſtiſchen Heilkünſtler und Heilkünſt-

lerinnen, die es auf dem Lande gibt, und von deren Anlage man nicht weiß, iſt es erlernt oder eine magnetiſche Gabe oder Inſtinct. Dann kam er zurück, das Dorfgenie hinter ſich, und erſt als er ſie zur Fremden geführt und nachdem er Hannah mit Tüchern und Schalen friſchen Waſſers laufen ſehen, kam er zurück zu Engelbert, umhalſte ihn, rieb die Hände, ſchenkte die Gläſer voll und rief:

Ergo bibamus! Menſchenkind, wie haſt du auf dich warten laſſen! Wer iſt dieſe Perſon?

Ich weiß nichts davon. Da oben bei der Klauſe ſtand ſie und konnte nicht weiter, weil ſie ſich den Fuß verſtaucht hatte. Sie war ganz allein, weit und breit kein Menſch in der Nähe! Hätte ich ihr nicht den Arm gegeben und ſie heruntergeführt, ſie hätte am Ende die Nacht da oben zubringen müſſen mit ihrem kranken Fuße!

Woher kommt ſie denn?

Das weiß ich ebenſo wenig!

Wohin will ſie denn?

Ich weiß nicht!

Wie heißt ſie denn?

Ich ſage dir, ich weiß keine Silbe von ihr!

Ach, das iſt ja eine merkwürdige Geſchichte! ſagte Guſtav Wald und ſah, das ergriffene Glas auf halbem Wege zwiſchen Tiſch und Mund haltend, verwundert ſeinen Bruder an.

Ich habe ſie auch nach alledem nicht gefragt, fuhr Engelbert fort.

Ja ſo — nun, dann wird ſie es der Hannah ſagen. — Alſo — willkommen, mein Junge! nun ſtoß' an und trink'! Gott ſei gedankt, daß du wohlbehalten da biſt! — Er iſt gut, der Walportsheimer, nicht?

Mir iſt ohnehin heiß genug, ſagte Engelbert, ſeine Mütze abwerfend und ſeinen Rockkragen zurückſchlagend.

Engelbert mußte aber doch trinken und dann mußte er erzählen, wie es ihm ergangen, wie er gereiſt ſei, wie lange er bei dem Bruder bleiben könne; und dann mußte er Guſtav's Erlebniſſe anhören, mußte jedes kleine Ereigniß des Landpfarrerlebens, und was immer die Einförmigkeit deſſelben mit Freude oder Leid unterbrochen, der Reihe nach ſich mittheilen laſſen. Der Pfarrer erzählte das alles mit dem heiterſten Humor. Daß Engelbert ihm nur mit getheilter Aufmerkſamkeit zuhörte, entging ihm in ſeiner Freude, endlich den Bruder bei ſich zu haben.

Wie wohnſt du doch ſchön, glücklicher Menſch! ſagte Engelbert endlich, als Guſtav zu plaudern aufhörte.

Du nennſt mich glücklich! verſetzte Guſtav — du, vor dem die Welt offen liegt, während ich hier feſtſitze, im Winter eingeſchneit und im Sommer wie ein gefangener Indianer, der in der Sonne feſtgebunden iſt, damit ſie ihn röſte; denn ich ſage dir, ſie brennt auf die ſchwarzen Schieferfelſen hier wie die Hölle.

Das iſt für einen Pfarrer ein Glück; deſto leichter hältſt du deine Heerde fromm, wenn du ihr handgreiflich zeigen kannſt, wie die Hölle brennt!

Ich halte ſie fromm auch ohne Hölle, ſagte Guſtav.

Du haſt alles, was ein weiſer Menſch vom Leben verlangen kann, fuhr Engelbert fort. Sorgenloſigkeit, ein reizendes kleines Haus, Ruhe und Stille; und doch wieder Leben und Bewegung, die da unten auf dem Strome an dir vorüberrauſchen und dich nie fühlen laſſen, daß du einſam biſt, weil du jeden Augenblick dich hineinbegeben kannſt. Dazu rings um dich her dieſe Gegend, die ein Paradies iſt ...

Früher ſchien dir die Gegend viel zu düſter, zu eng zu einem Paradieſe — kommt das etwa, weil du ſoeben eine Eva hereingeführt haſt? ſagte neckend der Pfarrer. Am Ende ſoll ich dir jetzt noch einmal meine Pfründe abtreten, alter Kanonikus!

Nein, das ſollſt du nicht, antwortete Engelbert, gerührt ſeinen Bruder anblickend, und wollte fortfahren, als Hannah aus der Hausthür trat.

Nun, wer iſt ſie, Hannah? fragte der Pfarrer.

Wie heißt ſie? fragte Engelbert.

Woher kommt ſie? fragte Guſtav Wald.

Hannah ſah bald den Pfarrer, bald Engelbert an.

Ja, weiß ich das? antwortete die Haushälterin endlich.

Sie wiſſen es nicht, Hannah?

Wenn das Ihr Herr Bruder nicht weiß ...

Er weiß keine Silbe davon, verſetzte Guſtav Wald.

Hannah warf einen ganz eigenthümlichen Blick auf Engelbert. Was ſie bei dieſen Fragen der beiden dachte, verrieth ſie mit keinem Laute, aber deſto deutlicher verrieth ſie auf andere Art, daß dieſer Gedanke ungefähr ſo lautete:

Der Herr Bruder iſt im tiefen Irrthum befangen, wenn er glaubt, die Hannah ließe ſich ſo leicht ein X für ein U machen!

Um dieſen Satz den beiden Brüdern klar machen, äußerte ſie nämlich auch nicht einen Ton der Verwunderung über den auffallenden Umſtand, den Guſtav Wald zu behaupten ſo gutmüthig war; auch nicht ein leiſeſtes Zeichen, daß ſie ihrerſeits neugierig nach dem ſei, was die Brüder ſo eifrig zu wiſſen verlangten; ſie ſagte nur trocken:

Die Fremde hat ſich nicht blos den Fuß verſtaucht, ſondern verrenkt; von dem Gehen darauf iſt es ſehr ſchlimm geworden;

die Mutter Dorothee hat ihn zwar wieder eingerenkt, aber ſie ſagt, er werde ſehr anſchwellen, und wenigſtens acht Tage lang müſſe die Dame ruhig liegen bleiben!

Acht Tage? Dann werden wir ihr Engelbert's Giebelzimmer einräumen und Engelbert in meine Bibliothek einquartieren müſſen!

Wenn Sie meinen, Herr Pfarrer!

Nun freilich, was iſt anders zu thun?

Eine kleine Erörterung über die zu treffenden Veränderungen folgte nun. Engelbert wollte Hannah, die er nicht in der günſtigſten Stimmung erblickte, verſöhnen, indem er ſeinerſeits auf alle Bequemlichkeiten verzichtete und durchaus auf dem Sofa in ſeines Bruders Wohnzimmer zu ſchlafen verlangte. Aber Hannah hörte nicht auf ihn. Er mußte ſich gefallen laſſen, was Hannah über ſein Nachtlager beſchloß.

Hannah ging wieder, um alles in Ordnung zu bringen und die Fremde oben in das Giebelzimmer einzuführen. Die Brüder blieben in der Veranda zurück; ſie ergingen ſich eine Weile in Vermuthungen über das junge Mädchen; aber da ihnen jeder Anhaltspunkt fehlte, ſo mußten ſie alles von den Mittheilungen erwarten, welche die Fremde ſicherlich am andern Tage geben werde. Guſtav drängte ſeinen Bruder, Erfriſchungen zu ſich zu nehmen. Bis tief in die Nacht ſaßen ſie dann noch zuſammen; die Sterne glänzten durch das Gegitter der Laube, von unten her tönte das Rauſchen des Stroms herauf, welches die Stille der Nacht vernehmlich machte; der Mond ſtieg empor und goß ſein mildes Licht auf die Stirnen der zwei ſich gegenüberſitzenden Brüder; was wunder, daß die lange Getrennten die Stunden vorüberfliehen ließen, bis die letzten Gläſer geleert waren und Engelbert's Lider vor Müdigkeit niederſanken.

Der Pfarrer brachte ſeinen Gaſt in die Bibliothek. Dann

kam er allein zurück, um das Windlicht, das noch draußen ſtand, hereinzuholen. Er fand Hannah beſchäftigt, das Eßgeſchirr und das Tiſchtuch abzuräumen.

Nun, Hannah, er ſieht prächtig aus, mein Bruder, nicht wahr? ſagte Guſtav, die Hände reibend.

Hm ... ja ... ich habe nicht danach geſehen!

Er iſt ſtärker geworden! Er war ein dünnes Kerlchen, als er das letzte mal hier war; aber er iſt viel ſtärker geworden.

So?

„Hm!“ „So!“ Warum ſind Sie ſo kurz angebunden, Hannah? Was haben Sie? ſagte Guſtav Wald — Sie haben etwas!

Habe ich wieder etwas? verſetzte die Haushälterin ironiſch, mit gezwungenem Lachen.

Nnn, heraus damit, Hannah — es drückt Ihnen ja doch das Herz ab! — Sind Sie verdrießlich über die Laſt, die Ihnen die Fremde ins Haus bringt?

Ueber die Laſt? Nein, wahrhaftig nicht!

Nun, worüber denn?

Ach, laſſen Sie mich ſtill darüber ſein, Herr Paſtor — was kann es nützen? — Wenn Sie's nicht ſelbſt merken, ſo iſt's meine Sache auch nicht; ich habe noch nie mich in anderer Leute Sachen gemiſcht, das werden Sie mir nicht nachſagen können, Herr Paſtor; und wenn's auch Ihr Unglück werden ſollte, die Geſchichte, und wenn auch das hochwürdige Vicariat ſich hineinmiſchen thäte und mich auffordern wollte, zu reden, ich thäte mir doch lieber die Zunge abbeißen, als daß ich was anderes ſagte, als: hochwürdiges Vicariat, würde ich ſagen, die Sache geht mich ganz und gar nichts an, und was den Herr Paſtor betrifft, ſo iſt er ein ganz tugendhafter Mann, ein kreuzbraver

Mann, in dem auch nicht ein Tropfen böſen Blutes iſt, das iſt er, redlich und fromm vor dem Herrn und ein getreuer Hirt, hochwürdiges Vicariat; aber zu gut iſt er, und wer ihn will, der hat ihn, weil er gar ſo gutmüthig iſt und ein wahres Kind, was die böſe Welt angeht; und zu nächſten Michaelis, wenn's die Zielzeit iſt, es ſind gerade ſieben Jahre, daß ich in der Paſtorat geweſen bin, vier bei dem ſeligen Herrn Paſtor und drei bei dem jetzigen, immer recht und ſchlecht, und fürs Hausweſen habe ich immer geſorgt nach dem beſten Können und Wiſſen, und wenn auch zuweilen das eingemachte ... Hannah fuhr bei dieſer Stelle ihrer Rede mit der Schürze nach den Augen — wenn auch das eingemachte Kraut und das Pökelfleiſch ſchon im März alle war und gar nichts mehr übrig, ſo ... ſo ...

Hannah brach bei dieſen Worten in ein ſo furchtbares Schluchzen aus, daß ſie nicht weiter konnte, ſondern ſich übermannt von ihrem Weh in einen Stuhl warf und einen Strom von Thränen vergoß.

Lieber Himmel, was hat denn die alte Jungfer? fragte ſich der Pfarrer zu Tode erſchrocken.

Um Gottes willen, was ſchwatzten Sie da, Hannah, vom Vicariat, von Michaeli, von Pökelfleiſch ...

In eine Paſtorat! In eine Paſtorat! Wenn's nur nicht in eine Paſtorat geweſen wäre!

Hannah — wollen Sie mir jetzt ſagen oder nicht, was Sie haben?

O, ich habe nichts, gar nichts, Herr Paſtor — aber der Herr Paſtor haben etwas — einen Skandal haben der Herr Paſtor, und den haben Sie in Ihrem eigenen Hauſe, mit Ihrem eigenen Bruder!

Mit meinem Bruder? Ich bin nicht um ein Haar klüger,

als ich's vorhin war, ehe Sie in dieſes unſinnige Flennen ausgebrochen ſind!

Das iſt's ja eben, daß Sie nicht klüger werden — daß Sie alles glauben, was die Menſchen Ihnen weismachen — ja, und das hat der ſaubere Herr Engelbert auch wohl gewußt ...

Hannah! ſagte mit einem ſo ſcharfen Ernſt der Pfarrer, daß die Haushälterin wohl wußte, ſie war an den Grenzen deſſen angekommen, was ſie auf die Langmüthigkeit ihres milden Hausherrn hin wagen durfte — Hannah, ſagte er, kein Wort wider meinen Bruder! Sagen Sie mir, was Sie wollen, oder gehen Sie zu Bett!

Ja, ſagen will ich's Ihnen, denn das iſt meine Pflicht und Schuldigkeit, daß ich's Ihnen ſage, einem ſo guten Herrn, und der keinem Kinde was zu Leide thut. Sehen Sie, Herr Paſtor, daß Ihr Bruder Ihnen ſo etwas weismacht, das iſt unrecht von dem Herrn Engelbert, und daß er Ihnen ſolch eine Perſon ins Haus bringt, ſolch eine Perſon, die mit einem jungen Herrn dahergegangen kommt, ja, über Land läuft ...

Hannah!

Ueber Land läuft, habe ich geſagt; denn warum? hat ſie ſich nicht den Fuß verrenkt, weil ſie gelaufen iſt über Land mit dem jungen Herrn? — O, Herr Paſtor, glauben Sie denn wirklich, der Herr Engelbert weiß nicht, woher ſie kommt, wohin ſie geht, wie ſie heißt, und was ſie hier ſucht?! Die feinſten Kleidungsſtücke hat die Perſon, ein Kleid von ungebleichter Seide und eine emaillirte goldene Uhr am Gürtel, und oben, wie ſie in das Giebelzimmer gekommen iſt, da hat ſie aus einer Taſche im Kleid eine volle Börſe hervorgezogen und nur ſo, als wenn's unnützes Zeug wäre, in die Ecke auf den Tiſch geworfen ... und Gold, lauter Goldſtücke waren darin, ich hab's wohl

ſchimmern ſehen durch die grünſeidenen Maſchen ... und ſolche Damen, Herr Paſtor, die findet man nicht oben mutterſeelenallein auf dem Felde, an der alten Klauſe, und weit und breit iſt kein Menſch, der zu ihr gehört, und kein Gepäck auch nicht bei der Hand — nein, Herr Paſtor, ich will viel glauben — aber dieſes, nein, das glaube ich nicht! Mir iſt da oben niemals in meinem Leben nicht ſo etwas aufgeſtoßen ...

Aber Hannah, was glauben Sie denn? unterbrach ſie Guſtav Wald, ſich übermannt von allem dieſen in einen der beiſeite geſchobenen Gartenſtühle niederſetzend — was glauben Sie denn, wenn Sie nicht glauben, was mein Bruder ſagt?

Hannah zuckte die Achſeln.

Das iſt mein Lebtage nicht eine Glaubensſache, daß ich hiervon etwas ſollte glauben müſſen, von dieſer Perſon da, und das müſſen der Herr Paſtor ſelbſt ausmachen mit Ihrem Bruder, wie's zugegangen iſt, daß er die Perſon ſo mit ſich bringt in ein anſtändiges und unbeſcholtenes Pfarrhaus, wo die böſen Zungen doch ſo laut und giftig ſind in der Welt, und wo ein armes Mädchen wie ich, die nichts hat als ihren guten Ruf und ihre Ehre und Reputation, nun keinen Tag und keine Stunde länger bleiben kann, als es die Zielzeit iſt ...

Hannah, gehen Sie jetzt zu Bett! Sie ſind eine Thörin! Aber ich will mit meinem Bruder reden.

Mit dieſer ernſten Weiſung ſchloß Guſtav Wald den Redeſtrom ſeiner Dienerin.

Dieſe ſchwieg in der That vor dem gebieteriſchen Tone des Pfarrers und verſchwand mit dem klappernden Geräthe im Innern des Hauſes.

Guſtav Wald aber blieb noch lange, ohne ſich zu regen, draußen unter der Veranda.

War es wahr, was Hannah ſagte? Es wäre entſetzlich

geweſen für den armen Landpfarrer, der mit ſo reiner und uneigennütziger Liebe an ſeinem Bruder hing, und der ſich dafür ſo belohnt geſehen hätte, durch eine wahrhaft rohe Rückſichtsloſigkeit! Und leider, leider war es ohne Widerſpruch von der allertraurigſten Wahrſcheinlichkeit, was Hannah zu verſtehen gegeben. Wie ſollte ein ſo elegantes junges Mädchen, dem man auf hundert Schritte weit die feine Salondame anſah, da oben auf die verlaſſene Heide gekommen ſein! Wohin hätte ſie da gewollt, ohne Weg und Steg zu kennen, ohne Begleitung und ohne Führer! Und wozu hätte ſie, wenn es wirklich ſo geweſen, Engelbert alle und jede Auskunft vorenthalten! Gewiß, es war ein Vorwand von Engelbert, der, ſich ſchämend oder nicht geübt genug im Lügen, vorgezogen hatte, ſeinem Bruder einfach zu ſagen, er wiſſe nichts, ſtatt ihm falſche Vorſpiegelungen zu machen! Die Fremde war — nein, eine leichtſinnige Perſon, die Engelbert mit ſich führte, war ſie ſicher nicht — den Gedanken warf Guſtav Wald weit von ſich fort — Engelbert war kein ſittenloſer, verdorbener Menſch geworden in der großen Stadt ... das glauben zu müſſen, hätte dem Bruder eine Wunde in die Seele gedrückt, von welcher ſein kindliches Gemüth nie mehr geneſen wäre — er hätte ſein Leben lang in Sack und Aſche trauern müſſen, und es wäre ihm geweſen, als hätte er ſelbſt nicht mehr die freie und klare Stirn am Altar emporheben, als hätte er nie mehr von der Kanzel herab in den Gemüthern ſeiner Heerde mit tiefer Rührung und prieſterlicher Wärme jenes heilige Feuer des Geiſtes ſchüren und aufflammen laſſen dürfen, welches die Herzen reinigt und die Schlacken verzehrt!

Nein, Guſtav Wald machte ſich eine andere Erklärung, um ſich die Beziehungen zwiſchen Engelbert und der Fremden zu deuten. Er ſetzte ſich einen ganzen Roman zuſammen, einen

Roman, wie er ſich vorſtellte, daß Romane ſeien, denn er hatte nie einen ſolchen geleſen. Sie war die Tochter eines reichen Bankiers oder adelſtolzen Grafen; bei einer Landpartie, welche Engelbert mit einigen Freunden gemacht, war plötzlich ein ſchnaubendes Roß in tollen Sätzen dahergeſprengt gekommen, ein unglückliches Etwas, das mit dem Fuße im Bügel hangen geblieben, nach ſich ſchleifend. Engelbert hatte allein den Muth gehabt, dem raſenden Thiere ſich in den Weg zu werfen. Er hatte die Unglückliche gerettet. Vielleicht war es auch ein Wagen geweſen, mit dem die Roſſe durchgegangen, dicht an einem Abgrunde her; vielleicht auch war es eine Waſſerpartie geweſen mit einem umgeſchlagenen Kahne und keinem andern Retter, der hinuntertauchte und die Ertrinkende emporholte, als Engelbert, in der Nähe. Das war der Inhalt des erſten Bandes des Romans, den Guſtav Wald dichtete; der zweite enthielt einen ergreifend ſchönen und zärtlichen Briefwechſel; der dritte Band aber brachte die Kataſtrophe: wie die Liebenden, von einem unerbittlichen Vater, einem abſcheulichen, verhärteten Böſewicht mit einem alten Stammbaum an der Stelle, wo bei andern Menſchen die Gefühle wurzeln, in der rührendſten Scene ertappt, ſich zur Flucht entſchließen. Die Entführung gelingt, und der Held bringt die Heldin in ein reizend gelegenes, rebenumgrüntes kleines Pfarrhaus, das in einem ſchönen, von der Welt abgeſchiedenen Thale liegt, wo ein gutmüthiger Pfarrer, des Helden Bruder, die glücklichen Liebenden durch den Segen der Kirche vereint. Das waren die Vorſtellungen, an welchen Guſtav Wald's ängſtlich bewegte Seele endlich haften blieb. Und um ſo feſter ließ er ſeine Gedanken daran haften, weil er ſo am leichteſten die Gründe fand, deren er bedurfte, um die Sorgen ſeiner Seele zu bemeiſtern, die Gründe, welche ſeinen Bruder entſchuldigten.

Nur Eins blieb aber immer entſetzlich für Guſtav Wald. Das war die Rückſichtsloſigkeit, womit Engelbert ſeine Geliebte ſo ohne weiteres brachte und ſeine Würde compromittirte!

Denn ſeine Geliebte war ſie, das ſah jetzt ſelbſt Guſtav Wald klar und deutlich ein — Engelbert war ja den ganzen Abend ſo zerſtreut geweſen und ſo ganz anders, als Guſtav ſich ihn gedacht, — ſo viel theilnahmloſer, ſo viel gleichgültiger für alles, was ſein gutmüthiger Bruder ihm vorgeplaudert und erzählt!

Das Windlicht, das noch auf dem Tiſche ſtand, war längſt verflackert und abgebrannt; der Mond war jenſeit der Berge im Weſten niedergegangen. Guſtav Wald ſaß bekümmerten Herzens noch immer in der Laube. Endlich fühlte er den kalten Zug der Nachtluft, die durch das Rheinthal ſcharf daherſtrich.

Ich muß ihm morgen ins Gewiſſen reden! ſagte der Pfarrer, und dann ſtand er mit einem tiefen und ſchmerzlichen Seufzer auf und begab ſich zur Ruhe.

Als er durch den Hausgang an der offenen Küchenthür vorüberſchritt, ſah er noch Licht darin; Hannah war noch immer auf. Sie ſaß, den Arm auf den Anrichtetiſch geſtützt, den Kopf daraufgelehnt.

Herr Paſtor! ſagte ſie leiſe, als ſie ſeinen Schritt hörte.

Was iſt's, Hannah?

Die alte Dorothee iſt vorhin noch einmal da geweſen, um nach der Fremden zu ſehen; ſie hat mir erzählt, daß um die Abendzeit unten am Rhein ein Wagen, mit zwei Extrapoſtpferden beſpannt, vorübergefahren iſt, und ein ältlicher Herr hat darin geſeſſen, der hat anhalten laſſen und iſt ausgeſtiegen und zu den Schürgen gegangen und hat ſie gefragt, ob ſie nicht eine junge Dame in einem grünſeidenen Hute und einer grünen Mantille hätten vorübergehen ſehen, und wie die Leute geſagt haben nein, die hätten ſie nicht geſehen, denn daß ſie noch von oben her-

unterkommen werde mit dem Herrn Engelbert, das wußten ſie ja nicht — da hat der fremde Herr etwas in den Bart gemurmelt, was ſie nicht verſtanden haben, und iſt wieder in ſeinen Wagen hinein, iſt er, und iſt weiter gerollt, nach oben zu; aber ſo verſtört hat er ausgeſehen und ...

Nun, da haben wir's! rief Guſtav Wald aus, dem eine Centnerlaſt vom Herzen fiel — weshalb haben Sie mir das nicht gleich geſagt?

Weil wir darum nicht klüger ſind als zuvor, Herr Paſtor, und weil ich nichts daraus abnehmen kann, als daß ſie ſich da oben an der Klauſe ein Rendezvous gegeben haben, wie man's nennen thut ...

Guſtav Wald wandte ihr den Rücken, und mit wahrer Herzensangſt vor den Schlangen des Verdachts, welche Hannah aufs neue in ihm aufwecken wollte, entfloh er in ſeine ſtille Schlafkammer.

Viertes Kapitel.

Das Syſtem des Schickſals.

Als ſich Guſtav Wald am andern Morgen erhob, war ſein Bruder noch nicht ſichtbar. Der Pfarrer wanderte eine Zeit lang in ſeinem Garten auf und ab, den Sommerband ſeines Breviers in der Hand; aber er hatte ſeit langer Zeit nicht mehr ſo viel Mühe gehabt, wider die Zerſtreutheit zu kämpfen und ſeine Gedanken an die vorgeſchriebenen Gebete zu heften, die er ſtill flüſternd vor ſich hinlas. Nach einer Viertelſtunde brachte er das Buch ins Haus zurück und ſchritt dann langſam, geſenkten Hauptes, den ſteilen Pfad zur Kirche hinan. Es war Zeit, die Frühmeſſe zu leſen. Als er im Ornate war und dann, dem Meßdiener aus der Sakriſtei folgend, die Kirche durchſchritten hatte und nun Kelch und Patene auf den Altar ſtellte, war er ſeiner zerſtreuenden Sorgen Herr geworden. Er trug immer ein eigenthümliches Gefühl in ſich, aus prieſterlichem Bewußtſein und poetiſcher Erregung gemiſcht, wenn er ſo in der Morgenfrühe in ſeine helle kleine Kirche trat, vor den Altar mit den altbekannten Statuen der Apoſtel, die ihn mild zu grüßen ſchie-

nen und ihn anblickten, als ob ſie auch in ſeine Seele etwas von dem reinen Himmelslichte flößen wollten, das die junge Morgenſonne durch das oſtwärts gelegene Fenſter auf ihre männlichen Geſtalten niedergoß. Es waren keine Kunſtwerke, die Apoſtelgeſtalten in ſeiner kleinen Kirche, und auch die hölzernen Engel waren es nicht, welche mit vergoldeten Flügeln oben über den gewundenen Säulen thronten; das Ideal plaſtiſchen Schönheitsſinnes hatte keinen Theil an ihnen. Aber ſie waren Guſtav Wald lieb und theuer. Er hätte ſie gar nicht anders auf ſeinem Altar ſehen mögen. Sie paßten zu der ganzen Welt von Gedanken und Bildern, welche ihn umgab, wenn er an der unterſten Stufe, gebeugt und mit bewegter Stimme das Introibo ad altare Dei, ad Deum, qui laetificat juventutem meam! anſtimmte. Das Abſonderliche, das Typiſche an ihnen war es ja gerade, was ſie zu redenden Symbolen machte, was ihnen die Signatur weltbewegender und unendlicher Gedanken gab; und ſo hatten ſie mit ihren ſtarren, eigenthümlichen, ſteifen Formen eine Bedeutung, welche ihnen die Kunſt nicht hätte geben können! So wie ſie waren, waren ſie im Einklang mit allem andern; mit den geweihten Ceremonien, welche dem Pfarrer oblagen; mit den Gebeten und den ſchönen alten Präfationen in ſeinem Miſſale; mit den alterthümlichen Gewändern, die auf ſeinen Schultern ruhten — es hatte alles denſelben Charakter, in dem eine große Vergangenheit, eine kühn triumphirende Gegenwart und die Ausſicht in eine unendliche Zukunft zuſammenfloſſen. Wenn der Prieſter bei der Wandlung aufwärts blickend die Hoſtie erhebt, ſagt der Volksglaube, ſieht er die Engel über ihr ſchweben. Für Guſtav Wald hatte die Sage eine Wahrheit; nicht die Engel ſah er über ſich ſchweben, aber die Genien jener großen Glaubenshelden, Märtyrer und Bekenner,

jener leuchtenden Geſtirne, die das Morgenland und das Abendland mit ihrem Glanze durchleuchtet und den Nationen das Joch der Sitte und der Liebe auferlegt hatten; jener mächtigen Träger des Geiſtes, deren rührende Demuth und hingebende Treue aus den Gebeten und Hymnen widerklang, die er abzuleſen hatte. Und ſo zog denn eine wunderbar erhebende Gedankenfülle und eine ſich verkettende Reihe mächtiger Geſtalten an den blauen Augen und an der gewölbten Stirn Guſtav Wald's vorüber, wenn er als Prieſter in der morgendlich ſtillen Kirche an ſeinem Altare ſtand. Die dunkeln Bogen und die geweißten Mauern mit den kunſtloſen gebräunten Heiligenbildern weiteten ſich ihm aus zu den mächtigen Hallen der Kirche, welche die Apoſtel gegründet, die Blutzeugen geweiht, die großen Patriarchen und Biſchöfe mit ihrem Feuerworte erfüllt, die großen Kaiſer mit ihrem Schwerte vertheidigt hatten. Das Glöcklein, welches der Küſter im grauen zerbröckelnden Thurme zog, daß es hell in der friſchen Morgenluft durch die Thalſchlucht und über den breiten Rhein hinüberklang, tönte ihm ins Ohr wie der Widerhall jener großen Harmonie eherner Zungen, die mit herzbewegendem Schalle ſich antworten und fortwogen über beide Hemiſphären der Erde, von den Mutterkirchen im alten Wiegenlande des Aufgangs bis zu der Andeskette im fernſten Weſten der neuen Welt. Er hörte jenes große Siegesgeläute des weltbeherrſchenden Glaubens daraus tönen, in das die ſtolze Kathedralglocke des Laterans ihre Klänge miſcht mit dem hellen Einſiedlerglöcklein auf dem Sinai und auf dem Montſerrat.

Und ſo war es denn nicht nur jene Klarheit des Gemüths, jene ruhige Stille der Seele, welche die Uebung der Andacht in jedem Menſchen erweckt, es war noch mehr, eine ganz eigenthümliche Erhebung, die der Pfarrer jeden Morgen aus der

Kirche mitbrachte, wenn er raſchen Schrittes von da oben her in ſein Haus zurückkam. Es war eine Stimmung, in welcher vortrefflich mit ihm zu reden war über alles und jedes; wo nichts Unangenehmes ihn berührte, nichts Bedrohliches ihn ſorglich machte; wo Hannah ihn für ihre Vorſchläge und Wünſche, wo ſeine Beichtkinder ihn für ihre Peccadillen von der mildeſten Nachgiebigkeit fanden. Er hatte dann bald irgendein Wort des heiligen Ambroſius oder Bernhard's von Clairvaux im Kopfe; eine Lehre des Johannes a Lapide oder des Erigena nahm ſeine Gedanken in Anſpruch; oder wenn keins von alledem, ſo blickte er doch durch den blauen Dampf der Tabackspfeife ſo gedankenvoll über den Rhein und die Felſenhöhen auf einen Punkt am Horizont gleich Sterne's Mönch, wie auf etwas: beyond this world!

Für alles andere hatte er dann nur jenes ewige Wort: „Laß die Todten ihre Todten begraben!“

So kam es, daß auch heute Morgen Guſtav Wald ſeinem Bruder herzlich und unbefangen die Hand ſchüttelte, als er aus der Kirche zurückgekehrt war und Engelbert draußen in der Laube fand, wo Hannah eben den Morgenkaffee aufgetragen hatte.

Und unſere Fremde? fragte er dann, als er ſich ſeinem Bruder gegenüber niedergelaſſen hatte.

Die Fremde kann vor acht Tagen nicht weiter, antwortete Engelbert; eure alte Dorfheilhexe iſt eben dageweſen und hat es feierlich erklärt.

Guſtav Wald blickte auf.

Weshalb ſiehſt du mich ſo an? fragte Engelbert lachend. Biſt du unwillig, daß ich dir eine ſolche Einquartierung auf ſo lange Zeit gebracht habe?

Der Pfarrer ſchüttelte den Kopf.

Nein! ſagte er. Wäre ich von Natur auch eine ſo ungaſtliche Seele, ſo würde mein Misvergnügen doch vollſtändig aufgewogen werden von deinem Vergnügen darüber.

Engelbert wurde roth, und deſto mehr, weil er Guſtav's Blicke fortwährend auf ſich gerichtet ſah.

Engelbert! ſagte Guſtav und legte die Hand über den Tiſch hin.

Guſtav?

Da, ſchlag' ein, mein Junge, und nun ſieh' mich an!

Engelbert nahm die brennende Havannacigarre aus dem Munde und that, wie ſein Bruder begehrte; aber er ſuchte über die Feierlichkeit, welche Guſtav Wald ſo ganz wider ſeine Gewohnheit dabei entwickelte, hinwegzukommen durch ein verlegenes Lächeln.

Guſtav Wald aber wurde das Herz ſchwer. Dieſes Rothwerden — dieſes Lächeln — es ſchnitt dem Pfarrer durch die Seele.

Engelbert! ſagte er deshalb mit bewegtem Tone, durch den etwas wie tiefe Trauer klang.

Nun, was willſt du, ſentimentaler Menſch?

Offenheit!

Als ob ich die nicht immer hätte!

Nein — du kennſt die Fremde ſehr gut und haſt deinem Bruder vorgeſpiegelt ...

O, geh' mir! fiel Engelbert, ihm raſch ſeine Hand entziehend, ein — ich glaube, du träumſt!

Kennſt du ſie wirklich nicht ... haſt du ſie wirklich nie vorher geſehen?

Nein!

Engelbert, würdeſt du das ebenſo ſcharf und beſtimmt aus-

ſprechen, wenn unſere verſtorbene Mutter hier zwiſchen uns ſäße und dich daſſelbe fragte?

So ſcharf und beſtimmt nicht, Guſtav — denn ihr gegenüber würde ich nicht den Verdruß verrathen, den ich einem Bruder zeige, welcher meinem einfachen Worte nicht mehr glaubt ...

Nun, ich glaube dir, Engelbert, ich glaube dir ja! fiel Guſtav begütigend ein. Er hatte in Ton und Weſen ſeines Bruders die Wahrheit erkannt, und ſein Herz ſchlug froh, daß die Bürde von ihm genommen. Aber, fuhr er fort, die Sache iſt damit nicht gut. Du haſt mich nicht getäuſcht, aber du haſt mich darum nicht weniger in eine große Verlegenheit gebracht!

Und in welche?

Brauche ich dir das zu ſagen? Du biſt mit einer unbekannten, uns wildfremden jungen Dame in ein Haus eingezogen, welches am allerwenigſten von allen Häuſern der Welt Raum hat für ſolche Romantik ...

Aber, mein Gott — was geht ſie mich denn an, dieſe Fremde? fragte Engelbert überraſcht.

Das Gerede der Leute wird ohne viel Kopfzerbrechens herausfinden, wie viel ſie dich angeht ...

Sollte ich ſie denn geſtern da oben hülflos und allein ſtehen laſſen?

Nein, ich ſage weder das, noch mache ich dir Vorwürfe. Ich ſpreche nur eine Thatſache aus!

Engelbert war aufgeſprungen und ſchritt unruhig unter der Veranda auf und ab.

Ums Himmels willen — was iſt denn zu machen? rief er aus. Geh' zu ihr und ſage ihr, daß ſie ... oder laß mich abreiſen ...

Beides geht nicht, antwortete der Pfarrer; ſie fortſchicken wäre eine Roheit — und wenn du gehſt, ſo iſt dadurch nichts beſſer, denn dann heißt es, du habeſt ſie bei mir untergebracht ...

Aber ...

Es gibt nur Eins, was uns zu thun übrig bleibt. Du mußt ſie nach ihrer Herkunft, d. h. nach denen, welche ihr zunächſt ſtehen, fragen, und ſie muß ſorgen, daß irgendein Angehöriger ſie baldmöglichſt von hier abzuholen kommt.

Das will ich thun, ſagte Engelbert nach einer Pauſe mit einem tiefen Seufzer.

Alſo abgemacht, ſchloß Guſtav das Geſpräch über den Gegenſtand und leerte ſeine Taſſe.

Engelbert lehnte ſich an den Ausſchnitt der Laube, in welchem wir geſtern den Pfarrer ſtehend erblickten. Er ſah auf den Rhein hinab, wo eben der erſte von oben herunterkommende Dampfer heranrauſchte.

Das geht hier luſtig ſo den ganzen Tag über! ſagte Guſtav; einer kommt nach dem andern, hinauf und hinab, mit dampfendem Schlot, mit ſchäumenden Rädern, mit Muſikbanden, die für freie Ueberfahrt geigen, mit Salutſchüſſen, voll Herren und grünbewimpelter Damen. Das Leben geht nur noch mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen. Dem Materialismus von heute geht es ſehr gut. Er befindet ſich vortrefflich. Vogue la galère! Wem es ſchlecht geht, das ſind einzig wir armen verlorenen Poſten einer andern Welt.

Klagſt du? du?

Nein, ich nicht! Ich bin ſo klug geweſen, mich in die Zeit zu ſchicken. Ich bin auch induſtriell geworden. Ich habe mir im Stillen mein Paſtorgeſchäft umgetauft, um mit der Zeit in Harmonie zu bleiben. Wenn du nächſtens auf dem Rhein unten

vorüberkommſt, ſollſt du dein blaues Wunder ſehen über das große Schild mit ellenlangen Buchſtaben an meinem Pfarrhaus.

Und was ſoll darauf ſtehen?

Darauf ſoll ſtehen: Agentur für innere Auswanderung!

Engelbert verſetzte: Der Einfall iſt gut! Solch ein Auswanderungsbureau wäre nicht übel und hätte noch den Vortheil, der beängſtigend werdenden Auswanderung gen Weſten das Gleichgewicht zu halten, indem das, was du die innere Auswanderung nennſt, doch gen Oſten, als den Born des Lichts, gewendet iſt. Und wahrhaftig, ſie thut uns noth, eine innere Auswanderung aus dem durch all die Lebensintereſſen umſtrickten Ich!

Und doch, ſagte der Pfarrer nach einer Pauſe, ſcheint dieſes durch all die verſchiedenen Lebensintereſſen umſtrickte Ich ſich durch ſeine Hingabe an das Materielle keineswegs die Gunſt der Geiſter zu verſcherzen, welche die Schickſale der Menſchen lenken. Es iſt, als wenn dieſe ganze emſige Thätigkeit von heute, welche ſich aus dem Gebiet des Gedankens zurückgezogen hat, um ſich der Arbeit und den reellen Dingen in die Arme zu werfen, dem Himmel wohlgefällig wäre.

Und woraus ſchließeſt du das?

Aus den Reſultaten; aus dem offenbaren Segen, der darauf liegt. Die Ergebniſſe, der Gewinn, die Fortſchritte zu Wohlſein und beſſerer materieller Lage der einzelnen, die wir auf dieſem Wege machen, ſind großartig.

Und das beweiſt?

„Es fällt kein Haar von euerm Haupte ohne den Willen des himmliſchen Vaters", heißt es. Wenn es einer Zeit gelingt, ſich ſo unendlich größere äußere Wohlfahrt zu erringen, ſo ſchließe ich aus dieſer Thatſache, welche die Gunſt des Himmels anzeigt,

daß ſie auf dem rechten Wege, daß ſie in Harmonie mit den Abſichten Gottes iſt.

Das ſcheint mir, wenn du erlaubſt, eine etwas kindliche Philoſophie.

Und deshalb vielleicht die einzig richtige, antwortete Guſtav Wald; das aber kannſt du mir glauben, mein Junge, daß ſich hinter dieſer kindlichen Philoſophie, die eine Philoſophie der Entſagung auf das Reich des Gedankens und der Speculation iſt, viel männlicher Seelenſchmerz birgt.

Bei dir?

Ja, bei mir! Meinſt du, unſereins hätte nicht auch zu arbeiten, wie er mit den Erſcheinungen des Lebens fertig wird? Wenn ich nicht glaubte, ſo wäre mir alles klar. Aber Engelbert, ich glaube. Ich glaube an eine belohnende und beſtrafende Hand, die uns leitet, an eine Vorſehung. Ich glaube an gute und an dämoniſche Einflüſſe, die uns umgeben. Von dieſer Ueberzeugung aus ringe ich nach einer Erklärung des Lebens. Ich frage mich, was wird von jener Hand als gut belohnt, als verkehrt und ſündig beſtraft? Ich möchte mir danach eine Klugheitslehre, ein Syſtem des Alltagslebens aufbauen. Ich möchte gewiſſe Anhaltspunkte gewinnen, um darauf das Syſtem des Verhältniſſes des Menſchen zu ſeinem Schickſale zu gründen.

Echter Deutſcher! Das Unberechenbarſte, Unſyſtematiſchſte von allem in ein Syſtem bringen zu wollen!

Du irrſt — es iſt viel mehr Syſtem in der wie es ſcheint vom Zufall abhängenden Vertheilung von Glück und Unglück, als du denkſt. Eine Wiſſenſchaft vom Schickſal ſcheint mir deshalb nicht unmöglich. Unſere Philoſophen ſind bisher ſehr leicht mit dieſen Fragen fertig geworden; ſie haben das Glück vom Innern des Menſchen abhängig gemacht, und ſehr naiv verſichert, reines Gewiſſen, Arbeit, gelaſſener, heiterer Sinn machen glücklich.

Wir Pfarrer, die wir den Troſt in die Hütte des Armen, des Arbeiters ohne Beſchäftigung, des Winzers, dem die Reben erfroren ſind, bringen müſſen, wir kennen das! Nein, nein, die Sache iſt ganz anders zu faſſen, will man zu Ergebniſſen kommen. Es iſt ein vorurtheilsloſes Studium, ein aufmerkſames Verfolgen der Schickſale der einzelnen nöthig, um eine Klugheitslehre des Lebens, die Wiſſenſchaft vom Glück, wenn du willſt, daraufzubauen. Schau' dich um, und ſieh' zu, wie es den einzelnen geht; ſchau', was durch Glück gefördert und durch Unglück beſtraft wird!

Und wie willſt du darüber Betrachtungen anſtellen, wie Schlüſſe aus dieſen ziehen können, hier in deiner völligen Einſamkeit? Man müßte dazu wenigſtens inmitten des Lebens ſtehen!

Allerdings, antwortete Guſtav Wald auf dieſen Einwurf ſeines Bruders. Es gehört eine große Welterfahrung dazu. Aber trotzdem wird die Philoſophie des Lebens, weil ſie eine Abſtraction des Lebens iſt, immer auch eine Tochter der Einſamkeit ſein. Die Grundregeln, nach welchen die Schickſale der Menſchen ſich richten, ſind nicht zu entdecken, wenn man inmitten der Menſchen ſteht und aus den beirrenden Einzelheiten nicht zum freien Ueberblick über das Ganze einer Menſchenexiſtenz gelangt. Man muß ſich alſo vereinſamen, um klar über das Leben zu werden. Aber darum eben iſt der Menſch geſellig geſchaffen, damit ihm dies nicht gelinge. Der Himmel will nicht, daß wir klar werden. Wir ſollen glauben, ergeben vertrauen, nicht aber denken. Darum wird der Jugend, den Kindiſchen und den Gedankenloſen das Glück geſendet.

Das wäre ein Axiom deiner Philoſophie vom Glück, fiel Engelbert lachend ein. Hört ſie bei dieſem erſten auf?

Nein; ich will dir ein zweites ſagen. Um glücklich zu ſein,

müſſen wir die ſtrenge Forderung von Logik, welche wir in uns tragen, aufgeben. Die Macht, welche das Leben beherrſcht, hat eine andere Logik als wir. Da der Menſch dies hartnäckig nicht begreifen will, ſo entſteht nur zu oft ein trotziges Auflehnen des beſchränkten Unterthanenverſtandes in uns mit ſeinem eigenſinnigen Feſthalten an dem, was wir Recht, Wahrheit, Licht nennen und als die höchſten ſtaatsökonomiſchen Werthe im Reiche Gottes betrachten — ein Auflehnen wider die Regierung dieſes Reichs, die andere Werthe viel höher ſtellt, die ſich durchaus nicht geneigt zeigt, Recht, Licht und Wahrheit zu begünſtigen, ſondern ihre Huld nach ganz andern in unſern Augen unvernünftigen Motiven vertheilt, und ſtraft, wo wir kein Verbrechen finden. So kennt ſie z. B. gar nicht den Begriff des Verdienſtes, das nach unſerm Bewußtſein ſo ſchwer wiegt! Die Ahnung dieſer Unlogik an höchſter Stelle habe ich nur bei einem neuern Schriftſteller gefunden — was freilich meine Schuld ſein kann, da ich von neuerer Literatur wenig leſe. Jener Schriftſteller iſt Wilhelm Humboldt. Ganz ſo wie z. B. die Bibel ſagt, daß der Väter Schuld an den Enkeln gerächt wird, finde ich bei ihm den Satz: „Die Züchtigung von ſeiten überirdiſcher und übermenſchlicher Weisheit ſetzt nicht gerade immer eine Schuld voraus.“ — Er ſagt ferner: „Wenn man das Leben nicht leicht, oder doch wenigſtens ruhig und gleichmüthig, mit einer gewiſſen Kälte, als wäre einem Glück und Unglück ziemlich gleich, aufnimmt, ſo ſtellt es ſich nicht blos inſofern noch drückender und laſtender, daß man es ſchwerer empfindet, ſondern es begegnet einem, meiner Erfahrung nach, auch mehr Widerwärtiges.“ — Und an einer andern Stelle: „Was von dem Berufen des Glücks geſagt wird, iſt nicht ganz Aberglaube. Wenn das Rühmen mit etwas Gutem mit einer vermeſſenen Zuverſicht oder auch mit ängſtlicher Bangigkeit verbunden iſt, ſo ſchlägt es

immer leicht um.“ — Dieſe Bemerkungen ſind überaus richtig. Wenn du nun nicht annimmſt, daß der Menſch eine Maus iſt, mit der die große Tigerkatze Schickſal ſpielt, ſondern eine Weltregierung und Vorſehung glaubſt, ſo mußt du einräumen, daß jedoch in dieſer keine Logik iſt, wie in unſern Köpfen, ſondern eine ganz andere, die den Schuldloſen züchtigt, und dem Lebhaften ſein Glück entzieht, weil er es zu tief empfindet, oder zu ſorglich zu verlieren fürchtet ...

Es ſagt auch Goethe, fiel hier Engelbert ein, in den Geſprächen mit Eckermann ganz ähnlich: „In das Weltall Vernunft bringen zu wollen, iſt bei dem kleinen Standpunkt des Menſchen ein ſehr vergebliches Beſtreben. Die Vernunft des Menſchen und die Vernunft der Gottheit ſind zwei ſehr verſchiedene Dinge.“ Treffender und draſtiſcher haben es freilich die Schriftſteller der gläubigen Richtung ausgedrückt; ſo erinnere ich mich, bei Hamann gefunden zu haben: „Die Vernunft iſt eine wächſerne Naſe und ein Oelgötze, dem ein ſchreiender Aberglaube göttliche Attribute andichtet!“

Das iſt vortrefflich geſagt, rief Guſtav Wald lebhaft aus, und ſobald dies völlig verſtanden iſt, hat der Menſch zwiſchen ſich und einer höhern Stufe des Glücks kein Hemmniß mehr. Denn erſtens kann er ſich nun dem Gedanken hingeben, da doch alle Einwürfe wider den Glauben aus der großen Rüſtkammer der menſchlichen Logik genommen werden und im Grunde alle auf den Satz hinauslaufen, den der Zweifler Onuphrio in Humphry Davy's „Tröſtenden Betrachtungen auf Reiſen“ ausſpricht: „Ich finde in der bibliſchen Geſchichte keine Idee von der oberſten Intelligenz, welche mit der Vorſtellung der griechiſchen Philoſophen übereinſtimmte!“ — Und zweitens wird nun der Menſch allen Hader mit ſeinem Schickſal und alles peinigende Grübeln aufgeben. Er wird nicht mehr auf das ſtürmiſche,

klippenreiche, gefährliche Meer des Sinnens und Denkens hinausſegeln, weil er den Kahn verbrannte, in welchem er darauf ſchiffte.

Leider aber, fuhr Guſtav fort, trotz Humboldt und Goethe, laſſen unſere Philoſophen nicht ab, in der Nußſchale ihrer Logik auf jenen Ocean hinauszuſchweifen; und nicht die Philoſophen allein, deren Handwerk am Ende dieſe Fahrt nach der großen Seeſchlange des ewig Unausfindlichen iſt, ſondern auch die gebrechlichſten Geiſter, die wahrlich nicht zu ſolchen Dingen berufen ſind, halten ihre Lootſendienſte für jedermann in Bereitſchaft. Deſto mehr aber hat dieſe Wahrheit die Kirche begriffen und das Geheimniß ihrer Macht liegt darin. Sie iſt es, welche weiſe nennt nicht die klugen Köpfe und feurigen Denker — nein, die, welche den Herrn fürchten. Initium sapientiae est timor domini. Das lautet nun vollſtändig unlogiſch, die Furcht, ein Gefühl, als eine Stufe der Erkenntniß zu ſetzen; nichts, ſcheint es, kann paradoxer ſein. Und doch birgt ſich die tiefſte Weisheit darin. Wäre dieſe Weisheit beſſer verſtanden, dann wäre die Geſchichte der Menſchheit nicht die Geſchichte einer immerwährenden unglücklichen Anſtrengung, Recht und Wahrheit, unſer Ideal, das heißt, das Ideal unſerer Logik, gegen die Souveränität einer andern Logik durchzuſetzen, die ganz andere Ideale hat.

Es iſt aber eine traurige Philoſophie, denn ſie macht uns alle zu Mönchen oder zu Fataliſten, wie die Türken ſind, bemerkte Engelbert.

Mönche und Türken — ſind ſie denn nicht glücklicher als deutſche Philoſophen, Weltverbeſſerer und Poeten? fiel Guſtav ein.

Glücklicher! Iſt denn Glück das Höchſte?

Ja! Wie Wärme für die Pflanze! Ohne Wärme und Licht kann ſie nicht gedeihen, nicht blühen — ſo der Menſch nicht ohne Glück!

Und ſtilles inneres Glück, das auch im engſten, beſchränkteſten Kreiſe heimiſch ſein kann —

Iſt bei ganzen und vollen Menſchennaturen eine Mythe oder eine Selbſttäuſchung, ſagte der Pfarrer.

Engelbert ſtand auf, warf die abgebrannte Cigarre fort und ſtrich ſein Haar zurück.

Ich bin nicht geſammelt genug in dieſem Augenblicke, verſetzte er, um mich in einen weitern Kampf über dies alles mit dir einzulaſſen.

Es iſt auch nicht der Augenblick für dich, den Werth des Glücks zu beſtreiten, antwortete neckend Guſtav Wald — jetzt, wo du eben gehen willſt, dein Glück zu verſuchen!

Engelbert lächelte leiſe erröthend.

Das will ich in der That, ſagte er; nur ſchade, daß deine Philoſophie des Lebens mir ſehr wenig helfen wird bei dieſer Art von Glück!

Es ſteht dir eben frei, ſie zu vervollſtändigen durch die Axiome, welche du deinerſeits dem Leben abgewinnſt; ich habe dir brüderlich Raum genug gelaſſen dazu in meinem lückenhaften Syſtem!

Engelbert ging ins Haus und ließ ſich durch Hannah bei der jungen Dame melden.

Fünftes Kapitel.

Agathe.

Nach einer Weile kam Hannah zurück, um Engelbert zu ſagen, daß ſein Beſuch willkommen ſei. Sie hielt ein Blatt in der Hand und zeigte Engelbert mehrere Goldſtücke, die ſie ſoeben von der Fremden erhalten hatte.

Ich ſoll mit dem Dampfboot einen Boten in die nächſte Stadt ſchicken, ſagte Hannah; der ſoll aus dem beſten Modewaarenmagazin holen, was alles auf dieſem Zettel geſchrieben ſteht. Da ſehen Sie die Ueppigkeit!

Engelbert warf ſeine Augen auf das Blatt, welches Hannah ihm mit einem vorwurfsvollen Blicke zeigte, der aber leider an dem jungen Manne vollſtändig verloren ging; Engelbert ſah nur, daß eine Reihe von Kleidungsſtücken und Toilettebedürfniſſen in einer ſehr zierlichen, etwas ungeſetzten Handſchrift auf dem Zettel verzeichnet ſtand. Ohne ein Wort zu ſagen, ging er die Treppe hinauf.

Die Fremde lag auf dem kleinen Divan ausgeſtreckt; das Fenſter war geöffnet und ließ den ſüßeſten Rebenduft mit den hellen, warmen Sonnenſtrahlen eindringen. Das junge Mäd-

chen lag ſo, daß ſie die zauberiſch ſchöne Ausſicht, die ſich ihr auf den Strom und die Berge bot, vor ſich hatte.

Denken Sie, ich kann nicht fort! ſagte ſie, als Engelbert eintrat, mit großer Lebhaftigkeit — ich habe bei der geringſten Bewegung unausſtehliche Schmerzen.

Das letztere bedaure ich unendlich!

Und das erſtere bedauert deſto mehr die würdige Dame, unter deren Schutz ich mich hier geſtellt habe.

Sie meinen?

O, ſie macht mir ein ſehr böſes Geſicht, die gute Haushälterin, daß ich nicht fort kann.

Ich hoffe nicht .... fiel Engelbert ein und verrieth dabei, daß er ſehr unangenehm berührt war von dieſer Bemerkung — mein Bruder würde untröſtlich ſein, wenn nicht alles geſchähe, was irgend in ſeiner Macht ſteht, um Ihnen den Aufenthalt in ſeinem Hauſe weniger unangenehm und erträglicher zu machen.

O nein, befürchten Sie nichts, verſetzte das junge Mädchen mit einem fröhlichen Lachen, das nur eine ganz unbefangene Heiterkeit zum Grunde haben konnte. Nein, nein, das iſt mir gerade eine Freude, daß ich mich unter dem Schutze einer ſo geſtrengen Duenna befinde, die auf ein Haar ausſieht wie die Haushälterin, welche vor dem ſechsten Kapitel meines „Don Quixote“ abgebildet ſteht. Ich möchte ſagen, ſie iſt zu der ſorgloſen Heiterkeit nöthig, die mich in dieſem allerliebſten Aſyl erfüllt, in das ich gerathen bin, als hätte mich ein Windhauch wie eine Blütenflocke durchs offene Fenſter hier in dies einzige Giebelzimmerchen geworfen. Denn ſehen Sie, es wäre ein Uebermaß von Romantik, das für ein junges Mädchen doch etwas Beängſtigendes haben müßte, wenn ich mich nicht in Hannah's Zügen vergewiſſern könnte, daß dieſes Uebermaß durch das volle

Maß von Würde und Ernſt aufgewogen wird, unter deren ſchützenden Flügeln ich ſtehe.

Bei alledem beklagen Sie ſich, Fräulein!

O, wie hätte ich ein Recht dazu! Es iſt mir — meinen Schmerz, der doch auch nicht bis über den Knöchel an mir hinaufreicht, ausgenommen — nie in meinem Leben ſo wohl geworden wie in dieſem kleinen, ſtillen, rebenumblühten Pfarrhauſe mit der wundervollen Ausſicht aus ſeinen Fenſtern. Es iſt ein Aufenthalt, den ein Dichter erfunden zu haben ſcheint, ſo reizend iſt er.

Sie haben früher wol wenig auf dem Lande gelebt? fragte Engelbert.

Doch, zuweilen! verſetzte ſie.

Aber eine ſo ſchöne Gegend wie unſere Rheinufer iſt Ihnen neu?

Ich war früher nie am Rhein, wenigſtens hier nicht, wo er ſo ſchön iſt! antwortete ſie, und dabei warf ſie einen eigenthümlich ſchelmiſchen Blick auf Engelbert.

Und doch, fuhr dieſer fort, ſoll die Donau, die ich nicht kenne, noch großartigere Scenerien aufweiſen.

Hören Sie mir einen öſterreichiſchen Dialekt an?

Ich habe es geglaubt; aber was iſt in meinen Worten, worüber Sie ſich im ſtillen luſtig machen?

Thue ich das? Und bei dieſer Frage brach die Heiterkeit des jungen Mädchens in ein nicht mehr zu unterdrückendes Lachen aus.

Engelbert fühlte ſich dieſem ſeltſamen Benehmen gegenüber verlegen; es war ein ſo kecker Uebermuth, eine ſo liebenswürdige Ueberlegenheit des Geiſtes in dem jungen Mädchen, daß er ſich in dem Maße ſtärker beſtrickt fühlte, in welchem ſie ihm mit allem ihrem Weſen räthſelhafter wurde. Die Kunſt oder die Gabe, ſich in eine ganz unerwartete fremde Situation mit hei-

terſter Unbefangenheit zu finden, war ihm in ſolchem Maße nie vorgekommen. Es mußte ein ſehr reines Bewußtſein und ein ſehr unverkümmertes Selbſtgefühl hinter dieſer Heiterkeit ſtecken.

Seien Sie mir nicht böſe, ſagte ſie nun begütigend. Es iſt abſcheulich von mir, ich weiß es . . . aber Sie machen einen ſo komiſchen Eindruck auf mich . . .

Ich? wodurch? fragte Engelbert, jetzt in der That verletzt, weil er dem lieblichen Geſchöpf gegenüber von einer ziemlich geſteigerten Reizbarkeit war.

Die Fremde lachte noch einmal. Weil Sie mich an eine Geſtalt erinnern, welche ich auf dem letzten Maskenballe geſehen habe, dem ich das Glück hatte, von einer Loge zuſchauen zu dürfen.

Und dieſe Geſtalt hatte Aehnlichkeit mit mir? Was ſtellte ſie vor?

O, alles Mögliche! Die Löſung der orientaliſchen Frage, die Zukunft der deutſchen Einheit und die Wahrheit der Prophezeiungen des Noſtradamus.

Und das alles erkennen Sie in mir wieder? fragte Engelbert. Sie machen mir ein großes Compliment, wenn meine diplomatiſche Miene den Schlüſſel zu alledem verräth.

Nein, nein, das nicht. Meine Figur war nämlich nichts als — ein großes Fragezeichen! ſagte die Fremde.

Ein Fragezeichen! Und welche Aehnlichkeit habe ich damit?

Brauche ich das zu ſagen? Sie ſind jeder Zoll ein Fragezeichen! Kennen Sie Rückert's Vers:

O, daß ein leichtbeſchwingter Wind
Mich ſpielend nähm' auf die Flügel,
Und trüge dahin mich frühlingslind
Zur Stadt der ſieben Hügel.

Ich kenne ihn, und Sie citiren nicht richtig; es heißt:

Uns beide nähm' auf die Flügel.

In der That? lachte ſie weiter. Wenn ich Sie nun aber nicht mit mir nehmen wollte?

Das freilich iſt etwas anderes: dem ſouveränen Willen eines ſo ſchönen Mundes muß ſich auch die Poeſie beugen!

Was wiſſen Männer, was wiſſen Sie von Poeſie?

Sind Sie grauſam genug, uns insgeſammt aus dem Paradieſe werfen zu wollen?

Daß Sie verdienen, hinausgewieſen zu werden, wollte ich Ihnen eben beweiſen, wenn Sie mich nicht immer unterbrächen!

Ich ſchweige und höre!!

Nun wohl — jener leichtbeſchwingte Wind hat meine Seelenwünſche erfüllt. Er hat mich auf ſeine Flügel genommen. Er hat mich zwar nicht auf die ſieben Hügel, aber auf die ſonnigſten Rebenhügel am ſchönen Rhein getragen; da weile ich, von allen Sorgen, von allem Hemmniß frei, frei, zu thun, zu denken, zu ſprechen, wie mir gefällt — frei wie der Vogel in der Luft; von niemand gekannt, von niemand genannt — und doch auch wieder aufs trefflichſte gehütet, unter dem Dache der Ehrbarkeit und Frömmigkeit und Religion. Nun aber, während ich ſo recht ſchwelge im ſüßen Sichgehenlaſſen, treten Sie vor mich, in jedem Zuge des Geſichts ein großes ernſtes Fragezeichen! Muß ich da nicht an meine lange Maske mit dem gekrümmten Rücken, mit dem vorgebeugten Kopf und der großen Brille denken? Und gibt es etwas Proſaiſcheres, als hinter einem ſchönen dichteriſchen Gedanken, wie das Heute für mich iſt, ein philiſterhaftes Fragezeichen zu machen? Ich habe mich oft genug in den Zeitungen darüber geärgert; wenn etwas recht Hübſches, recht Merkwürdiges, recht Ergötzliches darin ſteht, dann hat der Zeitungsſchreiber ein Fragezeichen dahinter gemacht, in zwei ſteifen Klammern, die wol bedeuten, daß er rechts und links neben ſei-

nem Verſtande einen kleinen Verſchlag hat, über den er nicht hinausſehen kann, um die Sache zu begreifen. Und nun ſoll ich nicht ſagen, daß die Männer keine Poeſie haben? Müßten Sie nicht, wenn Sie etwas davon in ſich trügen, zu mir ſprechen: „Was geht es mich an, wer Sie ſind, ich habe Sie nicht verpflichtet, um mir zum Dank Ihre kleine unintereſſante Lebensgeſchichte erzählen zu laſſen! Sie ſind wahrſcheinlich ein armes Geſchöpf, um das ſich niemand kümmert, eine Gouvernante, welche ſich von einer Geſellſchaft verirrt hat, die nicht weiter nach ihr forſcht, weil ſie Gott dankt, daß ſie das unbrauchbare Geſchöpf los geworden iſt; oder eine Waiſe wie Roſine im Figaro, die ihrem ſaubern Vormund, ihrem Doctor Bartolo entlaufen iſt . . . aber ſagen Sie mir nichts, gar nichts, keine Silbe, laſſen Sie mich lieber glauben, da oben neben dem Kapellchen ſei mir eine verwünſchte Prinzeſſin erſchienen . .“

Eine rechte Prinzeſſin — weshalb eine verwünſchte? fiel Engelbert ein.

Weil Sie mich ſicherlich ſchon zehnmal verwünſcht haben, daß ich Ihre Neugierde nicht befriedige — alſo für eine verwünſchte Prinzeſſin würden Sie mich halten wollen, wenn Sie ein poetiſches Gemüth wären, oder, auch das erlaube ich Ihnen, für eine böſe Zauberin, die durch eine ganze Reihe von kleinen Bosheiten Sie für Ihre Neugierde beſtrafen will, wie Fee Niniane den alles wiſſen wollenden Merlin unter dem blühenden Weißdornſtrauch.

Wiſſen Sie denn, fiel Engelbert ein, ob ich Sie nicht für ſo etwas halte wie eine Fee, — eine Fee, welche ſo wenig an unſere harte proſaiſche Erde gewöhnt iſt, daß ſie ſich beim erſten Schritte darauf den Fuß verſtauchte?

Wie galant! lachte das junge Mädchen — und das gegen

eine Fremde, deren Paß Sie nicht einmal geſehen haben, weil ſie vielleicht gar keinen hat . . . hüten Sie ſich, Herr Diplomat.

Ich brauche Ihren Paß nicht zu ſehen, ich brauche auch nicht Sie mit Fragen zu beläſtigen, wie Sie mir ſchuldgeben, um zu ſehen . . .

O bitte, keine Complimente, ſagte die Fremde, indem ſie die Lippe des reizenden Mundes ein wenig zum Schmollen verzog — dann hört meine gute Laune auf, und erſchrocken, daß ich mich habe ſo gehen laſſen können, muß ich ernſt und ſteif den Herrn Legationsſecretär Forſt . . ſo heißen Sie ja wol . . .

Wald, mein Fräulein.

Alſo Wald — Pardon! — empfangen.

Ich habe Ihnen keineswegs ein Compliment machen wollen; was ich ſagen wollte, war nichts anderes, als daß ich Ihnen alles ohnehin an den Händen abſehe.

Sind Sie ein Chiromant?

Statt aller Antwort ſtand Engelbert von dem Seſſel auf, den er neben dem Divan der Fremden eingenommen, und holte einen ganz kleinen runden Tiſch herbei, den Hannah geſtern heraufgetragen und ans Fenſter geſtellt hatte, damit er als Gueridon diene. Bitte, ſagte der junge Mann, den Tiſch neben den Divan ſtellend, legen Sie einmal Ihre Hand darauf.

Die Fremde that es; Engelbert ſchien Form und Züge der feinen weißen Finger mit den roſenrothen Nägeln ſehr genau zu ſtudiren. Seine eigenen Hände hatte er beide wie abſichtslos ebenfalls auf den Tiſch gelegt.

Nun? fragte nach einer Weile die junge Dame. Sie ſtudiren lange; was ſagt Ihnen meine Hand?

So außerordentlich viel, daß Sie mir Zeit laſſen müſſen, es zu ordnen und zu deuten.

Haben Sie es jetzt geordnet? fragte ſie nach einer abermaligen Pauſe.

Noch nicht — noch einen Augenblick Geduld! Die Züge ſind ſo räthſelhaft — ſie deuten auf ein ſo vielverſchlungenes Schickſal, daß auch die erfahrenſte Zigeunermutter nicht ſo raſch daraus klug würde.

Wenn Sie Ihr Orakel nicht jetzt beginnen, ſo ziehe ich meine Hand fort.

Mein Gott, wie ungeduldig Sie ſind ... es wird gleich beginnen, mein Orakel, und — ſehen Sie, da beginnt es!

Ah! ſagte die junge Dame verwundert, denn unter ihren und Engelbert's Händen hob ſich der kleine Tiſch in die Höhe.

Das iſt ja merkwürdig, ſagte ſie und hatte die Freude eines Kindes an der ſeltſamen Erſcheinung.

Haben Sie es nie geſehen?

Nein, obwol ich natürlich viel davon hörte; aber es gelang noch keinem meiner Bekannten.

Sie ſollen noch mehr davon hören, von dieſem Tiſche!

Der Tiſch wiegte ſich auf zwei von den drei Füßen, welche die dünne Säule trugen, auf der die Platte ruhte; er ſenkte ſich jetzt und begann mit dem dritten, eben noch erhobenen Fuße auf die Erde zu klopfen. Engelbert murmelte dabei Buchſtaben leiſe vor ſich hin.

Was machen Sie jetzt? fragte die Fremde.

Er antwortete nicht; — nach einer Weile ſagte er: Verzeihung, ich konnte nicht antworten, weil ich auf die Buchſtaben Acht geben mußte.

Welche Buchſtaben?

Die, welche der Tiſch mir angab als Antwort auf eine Frage, welche ich im ſtillen an ihn richtete.

Und was haben Sie gefragt, und was hat er geantwortet?

Darf ich noch einen Augenblick um Geduld bitten?

Die Fremde ſah mit geſpannten Blicken Engelbert eine Weile zu.

Ich geſtehe Ihnen, daß ich nicht daran geglaubt habe! ſagte ſie dann.

So geht es Ihnen wie den Gelehrten, antwortete Engelbert. Dieſe Leute, von denen Goethe ſagt: Einem Gelehrten von Profeſſion traue ich zu, daß er ſeine fünf Sinne ableugnet, — dieſe Leute glauben auch nicht daran!

O, eine ſolche Gelehrte bin ich nicht — aber muß ich noch immer meine Hände auf dem Tiſche halten?

Ich bitte darum! meine Hände allein brächten die Bewegung nicht zu Stande.

Der Tiſch klopfte weiter.

Engelbert murmelte wieder Buchſtaben; es dauerte geraume Zeit; dann ſah er triumphirend das junge Mädchen an.

Ich weiß alles!

Nun, mein Herr Nekromant oder Chiromant — was wiſſen Sie?

Als ich den Tiſch nach Ihrem Namen fragte, hat er zuerſt einmal geklopft, das heißt A. Dann hat er aufs neue begonnen und wieder geklopft, erſt a — dann b, dann c, dann d, dann e, dann f, dann g. Bei g hat er aufgehört.

In der That? fragte das junge Mädchen, offenbar überraſcht.

Und um Ihnen gleich alles zu ſagen — Sie heißen Agathe von Falkach, Sie haben die Reiſe hierher in Begleitung eines Verwandten gemacht . . .

Die Fremde hatte ihre Hand raſch von dem Tiſche zurückgezogen und auffallend die Farbe gewechſelt.

Der Fredersdorf heißt, fuhr Engelbert fort, und der im Begriffe war, ſich mit Ihnen nach M*** zu begeben.

Das junge Mädchen war im höchſten Grade bewegt.

Das iſt in der That wunderbar! ſagte ſie.

Aber es iſt alles richtig? nicht wahr?

Sie antwortete nicht.

Sagen Sie mir jetzt auch, fiel ſie lebhaft ein, woher kam ich?

Haben Sie die Güte, Ihre Hände wieder auf den Tiſch zu legen! Ich allein bin nicht magnetiſch, oder was es iſt, genug, um ihn zu bewegen ...

O, ich werde mich ſchön hüten, antwortete ſie, offenbar beruhigt aufathmend, weil der Tiſch nichts ohne ihren Willen ausplaudern konnte, — glauben Sie, ich würde Ihnen bei Ihren Zauberkünſten noch beiſtehen?

Dann vermag ich nichts! ſagte Engelbert.

Gott ſei gelobt — ſo iſt man doch nicht ganz in Ihre Hand gegeben, mein junger Herr! Aber wenn Sie nun Ihren Bruder oder ſeine Duenna zu Hülfe rufen?

Engelbert ſchüttelte den Kopf.

Ich weiß erſtens nicht, ob einer von beiden die magnetiſche Gabe hat, die auch bei mir nur ſchwach iſt; und wäre es der Fall, ſo würden wir nichts Zuverläſſiges erfahren; der Tiſch antwortet, ſo viel ich habe beobachten können, nur aus der Seele deſſen heraus, der die Hände auf ihn legt.

Das junge Mädchen fand nun die Heiterkeit wieder, welche bis jetzt dem überraſchenden Eindrucke des Phänomens, das ſie zum erſten male geſehen, gewichen war.

Nun, ſagte ſie, es iſt doch ehrlich und redlich von Ihnen, daß Sie mich nicht ängſtigen, indem Sie den Tiſch für eine kleine hölzerne Allwiſſenheit ausgeben. Aber für die Treuloſigkeit, womit Sie mich bewogen, in aller Harmloſigkeit Ihnen meine Hand zu Ihrem böſen Streiche zu reichen, verdienten Sie eine Strafe!

Laſſen Sie mir eine durch den Tiſch auferlegen.

Würde er das thun?

Sicherlich, Fräulein Agathe von Falkach!

Sie legte leiſe erröthend ihre Hände wieder auf den Tiſch.

Engelbert that es ebenfalls.

Nach einer Pauſe hob ſich der Tiſch wieder, und als Agathe nun die Frage ausſprach: Wie ſoll ich ihn ſtrafen? klopfte er die Antwort:

S—ch—w—e—i—g—e—n!

Sie lachte hell auf. O, das iſt ſchön, rief ſie aus — ich verlange nichts Beſſeres. Und einmal im Zuge und von ihrer Lebhaftigkeit hingeriſſen, fuhr ſie zum Tiſche gewendet fort:

Iſt er ſo grenzenlos neugierig?

Der Tiſch klopfte ſehr raſch — ſo lebendig wie nie vorher — ſeine Antwort; es war offenbar ein perfider, ſchadenfroher kleiner Kobold in dem Tiſche:

Grenzenlos verliebt! klopfte er.

Agathe zog ihre Hand zurück, als ob ſie plötzlich den Biß einer Schlange gefühlt — auch Engelbert ließ ſeine Hände von der Platte gleiten; beide junge Leute waren von der tiefſten Röthe übergoſſen und Engelbert ſah Agathe mit einem Blick an, in welchem ſich eine unbeſchreibliche Verlegenheit malte.

Sie faßte ſich zuerſt.

Es iſt abſcheulich, ſagte ſie, Sie haben den Tiſch mit den Händen klopfen machen, was Sie wollten — es iſt alles Lug und Trug — aber ich ſehe, Sie wollen gehen, — darf ich Sie bitten, die ehrliche Hannah zu mir zu ſenden? Ich möchte ihr etwas ſagen ....

Engelbert war aufgeſtanden.

Es iſt nicht Lug und Trug, ſagte er und ſuchte, aber ohne großen Erfolg, in ſcherzhaftem Tone zu ſprechen; was

der Tiſch über Ihren Namen geſagt hat, iſt die reine Wahrheit.

Sie ſchüttelte den Kopf.

Nichts, nichts, nichts, ich will von dem Tiſche nichts mehr hören!

Und wollen ihm doch gehorchen!

Indem ich „ſchweige“ und Ihre Neugier nicht befriedige? Ja, das will ich — das will ich — auch keine Silbe ſollen Sie jetzt zur Strafe von mir erfahren!

Engelbert hatte etwas von ſeiner Faſſung wiedergefunden.

Dann muß ich andere Mittel in Bewegung ſetzen, ſagte er lächelnd.

Welche? Haben Sie noch mehr ſolcher Zauberſtücke in Vorrath?

Das iſt mein Geheimniß!

O Ihre Geheimniſſe! Meinethalben! Geheimniß um Geheimniß — ich fordere Ihre Geheimniſſe heraus — mir ſollen Sie die meinen nicht ablocken, das gelobe ich Ihnen, mein Herr Wald, — und .... Sie wollten die große Güte haben und mir Hannah heraufſenden!

Engelbert ging, von einem vornehmen Kopfnicken verabſchiedet, und nachdem er Hannah zur Fremden geſandt hatte, trat er in das Wohnzimmer ſeines Bruders.

Nun? fragte Guſtav Wald — du kommſt aus einer ſehr lebhaften Unterhaltung, mein Junge — du haſt einen ganz rothen Kopf davon.

Daran kannſt du ſehen, daß ich es nicht habe an Anſtrengung fehlen laſſen, durchzuſetzen, was wir beſchloſſen hatten — trotz aller Anſtrengung aber habe ich gar nichts durchgeſetzt — ich weiß von der Fremden ſo gut wie gar nichts, nichts als den

bloßen Namen, und den weiß ich nur durch ein ſo unſicheres Ding, wie ein klopfender Tiſch iſt ....

In der That?

Und was noch beſſer — das junge Mädchen lebt in dem naiven Wahne, ſie ſei hier, bei einem ehrwürdigen Pfarrer unter dem Schutze ſeiner Haushälterin, aufs allervortrefflichſte aufgehoben; vielleicht bleibt ſie noch wochenlang — wenn nicht etwa du den Muth haſt, ihr reinen Wein einzuſchenken.

Ich? ſagte Guſtav erſchrocken. Behüte Gott!

Es bleibt dir aber nichts anderes übrig, antwortete Engelbert, ſich an ſeines Bruders Entſetzen ergötzend. Du biſt der Hausherr, du der Wirth — du mußt mit ihr reden.

O, ich wäre der rechte Mann dazu! rief Guſtav aus.

Engelbert achtete auf ſein Widerſtreben nicht.

Nur, fuhr er fort, ſieh' dich wohl vor — denn wahrhaftig, ſie iſt eine kleine Hexe; ein ſo übermüthiges, ſo geiſtreiches und zugleich ſo keckes Geſchöpf iſt mir noch nicht vorgekommen.

Und das kannſt du bewundern, keck, bei einem Frauenzimmer? fragte Guſtav, ſeinen Bruder etwas mistrauiſch anſehend.

Verſteh' mich wohl! Ihre Keckheit hat nichts, was nicht ganz anmuthig mädchenhaft wäre; ich will es auch nicht gerade Keckheit nennen, es iſt eben ein Etwas, das entſprungen ſein muß aus dem Gefühl des Wohlſeins, der Herzensgüte und der Ueberlegenheit, welche große Bildung und große Sicherheit in den Umgangsformen der Geſellſchaft geben. Ich habe mehrere junge Mädchen von ebenſo großer Sicherheit kennen gelernt, aber nie eins, welches, ihrer angeborenen Anmuth froh, ſo ſehr ſich hätte gehen laſſen dürfen!

Der Pfarrer ſchüttelte den Kopf.

Es iſt aber bei alledem eine misliche Geſchichte, ſagte er.

Engelbert zuckte die Achſeln.

Am Ende nicht ſo ſehr, wie du denkſt. Du haſt dir von Hannah etwas einreden laſſen. Apropos, ſie klagt über Hannah — deine Haushälterin ſei unfreundlich gegen ſie!

Guſtav Wald wollte antworten, als Hannah ins Zimmer trat.

Herr Paſtor, ſagte ſie, die fremde Dame läßt anfragen, ob ſie nicht die Ehre haben könnte, den Herrn Paſtor auf einen Augenblick bei ſich zu ſehen.

Wen? mich? fragte Guſtav erſchrocken.

Hannah nickte blos, aber mit dem ſchadenfroheſten Geſicht von der Welt.

Du hörſt es, ſagte Engelbert — nun geh' denn und mache es beſſer als ich!

Soll ich den Sonntagsfrack bringen, Herr Paſtor? fragte Hannah, die ſehr wohl wußte, wie viel es ihrem Herrn koſte, in dieſes feierliche Kleidungsſtück zu fahren und einen Beſuch zu machen — und nun gar bei einer jungen Dame!

Guſtav betheuerte, es ſei unmöglich — er habe ſeit fünf Jahren nicht mehr mit einer Dame geſprochen — er wiſſe ſich gar nicht zu benehmen; er mache ſich ein Gewiſſen daraus, um Engelbert's willen, der Fremden nicht zu zeigen, welch unbeholfenen, verwilderten Bruder der gewandte Legationsſecretär habe ....

Engelbert wollte nichts hören und lachte laut auf über das Geſicht, welches ſein Bruder machte. Für Guſtav Wald ging die Sache jedoch über den Scherz hinaus. Es wurde ihm überaus unbehaglich zu Muthe. Er ſtellte ſeine Pfeife bald in die Ecke, bald nahm er ſie wieder; er ordnete bald haſtig ſein Halstuch, und bald ergriff er ebenſo haſtig ſein ſpaniſches Rohr mit dem weißen Elfenbeinknopf, um, wie er ſagte, einen Krankenbeſuch zu machen, der gar keinen Augenblick Aufſchub mehr ertrage.

Es kann dir alles nichts helfen, rief Engelbert; du mußt, willſt du ihr nicht als ein Menſch ohne Erziehung gelten!

Hier iſt der Frack, Herr Paſtor! ſagte Hannah, aus dem Nebenzimmer tretend, das leidige ſchwarze Tuchgeſchöpf auf dem Arm.

Guſtav Wald konnte nicht mehr ausweichen. Aber es ging ihm jetzt wie den Furchtſamen, die ins Feuer müſſen. Er wollte gehen; o, er genirte ſich ja nicht im mindeſten; er fuhr in die Aermel des Fracks, daß die Nähte platzten, ſo energiſch betrug er ſich dabei. Er war entſchloſſen, mit der Fremden ernſt zu reden und ihr rundheraus die Wahrheit zu ſagen. Er ſah gar nicht ein, daß es irgend Gründe in der Welt geben könne, ihr die Wahrheit zu verheimlichen. Er wollte dieſer kleinen Abenteurerin ſchon deutlich genug zu verſtehen geben, daß ſelbſt in der romantiſchſten Siedelei am romantiſchen Rheine nicht Platz mehr für eine ſolche Romantik des Erſcheinens und Auftretens ſei. Er wollte ſehr höflich und freundlich ſein: er wollte um alles in der Welt nicht die Pflichten der Gaſtlichkeit gegen eine Leidende aus den Augen ſetzen; aber er ſah denn doch nicht ein, weshalb er ſich für nichts und wieder nichts den Frieden des Hauſes ſtören, ſeine Haushälterin vertreiben, ſeinen Ruf böſen Zungen preisgeben laſſen ſollte — kurz, er wollte ſehr offen ſein, und ſo ſchritt er denn haſtig zur Thür hinaus.

Guſtav, Guſtav! — rief ihm Engelbert nach.

Was haſt du?

Willſt du denn wirklich ſo im Frack zu ihr? Weißt du denn nicht, daß es ſich nicht ſchickt, einen Morgenbeſuch im Frack zu machen?

Ah! jetzt ſoll ich ihn wieder ausziehen? Weshalb habt ihr mich denn hineingeſchwatzt? ſagte Guſtav Wald unwillig.

Nicht im Frack? I warum nicht gar im Schlafrock, Herr Engelbert! — Kommen Sie nur, Herr Pfarrer, der Herr Bruder will Sie nur necken und zum beſten haben! miſchte ſich Hannah in die Debatte — es iſt ein ſchlechter Spaß von dem Herrn Bruder ....

Ich verſichere dir auf Treu' und Glauben, es iſt wider allen Anſtand! fiel Engelbert ein.

I gehen Sie doch, Herr Engelbert, Sie verſtören ihn ja noch ganz, den Herrn Paſtor! Glauben Sie doch nicht, daß wir hier ſo aus aller Welt wären, um uns ſo etwas aufbinden zu laſſen; man hat auch Sitt' und Lebensart gelernt, und im Frack macht man Viſiten, und jetzt kommen Sie, Herr Paſtor, und machen Sie nur nicht zu viel Complimente mit der Mamſell, und .... und ....

Engelbert hörte Hannah's Redefluß nicht weiter, denn bereits waren beide, ſie ſowol wie Guſtav Wald, draußen, und gleich darauf krachte die hölzerne Treppe nach oben unter den Schnallenſchuhen des geiſtlichen Herrn.

Engelbert ging in den Garten hinaus, um dort ſeines Bruders Rückkunft abzuwarten.

Es verging eine geraume Zeit; eine Viertelſtunde — eine halbe — Engelbert hörte, während er zwiſchen den Gartenbeeten auf- und abſchritt, durch das offene Giebelfenſter oben das wohllautende Organ der Fremden und ſeines Bruders tiefere, geſetzte Stimme fortwährend in lebhaftem, heiterm Zuſammenplaudern. Endlich kam Guſtav Wald herunter und raſchen Schrittes in den Garten.

Nun? fragte Engelbert, geſpannt ihm entgegeneilend.

Wahrhaftig — du haſt recht, ein liebenswürdigeres Geſchöpf kann es nicht geben!

Haſt du ihr geſagt ....

Du hätteſt hören ſollen, mit welcher Anmuth ſie mich um Verzeihung bat, daß ſie gezwungen ſei, unter mein friedliches Dach ſo viel Unruhe und Laſt zu bringen; wie ſie darauf beſtand, ich müſſe ihr erlauben, es dadurch gut zu machen, daß ich etwas für einige meiner Kranken, Leidenden oder Armen in der Gemeinde von ihr annehme; und wie theilnehmend ſie ſich nach meinen Pfarrkindern erkundigte, ob ſie fleißig und zufrieden ſeien, wie ſie lebten, ob viel Dürftige unter ihnen, ob Anſtalten für die Nothleidenden da ſeien . . .

Haſt du ihr zu verſtehen gegeben . . . .

Dann hat ſie mir hunderterlei Dinge erzählt: von Ungarn, wie dort die Pfarrer auf dem Lande leben, vom Fronleichnam in Wien, von Sacre-Coeur in Paris, von Pater Ravignan's Predigten, und weiß der Himmel, was alles — gerade als ob ſie ſich ihr ganzes Leben um nichts anderes als Kirchen, Klöſter und Proceſſionen gekümmert hätte — obwol ſie angab, daß ſie Proteſtantin ſei!

Aber du wollteſt ihr ja ſagen . . . .

Ach, lieber Gott, dazu bot ſich auch nicht der Schatten einer Möglichkeit! fiel Guſtav Wald ein — und wenn auch, ich hätte es in der That nicht gewagt!

Engelbert lachte laut auf.

Nun wahrhaftig, die Sache wird humoriſtiſch. Zwei Männer, die ſich ſo oft zuſammen in den höchſten Lüften der Speculation gewiegt und über göttlichen νοῦς und menſchliche Logik zu Gericht geſetzt haben, und die jetzt nicht wagen, mit einem jungen Mädchen zu reden . . . . Engelbert lachte ſo laut, daß, wäre Guſtav nicht ſo harmloſer Natur geweſen, er ſehr wohl hätte merken können, wie noch etwas mehr da ſein müſſe, was die Heiterkeit ſeines Bruders errege, als allein die Freude an der komiſchen Rathloſigkeit der beiden klugen Männer. Und

das war es in der That — der Gedanke, daß Guſtav die Fremde verletzen und daß ſie dann ſogleich abreiſen werde, hatte für Engelbert etwas Schreckliches gehabt. Von dieſer Laſt war nun für heute ſein Herz befreit. Aber durchaus nicht ſah es ſo beruhigt in dem Herzen des Pfarrers aus. Für den erſten Augenblick freilich, und ſolange die überaus lebhafte Aufregung dauerte, in welche ihn das anziehende Geſpräch der Fremden verſetzt hatte, war er noch unbekümmert; nach und nach aber ſtieg der Gedanke an Hannah, der bis dahin nebelhaft verſchwommen im Hintergrunde geblieben, wieder in erſchreckender Klarheit vor ihm auf; was wird Hannah ſagen, wenn wir immer noch nicht weiter ſind? war die Frage, die Guſtav Wald erſchrocken an das Schickſal richtete .... obwol es gar nicht nöthig war, daß das Schickſal kam, um ſie ihm zu beantworten, denn Guſtav wußte die Antwort ſich ſehr wohl ſelbſt zu geben!

Sechstes Kapitel.

Junge Herzen.

Und doch blieb Hannah den ganzen Tag über ſtumm und ſprach kein Wort mehr über die Fremde zu ihrem Pfarrherrn. Vielleicht war jetzt mehr als alles andere der weibliche Trieb der Neugierde in ihr rege geworden, und ſie wollte ſich darauf beſchränken, erſt eine Weile die Augen aufzuthun und zu beobachten, um hinter das ganze merkwürdige und intereſſante Geheimniß Engelbert's und der Fremden zu kommen. Solange aber Hannah ſchwieg, ließ Guſtav Wald auch die Sorgen und die Bedenklichkeiten ruhen, in der feſten Ueberzeugung, daß dieſe angenehmen Weſen immer noch früh genug, von Hannah's jungfräulicher Hand geleitet, ſich wieder zum Beſuche bei ihm einſtellen würden.

Und das geſchah denn auch, noch bevor vierundzwanzig Stunden verfloſſen waren. Es war am folgenden Vormittag; der Pfarrer kehrte von dem Beſuche des Kranken zurück, den er ſchon am vorigen Tage hatte machen wollen und nun endlich auszuführen Zeit gefunden. Als er in ſeinen Garten trat, fand

er Hannah beſchäftigt, Küchenkräuter für die Mittagsſuppe abzuſchneiden.

Wo iſt mein Bruder? fragte er, bei Hannah ſtehen bleibend.

Hören Sie es denn nicht? ſagte die Haushälterin, ſich aufrichtend: ſchon ſeit ein paar Stunden dort oben, und die Stimmen klingen laut und luſtig genug aus dem offenen Giebelfenſter heraus, daß man's vernimmt, wo der Herr Bruder iſt!

Der Pfarrer ſah nach dem Giebel ſeines Hauſes empor und ſchwieg eine Weile. Es war, als ob die Sorgen in der Atmoſphäre Hannah's weilten; denn offenbar bemächtigten ſie ſich in dieſem Augenblicke ſchon ſeiner Gedanken, ehe die Haushälterin nur noch den Mund aufgethan, um ein Wort mehr zu ſagen.

Sie ſcheinen in der That ſehr munter zu ſein, Hannah! hob er nach einer Weile wieder an.

Meiner Seel', ſie haben recht, daß ſie ſich freuen!

Und weshalb? fragte Guſtav Wald harmlos und unbefangen.

Weil es ihnen ſehr gut geht in der Paſtorat zu L. am Rhein! antwortete Hannah giftig.

Hannah, Hannah! verſetzte der Pfarrer in mild verweiſendem Tone.

Iſt es denn nicht wahr? antwortete die alte Jungfer, in heftiger Bewegung einen ganzen Peterſilienſtengel mit der Wurzel ausrupfend.

Guſtav Wald ſchwieg wieder, beide Hände über den Elfenbeinknauf ſeines ſpaniſchen Rohrs gekreuzt, das er vor ſich in den Sand des Gartenpfades geſtoßen hatte.

Was ſoll daraus werden? hob er nach einer Pauſe mit einem Seufzer wieder an. Es muß etwas geſchehen, Hannah, es darf ſo nicht fortgehen.

Hannah erhob ſich noch einmal und ſah dem Pfarrherrn feſt ins Auge.

Geſchehen muß freilich etwas. Es kommt nur darauf an, wer es thun ſoll! ſagte ſie.

Guſtav Wald fühlte ſehr wohl, was alles in dieſen Worten ſeiner geſtrengen Dienerin lag. Es war genug, ihn ſein ſpaniſches Rohr ſachte aus dem Boden, in den er es eingebohrt, aufziehen und ihn dann langſam weiter wandeln zu laſſen, die Hände auf dem Rücken, das Haupt nachdenklich geſenkt.

Engelbert war unterdeß oben im Zimmer der Fremden und ſchien ſich dort ganz vortrefflich zu unterhalten. Es dauerte ſicherlich eine Stunde, bis er herunterkam. Er ſuchte ſeinen Bruder auf, der jetzt in einem ſtillen ſchattigen Winkel des Gartens ſaß, ein Buch in der Hand, über deſſen Rand ſein Auge fortblickte, in die ferne Bläue hinaus. Engelbert's Blicke glänzten, ſein Geſicht war mehr als gewöhnlich geröthet. Guſtav Wald wurde unangenehm berührt von dieſen Spuren der Aufregung bei ſeinem Bruder.

Nun? reiſt ſie heute? fragte er kalt.

Engelbert lachte.

Denke nicht daran! rief er aus. Es gibt auf Erden kein Geſchöpf von einer größern Naivetät. Ich habe mein Beſtes gethan, ihr zu verſtehen zu geben, daß ich abreiſen müſſe, um keinen Raum zu übeln Deutungen zu laſſen — da hat ſie laut mit ihrer glockenhellen Stimme mir ins Geſicht gelacht. Sie hat es für einen diplomatiſchen Kunſtgriff von mir gehalten, um ſie zum Reden, zum Auskunftgeben zu zwingen. Ueble Deutungen, davon iſt ſie feſt überzeugt, ſind nicht im Stande, in den heiligen Umkreis eines Pfarrhauſes zu dringen. O, ſie iſt ein wahrer kleiner Kobold! Hätte ich nur nicht die Thorheit begangen, eine Art Wette mit ihr einzugehen, daß es

mir gelingen werde, alle ihre kleinen Geheimniſſe zu entdecken! Jetzt hält ſie ſie feſt, dieſe Geheimniſſe, nur um über mich zu triumphiren!

Mag ſie ſie in Gottes Namen feſthalten! verſetzte der Pfarrer, wenn nur mein Haus ſie nicht ſo feſthielte!

Ach, antwortete Engelbert raſch, du biſt doch eigentlich ein Erzphiliſter! Was iſt es denn im Grunde? Ein junges Mädchen ſucht ein Unterkommen in einem Pfarrhauſe, weil kein anderer paſſender Zufluchtsort in der Nähe iſt. Zufällig kehrt in dieſem Hauſe mit ihr zugleich ein junger Mann ein, das iſt das ganze Unglück; oder vielmehr, das ganze Unglück iſt, daß in demſelben Hauſe eine thörichte alte Jungfer wohnt, die ihrem Herrn den Kopf mit Grillen ...

Guſtav Wald unterbrach ihn.

Hannah hat recht! ſagte er feſt und beſtimmt.

Hannah hat unrecht, erwiderte Engelbert ebenſo beſtimmt — und daß du es weißt, ſetzte er lachend, im Grunde aber ſehr ernſt, hinzu, ich nehme die Fremde unter meinen beſondern Schutz und dulde nicht, daß man ſie nur durch eine Silbe ahnen läßt, wie mein gaſtfreier Herr Bruder und ſeine menſchenfreundliche Haushälterin ſie trotz ihres Leidens zur Thür hinausweiſen möchten!

Engelbert, Engelbert! ſagte Guſtav Wald, ſeinen Bruder betroffen und beinahe ängſtlich anblickend — nimm dich in Acht! Dieſer kleine Kobold, wie du ſie nennſt, hat dich umſtrickt; nimm deine Vernunft zuſammen.

Vernunft! lachte Engelbert laut auf; es ſteht dir wohl an, Vernunft zu predigen! Wer citirte geſtern noch Hamann's Wort: „Die Vernunft iſt eine wächſerne Naſe und ein Oelgötze, dem ein ſchreiender Aberglaube göttliche Attribute andichtet?“ Alſo nichts von Vernunft, Brüderchen!

Guſtav Wald ſchwieg, einigermaßen betroffen, ſo beim Worte genommen zu ſein, und die beiden Brüder trennten ſich, beide etwas verſtimmt gegeneinander. Engelbert ging zwiſchen den Gartenbeeten auf und ab. Seine Seele war voll von der reizenden Unbekannten. Das kleine Geheimniß, das ſie umgab, war nur ein Reiz mehr für ihn. Es ſchien ihm eine liebenswürdige Laune, ein Räthſelſpiel, das ihr eine harmloſe Koketterie eingegeben. Es war ja auch das einzige Geheimniß, mit welchem ſie ſich umgab, dieſes neckende Verſchweigen ihrer äußern Verhältniſſe. Sonſt, glaubte er, lag ja ihre ganze Seele offen und klar vor ihm da; die heitere, ungetrübte Seele eines jungen Mädchens, das, in den günſtigſten Verhältniſſen aufgewachſen, alle Mittel der Bildung zu Gebote ſtehen gehabt und ſie mit großer Lebhaftigkeit benutzt zu haben ſchien. Sie hatte viel in der Welt geſehen und alles lebhaft, theilnehmend und mit offenen Sinnen aufgenommen; ſie ſprach mehre Sprachen, ſie hatte viel geleſen, ſie war an den Verkehr der großen Welt gewöhnt, und bei aller beinahe muthwilligen Sicherheit war doch ihrem Weſen nichts an Anmuth, nichts an ſeiner erſten, ſchönſten Jungfräulichkeit verloren gegangen.

So ſpiegelte ſich jetzt, nach ſeiner letzten Unterredung mit ihr, Agathe in den Augen des jungen Mannes; und dieſes Spiegelbild hatte für ihn etwas ſo Verführeriſches und Hinreißendes, daß ſicherlich die Vernunft, welche Guſtav Wald eben ſeinem Bruder predigen wollte, dagegen keine Macht mehr übte.

In den Nachmittagsſtunden machte Engelbert mit ſeinem Bruder einen Spaziergang das Thal hinauf; ſie kehrten erſt am Abend heim. Der Pfarrer begab ſich dann in ſein Wohnzimmer und von dort in die Kirche, wo er eine Abendandacht zu halten hatte. Engelbert ging, um auszuruhen, in die Veranda. Zu ſeiner Ueberraſchung fand er hier einen der Gartenſtühle von

der fremden jungen Dame beſetzt. Er ſprach ſeine Freude aus, ſie von ihrem Unfalle ſo weit wiederhergeſtellt zu finden, daß ſie ſich habe herunterbegeben können.

Meine Wiederherſtellung hat keine großen Fortſchritte gemacht, ſagte ſie; es hat mir heftige Schmerzen verurſacht, auf Hannah's Arm geſtützt die Treppe herunterzugelangen. Aber es litt mich nicht länger da oben, in meiner Einſamkeit. Das Herz wurde mir etwas ſchwer. Dieſer abſcheuliche Fuß ſpielt mir einen ſchlimmen Streich! Ich muß weiter, weiter, weiter! fügte ſie mit einem leiſen Seufzer hinzu.

Agathens Stoßſeufzer ſchien auf Engelbert einen niederſchlagenden Eindruck zu machen. Bemerkte ſie es, daß ihre Sehnſucht in die Ferne ihm wehe that?

Es gefiel Ihnen geſtern noch ſo wohl in dieſer poetiſchen Einſiedelei, hat etwas ſie Ihnen ſeitdem verleidet? fragte er nach einer Pauſe.

Das nicht; aber die Vernunft ſagt mir ...

O die Vernunft — von der dürfen Sie hier nicht reden — mein Bruder lebt auf dem geſpannteſten Fuße mit ihr, und Sie dürfen keine Gäſte zu ſich laden und hier einführen, die dem Hausherrn verhaßt ſind!

Ich verſtehe dieſen Scherz nicht, den Sie treuloſerweiſe auf Koſten Ihres herzensguten und liebenswürdigen Bruders machen, ohne daß er hier iſt, um ſich vertheidigen zu können.

Ich mache keinen Scherz auf ſeine Koſten, ich ſage die Wahrheit. Mein Bruder iſt ein Feind der Vernunft. Er nennt es einen Irrthum, in ihr die rechtmäßige Beherrſcherin unſers Lebens zu erblicken. Er iſt ein vollſtändiger Rebell wider ſie; er wirft ſie zur Thür hinaus, damit ſie ihn nicht ſtöre in ſeiner Verehrung höherer Ideen.

Nun wohl, ſagte lachend Agathe; eben wenn er ſie über ſeine

Schwelle gewieſen hat, kann ſie hierher zu uns unter die Veranda kommen — die arme vertriebene Vernunft!

O nein, nein! rief Engelbert aus; höchſtens wenn ſie ſich den Paß zur Weiterreiſe von mir als Legationsſecretär viſiren laſſen will, mag ſie kommen, ich will ſie mit einem Zwangspaſſe recht weit ab, auf . . . zu dirigiren, da hat man ſie nöthig!

Es iſt ein ſonderbares Bekenntniß von Ihnen, ſagte die junge Dame, daß Sie keine Vernunft in Ihrer Nähe dulden wollen. Ich fürchte ſie nicht; ſie iſt mir immer eine liebe und vertraute Freundin geweſen, mit der ich mich nie überworfen habe.

Vielleicht, weil der Verkehr auf ziemlich fremdem Fuße ſtehen geblieben iſt — das erhält die Freundſchaften! fiel Engelbert neckend ein.

Mag ſein; ich will es Ihnen geſtehen, daß ich mich eigentlich nie viel von der Vernunft beherrſchen habe laſſen. Ich habe mich bei meinen Entſchlüſſen ſeit je am meiſten von meinem erſten und mächtigſten Gefühl leiten laſſen, ohne viel zu überlegen. Ich habe immer geſucht, nur mir ſelbſt treu zu bleiben; ich habe ohne Nachdenken meiner Natur vertraut. Das aber darf wol ein unbeſonnenes junges Mädchen ſagen — doch wie ein Mitglied des klugen, überlegenen, weiſen, die Welt regierenden Geſchlechts, wie ein Mann ſeine Stimme gegen die Vernunft erheben darf . . .

Nun, es hat alles ſeine Gründe, antwortete Engelbert; vielleicht ſchmähe ich die gute, weiſe Duenna des Menſchenlebens nur, weil ſie mir bittere Vorwürfe gemacht hat, und weil ich mir nicht eingeſtehen will . . .

Nun, was?

Daß ſie recht hatte!

Und worüber hätte ſie Ihnen Vorwürfe machen können? Etwa, daß Sie nicht, bevor Sie mir Ihre Hülfe angedeihen ließen, ein Verhör mit mir anſtellten? lachte Agathe.

Nein, umgekehrt, verſetzte Engelbert, daß ich nicht ein Verhör mit mir ſelbſt anſtellte; daß ich mich nicht fragte ... Engelbert ſtockte einen Augenblick, aber es herrſchte ja bereits Dämmerung in der Veranda; wie er erröthete, konnte kein menſchliches Auge mehr ſehen; und ſo fuhr er, indem er ſich hinüberbeugte zu ihr und den Arm auf die Lehne ihres Seſſels legte, fort:

Daß ich mich nicht fragte: Was wird für dich aus dieſem Begegnen entſtehen — biſt du der Menſch, der ſo mächtige Eindrücke leicht wieder von ſich abſchüttelt, biſt du nicht im Gegentheil eine jener treuen Naturen, die, wenn ſie einmal ein überwältigendes Gefühl in die weitgeöffnete Seele haben eindringen laſſen, auch für die Ewigkeit ſich gebunden fühlen? ...

Agathe ſprang wie tief erſchrocken plötzlich vom Stuhle auf, aber zugleich auch ſtieß ſie einen leiſen Schrei aus.

O mein Gott! ſagte ſie — mein Fuß — ich habe nicht daran gedacht — laſſen Sie mich ins Haus zurück — bitte, rufen Sie Hannah!

Engelbert eilte, zitternd vor Aufregung, Hannah zu rufen.

Dieſe kam. Agathe verließ, auf ihren Arm ſich ſtützend, langſam die Laube; ſie ging an Engelbert, ohne ihn anzublicken, ohne Gruß vorüber.

Engelbert eilte nun ebenfalls hinaus und lief noch lange in den Gartenpfaden auf und ab. Er ſah ein Licht in dem Wohnzimmer ſeines Bruders aufflammen, ein Zeichen, daß Guſtav Wald zurück war. Aber er blieb draußen in der Dunkelheit. Alle ſeine Pulſe klopften. Du haſt ſie beleidigt — du haſt ſie verletzt; du haſt dich betragen wie ein zudringlicher Laffe! Das war ſein einziger Gedanke.

Wir wiſſen nicht, was Agathens Gedanken waren, als ſie oben in ihrem Giebelzimmerchen ſich allein befand. Wir wiſſen nur, daß ſie zu Hannah ſagte, wenn es ihr irgend möglich ſei, werde ſie nun morgen ſich an ein Dampfſchiff bringen laſſen.

Hannah hatte nichts darauf erwidert. In Hannah's Anſichten ſchien überhaupt eine kleine Umwandlung vorgegangen zu ſein. Sie hatte am Nachmittag ein paar Beſuche im Dorfe abgeſtattet. Sie war wie natürlich überall nach dem neueſten und großen Ereigniß ausgefragt worden, der Anweſenheit einer fremden Dame im Pfarrhauſe. Aber bei dieſen Fragen und den daran ſich knüpfenden Erörterungen hatte ſie wahrgenommen, daß auch keine Seele etwas Unſchickliches in jener Anweſenheit erblickte. Kein Gedanke der guten Dörfler, ſchien es, ſetzte voraus, der geachtete und wegen ſeiner Herzensgüte verehrte Pfarrer werde irgendetwas thun oder dulden, woran ſich auch nur die leiſeſte Bemerkung irgendeiner Art knüpfen laſſe.

Dieſe Entdeckung warf Hannah's Empfindungen zwiſchen zwei entgegengeſetzten Polen hin und her. Sie ärgerte ſich, daß ihre Prophezeiungen ſich ſo wenig erfüllten, daß alle ihre Klagen, womit ſie ihrem Hausherrn das Herz ſchwer gemacht, leeres Geſchwätz geweſen ſein ſollten, und daß ſie dadurch als eine recht mistrauiſche, übeldenkende Perſon, eine wahre thörichte Jungfrau daſtehe. Aber ſie freute ſich doch auch wieder der Beruhigung, die ſie empfangen, und wenn die Leute nichts daran nachzuſagen fänden, dachte ſie jetzt, ſo könne ihr die Anweſenheit der Fremden auch recht ſein — eine recht freundliche, anſtändige und vornehm erzogene Dame war es ja doch; und je länger ſie blieb, deſto größer wurde natürlich auch die Hoffnung auf etwas, das Hannah nicht in der Lage war, bei ihrer Beurtheilung des Falles außer Acht zu laſſen: nämlich ein hübſches Geſchenk, das ſie doch am Ende für Pflege und Mühe von der

Fremden erwarten durfte. Und ſo kam es denn, daß Hannah den ganzen Abend ungewöhnlich ſtill, gegen die Fremde ungewöhnlich aufmerkſam geweſen war, vor dem Hausherrn ſich möglichſt wenig ſehen ließ und ſelbſt am andern Morgen durch keine Miene vor dem Pfarrherrn verrieth, daß ſie auf gewiſſe Geſprächsgegenſtände zurückzukommen wünſche.

Engelbert war am andern Morgen ſehr früh auf. Er ging mit ſeinem Bruder zur Kirche. Als beide zurückgekommen waren, ſuchte er ſehr bald Hannah in der Küche auf und fragte in möglichſt gleichgültigem Tone nach Agathens Befinden und womit ſie ſich beſchäftige. Geſtern am Abend habe ſie vom Abreiſen geredet, verſetzte Hannah. Engelbert fuhr es wie ein Dolch durchs Herz. Alſo hatte er ſie beleidigt — ſie wollte fort, trotz ihres Leidens — o, er hätte ſich ſelbſt ein Leid anthun mögen aus Verzweiflung darüber. Doch heute, fuhr Hannah fort, habe ſie nichts mehr davon erwähnt. Aber einen Brief habe ſie in der Morgenſtunde geſchrieben — Hannah habe ihn gleich fortbringen müſſen, zum Hauſe des Poſtboten. An wen der Brief adreſſirt geweſen, ſchämte Engelbert ſich zu fragen; ſicherlich war es eine Aufforderung an irgendeinen Verwandten, augenblicklich zu kommen und Agathe abzuholen!

Engelbert durchlebte einen ſorgen- und qualvollen Tag. Um ſeinem Bruder nicht Rede ſtehen zu müſſen, ſchweifte er auf den Bergen umher. Wie an den beiden frühern Tagen Agathe vormittags einen Beſuch zu machen, wagte er nicht; für vieles in der Welt hätte er nicht unter ihre Augen treten mögen. Am Nachmittage konnte er ſich einer Aufforderung ſeines Bruders nicht entziehen, einen Spaziergang mit ihm zur Burgruine hinauf zu machen. Erſt am Abend kehrten beide zurück. Als ſie nun durch den Garten vor dem Pfarrhauſe ſchritten, war das erſte, was Engelbert erblickte — niemand anders als Agathe,

die leſend unter der Laube ſaß. Der große Ausſchnitt der Veranda ließ den obern Theil ihrer ſchlanken Geſtalt erblicken. Und in der That, nie in ſeinem Leben hatte Engelbert einen entzückendern Anblick gehabt als den dieſes Bildes, das ihm ſo unerwartet vor Augen trat, des jungen Mädchens mit dem feinen, etwas geſenkten Profil, den langen dunkeln Wimpern und der anmuthigen Beugung des Nackens, umrahmt vom üppigen Rebenkranz, der ringsumher ſeine Laubfülle ſchlang. Engelbert's Herz ſchlug hoch auf. Sie war zu derſelben Stelle zurückgekehrt, von der er ſie geſtern vertrieben hatte; er hatte ſie alſo nicht verletzt, nicht beleidigt — oder ſie hatte ihm verziehen!

Als die beiden Männer herantraten, richtete Agathe etwas haſtig und bewegt ſogleich das Wort an ſeinen Bruder, und — es war offenbar — ſie vermied es, Engelbert anzuſehen, während ſie den Pfarrer in ihr lebhaftes Geſpräch verſtrickte. Ja, es war Engelbert, als wäre dieſes Geſpräch heute von einer ganz beſondern Lebhaftigkeit; und wie ſie ſo plauderte, und ihre Wange heller ſich geröthet hatte denn je, und der Blick ihrer ſchönen dunkeln Augen glänzend auf dem Pfarrer haftete, aber etwas von einer gewiſſen Scheu verrieth, etwas, was Engelbert nie vorher darin wahrgenommen, da zogen die übermüthigſten Hoffnungen in die Bruſt des jungen Mannes ein. Er ſaß ſchweigend da, er ſuchte ihrem Auge zu begegnen; aber es gelang ihm nicht — auch da nicht, als ſie endlich Hannah, die zufällig durch den Garten geſchritten kam, herbeirief und ſich von ihr ins Haus führen ließ.

Aber Engelbert ließ dadurch ſeinen Hoffnungen nichts von ihrem kühnen Schwunge nehmen. Er wurde jetzt plötzlich, während er den ganzen Tag über der einſilbigſte Menſch von der Welt geweſen, ſeinem Bruder gegenüber der redſeligſte Menſch von der Welt. Er hielt Guſtav Wald durch ſein Geplauder noch

lange in der Laube feſt. Es war bereits tiefe Nacht, als ſie ſich endlich trennten; Guſtav ging hinein, weil er vor Schlafengehen noch etwas in ſeine Pfarrbücher einzutragen hatte. Engelbert machte noch einen Gang durch den Garten und blickte nach Agathens Fenſter auf. Es war erhellt, es war offen — und das junge Mädchen ſelbſt lag im Fenſter; ſie ſchien die weiche Nachtluft einzuſaugen und auf das Rauſchen des Stroms zu horchen.

Agathe! rief Engelbert leiſe zu ihr hinauf.

Sie beugte das Haupt zu ihm nieder, aber ſie antwortete nicht.

Sind Sie mir böſe?

Abermals keine Antwort.

O, um Gottes willen ein Wort, Agathe — ich vergehe ſonſt vor Angſt, daß Sie mir zürnen!

Statt aller Erwiderung erhielt Engelbert plötzlich einen leiſen Schlag an die Wange. Es war ein Reis, das Agathe vom Spalier, welches bis zu ihr hinaufreichte, geriſſen hatte und jetzt nach ihm warf.

Darf ich mir morgen Ihre Verzeihung holen? fuhr er fort, das Reis aufleſend.

Wenn Sie ſie dadurch verdienen wollen, daß Sie vernünftig ſind! lautete ihre Antwort.

O gewiß, nur vernünftig, verſetzte er, ich war es ja nicht, der geſtern die Worte der Vernunft nicht anhören wollte, ſondern auf und davonging!

Und glauben Sie, ich ſei geneigter, ſie jetzt anzuhören? — Gute Nacht! ſagte ſie mit einem Tone des muthwilligſten Spottes, und in demſelben Augenblicke verſchwand ſie, und beide Fenſterflügel waren verſchloſſen, ehe Engelbert noch ein Wort hinaufſenden konnte.

Die ſchöne weiche Sommernacht ſenkte ſich tiefer und tiefer über Strom und Gebirge. Aber ihre ſtillen Schatten brachten Engelbert wenig mehr Ruhe, als die vorige ihm gebracht hatte. Er fühlte ſich von einem nie geahnten, übermächtigen, nicht zu beſchreibenden Zauber umſtrickt. Er fühlte ſich wie inmitten eines unbeſchreiblich reizenden Märchens ſtehen; und wie ein Märchen war ſie ja auch beinahe, die Lebensepiſode, die von dieſem Abend an für ihn begann — für ihn und für Agathe nicht minder! Es war eine Geſchichte von Jugend und Uebermuth, von leichtem Sinn und keckem Vertrauen auf das Glück; es war ein Mittſommernachtstraum, geträumt am ſchönen Rhein, in den ſchönſten Sommertagen, welche je der ſüße Duft der Rebenblüte erfüllt, das Summen der Bienen und das Gezwitſcher der Schwalben, die unter der Veranda des Pfarrers ihr Neſt bauten, je belebt hatte. Vielleicht wäre alles nicht ſo gekommen, wäre das Wetter trübe geweſen, hätten Regenſchauer jeden in die Zimmer gebannt, hätten düſtere Wolken am Himmel geſtanden und die Sonne verhüllt, daß man ſich daran hätte erinnern können, das Leben habe auch ſeine dunkeln Stunden und ſei nicht lauter Licht und heitere Bläne. Ja wahrhaftig, die helle Sonne trug die Schuld, die ſo boshaft allen Leichtſinn weckte, der in den armen verführten jungen Leuten ſchlummerte; und dann des Pfarrers ſonderbare Philoſophie, die er ihnen eines Tags weitläufig entwickelte und die auch ſo recht dazu erfunden war, ſich in Gottes Namen, im Vertrauen auf den Himmel gehen zu laſſen und nicht viel zu grübeln und zu denken, ob man auch weiſe handle, ſo ſeinem Herzen, ſeinem blinden, verliebten, muthwilligen Herzen ſich hinzugeben — ja, alles hatte ſich verſchworen, die jungen Leute zu verlocken. Selbſt die Sterne am Himmel waren gegen ſie: der roße Sirius, der jenſeit der Burgruine aufging und immer

boshaft durch eine Lücke des verfallenden Zinnenkranzes blickte, und die Venus, die immer zuerſt kam und in die Rebenlaube blinzelte, gerade als ob ſie es nicht abwarten könne, ſich ſchadenfroh über das Unheil, das ſie da angeſtiftet hatte, zu ergötzen. Und nun gar der Vater Rhein, der verdorbene alte Junggeſell, der erſt recht ſeinen Spaß an der Geſchichte zu haben ſchien, wie heitere alte Herren immer an ſolchen Dingen ihre abſcheuliche Freude haben — der plätſcherte und flüſterte unten am Ufer, als ob alle Undinen ihre Lieder im Rauſchen der Wellen ſängen. Es war wirklich gar nicht möglich, aus der Veranda ſich loszureißen an den wunderbar ſchönen ſternenhellen Abenden, wenn die Zauberlieder des Stroms von unten heraufdrangen und eine ſtille, ſüße Romantik die jungen Herzen beſchlich, die gefährliche Romantik mit den tauſend verführeriſchen Bildern und Träumen, von der das Lied geht:

An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rathe dir gut!
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth.

Und nun iſt mit alledem der Hauptböſewicht gar noch nicht einmal genannt, der allabendlich hinaus ins Freie lockte, der die beiden jungen Leute da feſtbannte und voreinander ihre Herzen ausplaudern ließ und, ohne daß ſie es merkten, mit ſeinem ſilberblaſſen Licht alle die ſchwärmeriſchen, weichen, ſchwermüthigſeligen Empfindungen auf ſie niedergoß, welche liebeentzündete Dichter und ſtille, einſame Jungfrauenherzen ihm in balſamiſchen Nächten hinaufgeſeufzt und emporgelispelt hatten. O, es war unſaglich ruchlos von dem runden vollen Mond, ſich an Schuldloſen ſo zu rächen; die armen jungen Herzen wurden darüber ſo ſchwindelig voll und überſtrömend, daß ſie ſich ſelbſt

nicht mehr kannten. Und da alles ſich wider ſie verſchworen hatte — der Mond und die Sterne und der Rhein an den weichen Sommerabenden, die Sonne und der Rebenduft und das Summen der Bienen und die erquickende Stille des kleinen lieblichen Pfarrhauſes bei Tage — was blieb ihnen übrig, als ſich wider die verſchworene Welt einander deſto treuer zu verbünden! Das thaten ſie denn auch aus voller Seele. Aber wie es zugegangen, nach weniger Tage Verfluß, nachdem Engelbert zwei, drei Morgen nacheinander ſeine Beſuche oben im Giebelzimmerchen erneuert und Agathe ebenſo oft nachmittags in die Veranda heruntergekommen — darüber wußte Engelbert keine Rechenſchaft abzulegen, als er ſeinem Bruder geſtand, daß Agathe ſeine — Braut ſei!

Brüderchen — nun iſt alles gut, ſagte er, und dabei ſtrahlten ſeine Augen, und jeder Zug ſeines Geſichts war von Freude verklärt — Hannah und du, ihr könnt jetzt ruhig ſein um euern unangetaſteten Ruf als unverwerflich zweifellos bewährte, feierliche Mitglieder des großen Bundes der Philiſter — wir ſind verlobt, und ſie will mein ſein, ſobald ich in meinem neuen Wohnort die nöthigen Vorbereitungen getroffen — ſobald ich dort eine kleine, friſch tapezirte, mit Mahagonimöbeln und Damaſtvorhängen ausgeſtattete und mit Teppichen belegte Hütte, die Raum hat für ein liebend Paar, gefunden habe. Ich reiſe dazu gleich morgen in der Frühe ab; nach etwa drei Wochen — die wirſt du der Braut deines Bruders noch unter deinem Dache zu weilen erlauben müſſen — nach drei Wochen kehre ich zurück — du trauſt uns in deiner kleinen Kirche da oben ...

Guſtav Wald hatte dieſe Wendung der Dinge längſt gefürchtet, und doch hatte ihn die Ankündigung ſeines Bruders jetzt ſo betroffen gemacht, daß er ſtumm daſtand und ihm mit Mund und Augen zuhörte.

Engelbert, Engelbert! welches Wagniß! ſagte er jetzt mit einem tiefen Seufzer.

Engelbert ließ ihn weiter nicht zu Worte kommen. Wagniß! wiederholte er mit ſpottendem Tone — ich trage das lebendige Gefühl in meiner Bruſt, daß wir füreinander geſchaffen ſind, daß die wunderbarſte Fügung des Himmels uns zuſammenführte, daß ohne ſie mein Leben ein erbärmliches, inhaltloſes, o, ſo nichtiges ſein würde, daß ich beſſer thäte, es gleich dort unten in den Rhein zu verſenken, als es noch etwa ein halbes Jahrhundert lang matt und unerſprießlich weiter zu ſpinnen ... und du redeſt von Wagniß!

Guſtav Wald ſah zu wohl ein, daß es vergeblich ſein würde, wider die Leidenſchaft anzukämpfen, welche im Herzen ſeines Bruder aufgeloht war.

Du biſt dein eigener Herr! ſagte er kleinlaut; übrigens, ſetzte er hinzu, wirſt du mir jetzt ſagen können, wer meine zukünftige Schwägerin denn eigentlich iſt.

O, freilich kann ich das, lachte Engelbert etwas verlegen auf — aber wahrhaftig, du böſer Menſch ſtehſt bei dem Glücke deines Bruders ſo trübſelig theilnahmlos da, daß ich, um dich zu ſtrafen, nun doch kein Wort davon ſage ... nein, kein Wort ſollſt du davon hören — und auch Hannah nicht — o, das iſt vortrefflich, Hannah ſoll vor Neugier ſchier umzukommen glauben!

Engelbert drehte ſich auf dem Abſatze herum und eilte lachend fort, in ſein Zimmer hinein.

Guſtav Wald ſah ihm mit bekümmerter Miene nach.

Er lügt, ſagte er; er weiß noch immer nichts von ihr — und er nimmt ſie zur Frau! Gott wende es zum Guten!

Etwa eine Viertelſtunde nachher ſaß Engelbert wieder oben in dem Giebelzimmerchen neben Agathen.

Mein Bruder iſt in Verzweiflung! ſagte er in heiterm Tone und doch geſpannt in ihre Züge blickend.

Weshalb?

Weil ich ihm eine Schwägerin angekündigt habe, ohne ihm ſagen zu können, wer ſie eigentlich iſt. Im Ernſt, Agathe, mir ſind auf meinem Lebenswege Perſonen begegnet, welche über ihre Vergangenheit und Verhältniſſe offener waren als eine gewiſſe räthſelhafte, verſchloſſene, verſtockte junge Dame, welche die leibhafte wiedererſtandene Sphinx iſt!

O ihr abſcheulichen Männer! rief Agathe mit komiſcher Entrüſtung aus — jetzt merke ich das ganze abgekartete entſetzliche Spiel! Es gibt doch nichts Schrecklicheres als Männereigenſinn! Da hat ein gewiſſer durchtriebener, ruchloſer Menſch ſich in den Kopf geſetzt, herauszubringen, was er meine Verhältniſſe nennt, und da es ihm, ſo hoch und theuer er ſich auch vermeſſen, daß es ihm ein Leichtes ſei, doch nicht gelingen will — was thut er? Er ſetzt das Aeußerſte daran, er ſchwört dem thörichten, leichtgläubigen jungen Mädchen Liebe, er gelobt ihr mit heiligen Eiden ewige Treue, er nennt ſie ſeine Braut — als ſeine Braut, denkt er, muß ſie doch mit ihrem kleinen Geheimniſſe, für das der meineidige Menſch ſeine Seele in die Schanze ſchlägt, herausrücken! O Männer, Männer! Aber Sie haben falſch gerechnet, mein Herr Engelbert Wald — falſch gerechnet, nicht eine Silbe ſollen Sie erfahren ...

Glatte kleine Schlange! wie du mir wieder entſchlüpfſt! rief Engelbert aus; aber ich halte dich dennoch feſt, ſetzte er hinzu, ſeinen Arm nach ihr ausſtreckend.

O laſſen Sie mich, laſſen Sie mich, ſagte ſie, ſich ihm entwindend, mit dem ſchelmiſchſten Ausdrucke von der Welt — ich bin furchtbar böſe auf Sie, Engelbert! O, mein armes Herz

das Sie brechen wollten, blos um Ihrer Neugier zu fröhnen! In der That, Engelbert, fuhr ſie lachend fort, ſehe ich aus wie die böſe Sphinx aus dem Alterthum? Nun, dann werde ich ſicherlich nicht mein Räthſelwort herſagen und dann aus Verzweiflung, daß ich nun für den ſpitzbübiſchen Menſchen die einzige Anziehungskraft verloren habe, daß er mich ruchloſerweiſe ſogleich verläßt, mit gebrochenem Herzen da unten mich in den Rhein ſtürzen! Nein, nein, daraus wird nichts — ich will leben bleiben, böſer Engel, und damit dir deine kleine Frau pikant, intereſſant, feſſelnd bleibe, ſollſt du noch jahrelang nicht dahinterkommen, wer ſie eigentlich iſt!

Sie lachte laut auf, gab ihm einen leiſen Streich auf die Wange und trieb allerlei neckiſche Poſſen.

Engelbert war viel zu berauſcht, als daß er ernſthaft bei ſeinem Vorhaben geblieben wäre und ſie mit Fragen gequält hätte.

Meluſine! ſagte er nur, während ſie ſeine kaſtanienbraunen Locken ſchmeichelnd um ihren weißen Zeigefinger wickelte — Meluſine — kleiner Dämon — Seenixe, räthſelhaftes Ehegeſpons des biderben Bannerherrn von Staufen, weiblicher Schwanenritter von Kleve ...

Siehſt du — ſo ſeid ihr ſchlechten Männer! unterbrach Agathe ihn — da iſt eine ganze Fülle von Romantik, in deren Licht du mich jetzt ſtrahlen ſiehſt. Was wäre ich für eine unintereſſante und langweilige Perſon für dich, wenn ich dir treulich berichtete von Papa und Mama, von den Couſinen und den Vettern, von dem, was meine Lehrerinnen mir anempfohlen, wie viel Taſchengeld ich wöchentlich vom Oheim und wie viel Kuchen ich von der Tante Pathe erhalten; wie ich von dieſer guten Tante Pathe auf einer kleinen Reiſe den Rhein hinauf mitgenommen worden, damit ich armes Ding doch auch einmal ein kleines Stück von

der Welt zu ſehen bekomme; und wie mir nun dieſe Welt ſo übermäßig gut gefallen, daß ich dem Drange nicht widerſtehen können, die alte Tante mit ihrem Mops und ihrer Schnupftabacksdoſe daſitzen zu laſſen und recht mitten hineinzulaufen in die Welt und immer mehr und mehr davon zu ſehen ... nicht wahr, mein Engel, welche langweilige Perſon wäre ich dann, wenn ich die Nichte einer ſolchen lächerlichen Tante wäre und ihr Tag für Tag einen Mops nachgetragen hätte? Jetzt aber bin ich ein feenhaftes Weſen: um meine Stirn erblickſt du die Grafenkrone der Meluſine von Luſignan ſchimmern; wenn du träumſt, ſiehſt du mich in einem roſenumkränzten Kahn, den Schwäne ziehen, den Rhein hinuntergleiten, an dem auf dem Söller ſeines Thurms voll unbeſtimmbarer Sehnſucht meines Herzens Eroberer, der getreue Ritter Engelbert, ſitzt; und die Schwäne ziehen den Kahn zum Fuße des Thurms, und wunderbare Accorde wie fernes Harfenklingen wehen um die Zinnen, und die Schwanenprinzeſſin da unten ſteigt aus ...

Die verwünſchte Prinzeſſin, die nächſtens wieder davonfliegt ...

Nein, nein, träumender, ſehnſüchtiger Ritter, ſie fliegt dir nicht wieder davon, denn ... Agathe ſprach dieſe Worte plötzlich mit einem ganz andern Tone, mit einem Ernſt, durch den etwas wie Schmerz und etwas wie innere Angſt klang ... denn es iſt ja alles nur in ihr die tiefe namenloſe Angſt, daß ihr Engel ihr davonfliegt, da die Engel nun einmal — Flügel haben!

Engelbert ſah ſie überraſcht an.

Es iſt aber doch ein ganz abſcheulicher Mangel an Vertrauen, daß du ſo verſchwiegen gegen mich biſt!

Das iſt es auch, fiel Agathe mit der ganzen frühern ſchelmiſchen Heiterkeit ein, ein gänzlicher Mangel an Vertrauen ... o, ich vertraue euch Männern nicht im allergeringſten — für Böſe-

wichter, Räuber, Mörder halte ich euch. Wenn ich dir geſagt hätte, welcher große und vornehme Herr mein Vater iſt und welche reiche Erbin du an mir erobert haſt ...

Dann glaubteſt du, ich hätte um deiner Reichthümer willen um dich gefreit.

Freilich, dann glaubte ich dir nicht ein Wort von allen deinen Liebesſchwüren, nein, dann wäre ich in ewiger Angſt, du ſtellteſt meinem armen Papa nach dem Leben, damit du deſto ſchneller in den Beſitz ſeiner Hotels in Paris und Wien, ſeiner Villa am Comerſee, ſeiner Herrſchaften in Ungarn kämeſt — ſieh', ſo wenig vertraue ich euch.

Wenn ich ſelbſt nun aber ſo verſchwiegen gegen dich wäre, wenn ich dir von meinem frühern Leben, meinen frühern Verhältniſſen nichts geſagt hätte?

Dann ſagte ich dir: Lieber Engel, der du zu mir aus den Lüften herniedergeſtiegen biſt, ohne daß ich weiß, woher du kommſt und wohin du gehſt, ich finde dich unendlich liebenswürdig; ich ſehe, daß du frei biſt von allen irdiſchen Schwächen; du haſt keinen Gran von Pedanterie und keinen Hauch von Neugier an dir; du biſt kein Philiſter, lieber Engel, und das allein reicht hin, dich in meinen Augen anbetungswürdig zu machen. Denn du glaubſt nicht, welche Pedanten und neugierige Philiſter unſere jungen Herren hier auf Erden ſind; wie ſie uns leichten poetiſchen Weſen, die wir über alle Wolken fortzuſchwärmen lieben, damit das Leben ſauer machen, dieſe unausſtehlichen, mit einer Brille auf der Naſe geborenen, in *** examinirten jungen Herren!

Engelbert mußte lachen und wußte nichts Beſſeres zu thun, als ihr den kleinen loſen Mund mit Küſſen zu ſchließen. Er mußte es aufgeben, der kleinen Schlange, wie er ſie nannte, ihre Geheimniſſe zu entreißen; und wenn auch ein wenig ver-

ſtimmt über die Hartnäckigkeit Agathens, die ſich in alle dieſe Scherze hüllte, ließ er ihr ihre Geheimniſſe, überfroh, daß er ja ſie ſelbſt beſaß!

Es iſt nun einmal im Buche des Schickſals geſchrieben, daß du meine Königin ſein ſollſt, ſagte er; auch die Königinnen nennen ſich nur mit ihrem Taufnamen; und die ſtolzeſte von ihnen nennt auch den nicht einmal; yo la reina zeichnet die Herrſcherin von Spanien. So ſagſt auch du: yo, ta reina — und weiter nichts!

So iſt's recht, antwortete ſie lachend, und um ſtumm zu gehorchen, haſt du weiter nichts nöthig, als meinen Namenszug zu ſehen. Jetzt aber geh', denn ich höre Hannah mit den Schlüſſeln klappern. „Entferne dich! Agatha Regina", das iſt meine erſte Cabinetsordre.

Als Engelbert zum Eſſen hinunterging, hatte er eine muthwillig-ſpöttiſche Freude an den verwunderten Mienen Hannah's. Es war augenſcheinlich, Hannah hatte von ihrem Herrn die große Kunde erhalten — und war ſtarr darüber. Seinen Bruder neckte Engelbert mit den Worten:

Nun, Guſtav, wirſt du uns proclamiren am nächſten Sonntag?

Guſtav ſchüttelte den Kopf.

Gottlob, das iſt nicht meines Amtes! Ihr ſeid meine Pfarrkinder nicht; wäre ich euer Seelſorger, wahrhaftig, es wäre auch beſſer für eure verlorenen Seelen geſorgt worden!

Aber trauen wirſt du uns müſſen; über drei bis vier Wochen, wenn ich zurückkehre.

Wenn du deine Papiere in voller Ordnung mitbringſt — ſonſt nicht; ich werde pedantiſch ſtreng darin ſein, das merke dir!

Immerhin; Agathe wird, was nöthig iſt, während ich fort

bin, kommen laſſen und dir geben; auch ich werde alles beſchaffen — Proclamationsatteſte, Dimiſſorialen und was nur dazu gehört, du kleiner Gregor VII. du!

Nachdem Engelbert die nöthigen Briefe geſchrieben, um zu erhalten, was er ſeinem Bruder verſprochen, reiſte er am andern Tage ab.

Seine Rückkehr verzögerte ſich bis in die vierte Woche; als er in dem kleinen Pfarrhauſe ſeines Bruders wieder anlangte, fand er Guſtav Wald in ſchönſter Harmonie mit Agathe und, wie es ſchien, jetzt mit Engelbert's Wahl vollſtändig ausgeſöhnt. Agathe ſelbſt war von ihrem Fußleiden gänzlich geneſen. Für Engelbert waren mehre große Schreiben mit Amtsſiegeln darauf angekommen. Sie enthielten, was er ſeinem Bruder zu übergeben hatte, um von dieſem getraut werden zu können.

Auch von Agathe habe ich alles Nöthige erhalten, ſagte der Pfarrer, als die beiden Männer am Abende im Wohnzimmer Guſtav's allein waren. Willſt du die Papiere ſehen?

Engelbert fühlte bei dieſer Frage ſich in eine äußerſt lebhafte Spannung verſetzt. All ſein Hab' und Gut hätte er hergegeben, dieſe Papiere zu ſehen, wenn es nicht anders möglich geweſen wäre. Aber er unterdrückte mit Gewalt alle äußern Zeichen ſeiner Spannung. Wie durfte er ſie ſeinem Bruder geſtehen, dem er ja vorgeſpiegelt hatte, er wiſſe von Agathen alles!

Willſt du mir die Papiere zeigen? warf er deshalb überaus gleichgültig hin.

Wenn ſie dich nicht intereſſiren, antwortete Guſtav mit boshafter Schelmerei, ſo brauche ich den Schreibtiſch nicht darum aufzuſchließen.

O, der Taufſchein einer Dame intereſſirt unſereins immer, mein unſchuldiger Bruder, verſetzte Engelbert — und nun gar einer Braut!

Ich ſehe, du biſt doch zum Diplomaten nicht ganz verdorben, erwiderte Guſtav Wald — du haſt wenigſtens Geiſtesgegenwart im Auffinden von hübſchen Vorwänden! Lachend ſtand er auf und öffnete ſein Schreibpult.

Engelbert aber blieb ſeiner Rolle kaum noch treu, als ſein Bruder die Papiere vor ihn hinlegte. Mit größter Haſt durchflog er ſie. Das erſte war der Taufſchein. Er war in einem Orte in Oeſterreich, deſſen Namen weder Engelbert noch Guſtav kannten, ausgeſtellt, für Agatha Paula Maria Emma Karolina, geboren den 20. Mai 1833, Tochter von Paul Friedrich Baron von Falkach und deſſen Gattin Emma Schellenberg. Das zweite Papier war eine lateiniſche Ausfertigung eines Pfarrers in Ungarn, deſſen Kirchdorf vollends einen unleſerlichen und ſeltſamen Namen hatte; es wurde darin beſcheinigt, daß dieſelbe junge, Agatha, Paula u. ſ. w. benannte Jungfrau rite et solenni modo als in den Stand der Ehe zu treten beabſichtigend von der Kanzel proclamirt ſei; derſelbe Pfarrer ertheilte die literas dimissoriales.

Dann lag noch ein Actenſtück vor. Eine Frau Emma von Falkach, geborene Schellenberg, ertheilte darin für ſich als Mutter und zugleich im Namen ihres in fernen Ländern auf Reiſen abweſenden Gemahls die Einwilligung zur Verbindung ihrer Tochter mit dem Herrn Legationsſecretär Engelbert Wald. Dies nicht ganz orthographiſch richtig abgefaßte Document war ausgeſtellt in einem ſüddeutſchen Badeort und vom dortigen Ortsvorſtand beglaubigt.

Das iſt alles? fragte Engelbert.

Das iſt alles, und es iſt genug! antwortete Guſtav Wald, indem er die Papiere wieder an ſich nahm und verſchloß.

Engelbert hatte ſehr große Luſt gehabt, die Namen des

Geburtsorts und des Pfarrorts ſich aufzuſchreiben, aber Guſtav ließ ihm nicht Zeit dazu.

Und wann wird nun Hochzeit gemacht? fragte dieſer ſeinen Bruder.

O, noch dieſe Woche, verſetzte Engelbert — übermorgen, morgen —

Gott behüte uns, antwortete Guſtav Wald. Hannah geht mit dem Plane um, ein feierliches Frühſtück nach der Trauung unter der Laube draußen anzurichten — damit iſt ſie morgen nicht fertig.

Alſo nach Hannah's Frühſtückszurichtungen ſoll ſich unſere Verbindung richten — am Ende wirſt du uns warten laſſen, bis deine Hühner die nöthige Anzahl Eier zu dieſem Frühſtück gelegt haben!

Weshalb nicht — du begänneſt dann ab ovo ein neues Leben!

Siebentes Kapitel.

Räthſelhafte Begegnungen.

Wir wiſſen nicht, wie viel Tage Hannah zur Zubereitung ihres Hochzeitmahls noch brauchte; zu viele werden ihrer wol nicht geweſen ſein, denn ſehr bald nachdem ſich, wie wir ſahen, alles zur Verbindung der beiden jungen Leute geebnet hatte, finden wir dieſe als junges Ehepaar in der Stadt, an welche Engelbert durch ſein Dienſtverhältniß gebunden war. Sie bewohnen einige ſehr elegant eingerichtete Zimmer im zweiten Stock eines Hauſes, das zwar nicht im Mittelpunkt des Verkehrs, aber deſto ruhiger, freundlicher und angenehmer in einer einzelnen Häuſerzeile liegt, deren Vorderſeiten auf die Baumwipfel und das dunkle Grün des fürſtlichen Schloßgartens hinausgehen. Engelbert hatte während ſeiner Abweſenheit die Wohnung vorher eingerichtet. Agathe war, als ſie dieſelbe betrat, entzückt über den Geſchmack, mit welchem er es zu thun gewußt. Die Räume waren weder groß noch zahlreich, noch üppiger möblirt, als es der Gehalt und die Einkünfte eines jungen Beamten erlaubten; aber die Wahl der nöthigen Einrichtungsgegenſtände war mit einem Gefühl für vornehme Einfachheit, anſprechende Formen

und harmoniſche Farben getroffen, daß das Ganze den wohlthuendſten und gewinnendſten Eindruck machte. Beſonders erfreute Agathe ſich an dem kleinen Zimmer, welches Engelbert für ſie beſtimmt hatte. In die Mitte deſſelben hatte er ihr einen kleinen Arbeitstiſch von Acajou ſtellen laſſen, der von einem Epheugitter überwölbt war; und wenn Agathe von ihrer Arbeit aufſah, ſo blickte ſie durch das Fenſter ihr gegenüber weit hinab in eine prachtvolle dunkle Lindenallee, welche die fürſtlichen Parkanlagen durchſchnitt uud in deren Hintergrunde eine hohe Bildſäule von weißem Marmor ſich von einer grünen Laubwand ſchimmernd abhob. In dieſen Räumen nun brachte das junge Paar die glücklichen Tage des „Honigmonats" zu, wie es diejenigen nennen, welche danach das Eſſen von Honig zu den höchſten irdiſchen Glückſeligkeiten zu rechnen ſcheinen.

Agathe war heiter, ja ausgelaſſen wie ein Kind. Und wenn Engelbert einmal ſcherzend auf ihre Verſchwiegenheit anſpielte und beginnen wollte, ſie auszuholen, dann wurde ſie es doppelt, und es ſchien, als ob ſie an der Geiſtesgegenwart, womit ſie ihm zu entſchlüpfen wußte, eine kindiſche Freude empfinde; es war ein fortwährendes Verſteckenſpielen zwiſchen ihm und ihr, und was Agathe anging, ſo hatte es allen Anſchein, als ob dies Spiel die heiterſte Würze ihres heitern jungen Ehelebens ſei. Was dabei ſonſt noch in der Seele der jungen Frau vorging, wer verſtände es zu analyſiren! Vielleicht war ihre ganze Verſchwiegenheit nur Freude am Fortſpielen einer angenommenen Rolle, am Heimlichen und Verſteckten — eine Neigung, die nach der Verſicherung geſtrenger Seelenkundiger ja tief im weiblichen Gemüthe ſich bergen ſoll. Vielleicht wollte ſie den Rauſch nicht ſchwinden ſehen, in welchem ihr verliebtes junges Herz ſchwelgte, wenn ſie daran dachte, daß in dieſer egoiſtiſchen, mistrauiſchen Welt ein ſtolzes Männerherz ſich ihr zu eigen gegeben mit dem

allerrückhaltloſeſten Vertrauen, ſo rein nur um ihrer ſelbſt willen! Vielleicht freute ſie ſich auch an Engelbert's Neugier und an der kleinen Qual, die ſie dem, den ſie ſo unausſprechlich liebte, damit verurſachte; denn ein wenig zu quälen, was man liebt, iſt bekanntlich auch einer jener launenhaften kleinen Züge, die zuſammen ausmachen, was man ein Frauennaturell nennt.

Und vielleicht — wer weiß es — bewegten noch viele andere, tiefere Gründe Agathe, ſo immer noch die hartnäckige Sphinx zu ſpielen. Weshalb ſonſt ſaß ſie zuweilen, wenn ſie allein war und Engelbert auf den Bureaux im Hauſe des Barons R., ſeines Geſandten, arbeitete, ſo ernſt an ihrem eupheuumgrünten Tiſche und blickte umwölkten Auges in das Schattendunkel der Parkallee vor ihr hinab? Wie eine ſtille Sorge lag dann etwas auf ihrer ſchönen ſchmalen Stirn, als ob ſie fürchte, daß das weiße ſchimmernde Marmorbild, welches ſie ſo feſt dabei fixirte, ſich aus dem Hintergrunde heranbewegen und ihr leiſe näher ſchreitend ein Schreckenswort zurufen, ein furchtbares Unheil bringen könne.

Er iſt wie Ottokar — ſagte ſie einmal, während ſie ſo daſaß, in halbleiſem Selbſtgeſpräch; er iſt eine ſo eigenthümlich vornehme, poetiſch reine und deshalb ſtolze Natur. Er ſtellt mich viel, viel zu hoch — das iſt mein Unglück; ich bin viel zu ſehr ſein Ideal . . . er wird ſcheu werden, und ganz ſo wie Ottokar es machte, wird er . . . .

Sie hörte Engelbert's Schritt auf der Treppe und flog ihm entgegen mit dem lachendſten Geſicht von der Welt.

Engelbert kam, ſeine kleine Frau zu einem Spaziergang abzuholen; es war das ſchönſte Wetter von der Welt; aber da es ein ziemlich heißer Tag war, begaben ſich beide in die Schloßanlagen, wo faſt überall Schatten herrſchte. Sie waren eine Weile plaudernd gewandelt, als eine Carroſſe, in welcher ein

Herr und eine Dame mittlern Alters ſaßen, ihnen entgegengerollt kam. Die Dame im Wagen nahm ein Lorgnon und fixirte das luſtwandelnde Paar damit; dann wechſelte ſie mit dem Herrn ein paar Worte, und als die Equipage neben Engelbert und Agathe angekommen war, grüßte die Dame Agathe mit der Hand, mit wiederholtem Kopfnicken und einem Lächeln, worin die größte Herzlichkeit ſich ausſprach, während der Herr mit ebenſo großer Freundlichkeit und auffallendem Eifer den Hut zog und Agathe eine Verbeugung machte.

Kennſt du die Herrſchaften? Das iſt der ruſſiſche Geſandte in Dresden, Fürſt G., der auf der Durchreiſe hier iſt und den ich heute bei Baron R. ſah.

So werden ſie dich gegrüßt haben! fiel Agathe, die tief erröthet war und wie aufgeregt ihre Schritte beſchleunigte, ein; und für eine ſo flüchtige Bekanntſchaft, ſetzte ſie lachend hinzu, war der Gruß der Frau Fürſtin überaus warm; du mußt ihre Eroberung in einem Grade gemacht haben, daß ich eiferſüchtig werde, mein böſer Engel!

Kleine Bosheit! ſagte Engelbert und drückte zur Strafe den vollen gerundeten Arm, den er auf dem ſeinigen trug. Die Fürſtin war gar nicht bei R., ſondern nur der Fürſt, um einen diplomatiſchen Beſuch zu machen: du ſiehſt, deine Ausflüchte gelten nicht, alſo heraus mit der Sprache . . . . woher kennſt du ſie?

Als ob das nicht zu meinen Geheimniſſen gehörte, verſetzte Agathe lächelnd.

Ach — zu deinen Geheimniſſen, von denen ich ja nichts wiſſen will . . .

Richtig, antwortete die junge Frau, von denen du nichts hören und ſehen willſt . . .

Du brauchſt das gar nicht ſo ſpöttiſch zu ſagen, fiel Engelbert ein wenig gereizt ein, ich will wirklich nichts davon wiſſen — wenn du ſie mir jetzt auch erzählen wollteſt, ich würde mir die Ohren zuhalten!

Agathe ſah ihn ein wenig betroffen an. Sie ſchwieg und dann lenkte ſie das Geſpräch auf andere Dinge. Engelbert hatte die Begegnung bereits beinahe vergeſſen. Aber ſie wurde ihm lebhaft ins Gedächtniß zurückgerufen, als eine noch andere auffallendere hinzukam, welche einige Tage nachher ſtattfand.

Agathe beabſichtigte in einem entfernten Stadttheile für ihre angehende Haushaltung einige Einkäufe zu machen, und Engelbert begleitete ſie. In einer der Straßen, durch welche ihr Weg führte, blieb Agathe vor einem kleinen baufälligen Hauſe ſtehen; weil ſie die Stickereien betrachten wollte, welche auf rothen und blauen Papierflächen hier hinter einem Schauladen ausgeſtellt waren. Engelbert, den dieſe Spitzen und Krägen nicht intereſſirten, warf nur einen flüchtigen Blick darauf, mit dem er zugleich wahrnahm, daß hinter dem Schauladen, im Innern des Hauſes, ein paar Frauenzimmer über ihre Näharbeiten oder Stickereien gebückt ſaßen; er wendete ſich dann ab und muſterte die Vorübergehenden, bis Agathe ihre Theilnahme an den zierlichen Gegenſtänden ihrer Aufmerkſamkeit befriedigt habe. Da hörte er im Innern des Hauſes eine Thür ſich öffnen, ein raſcher, etwas ſchwerfällig ſchlürfender Schritt kam heran, und in die offene Hausthür neben dem Schaufenſter trat eine ſtarke, ſehr nachläſſig gekleidete Perſon mit vollem Geſicht und unangenehmer Lebhaftigkeit in Mienen und Bewegungen — ſie ſtreckte die Hand Agathe entgegen und rief mit kreiſchender Stimme: Ei, grüß Gott, ei, Sie hier, Fräul ....

Aber bei der erſten Erſcheinung der Ladenbeſitzerin hatte Agathe ſich abgewandt, und mit einem Geſichte, in welchem ſie

trotz aller Geiſtesgegenwart und Selbſtbeherrſchung nicht die Spuren erſchrockener Ueberraſchung unterdrücken konnte, eilte ſie an Engelbert's Arm zurück und mit ihm fort.

Die Perſon auf der Thürſchwelle, welcher ſo plötzlich das Wort im Munde abgeſchnitten war, blickte ihr verwundert nach.

Ei ſieh', die iſt ſtolz geworden und kennt unſereins nicht mehr! ſagte ſie dann, ſich ins Haus zurückwendend, mit bitterm Lachen.

Nun, Agathe, iſt das wieder eine plötzliche Eroberung, die ich gemacht habe? fragte Engelbert betroffen.

Nein, diesmal bin ich weit entfernt, das zu behaupten, böſer Mann, antwortete Agathe, ſich raſch von dem Schauplatz des kleinen Ereigniſſes entfernend — diesmal ſcheint man mich für jemand anders gehalten zu haben!

Das muß ſein, antwortete Engelbert, aber bei weitem nicht mehr in demſelben ſcherzend heitern Tone, in welchem er Agathens Ausflüchte aufgenommen hatte, als ſie den Gruß des ruſſiſchen Fürſten erhalten. Er ging im Gegentheil auf dem ganzen Wege ziemlich einſilbig neben ihr her, während ſie bemüht ſchien, durch ihr Geplauder ſeine Gedanken zu zerſtreuen.

Es war natürlich, daß nun in Engelbert die Verſuchung aufſtieg, jene Putzarbeiterin am andern Tage allein aufzuſuchen und ſie nach ihrer Bekanntſchaft mit Agathe zu fragen.

Aber er verwarf dieſen Gedanken ebenſo ſchnell, als er ihm gekommen. Er konnte unmöglich hinter dem Rücken ſeiner Frau ſolche Schritte thun und heimliche Nachforſchungen nach ihr anſtellen. Es hätte ihn in ſeinen eigenen Augen entehrt, weil er es für — — — ja für gemein hielt. Aber er begann von dieſem Augenblicke an die Verſchwiegenheit ſeiner Frau, die ihn bisher nur von Zeit zu Zeit verſtimmt hatte, als etwas, was ihn innerlich tief verletzte, zu empfinden.

Dieſe Arbeiterin, ſagte er ſich, wird vielleicht Dienerin bei den Aeltern Agathens geweſen ſein; vielleicht hat ſie Arbeiten für ſie gemacht; aber weshalb nur verleugnet ſie vor mir eine ſolche Bekanntſchaft? Es kann doch keinen andern Grund haben, als um mich abzuhalten, mit dieſer Frau zu reden. Ich ſoll keine Spur finden, auf der ich das Räthſel ihrer frühern Exiſtenz entdecken würde! Was iſt denn eigentlich an dieſer verhüllten frühern Exiſtenz, das das Licht zu ſcheuen hat? Etwas Vorwurf Verdienendes, Beſchämendes — o nein, das iſt nicht möglich bei Agathe — nun und nimmermehr. Und wäre es ſo — könnte ſie dann nicht alles andere mir mittheilen und nur das mir verſchweigen, was ſie zu verbergen hätte? — In der That, es liegt doch ein Mangel an Vertrauen zu mir in alledem, der anfängt, etwas rückſichtslos Kränkendes zu bekommen! Es wäre doch wirklich Zeit, der Sache ein Ende zu machen. Und ich glaube, es iſt am beſten, ich beginne ihr ganz ſtandhaft zu zeigen, daß ich ihre Vergangenheit gar nicht zu kennen wünſche. Sie wird dann dies Verſteckenſpielen aufgeben, weil es den Reiz für ſie verliert, wie ein Kind, das aus ſeinem dunkeln Eckchen von ſelbſt hervorkommt, wenn man es nicht mehr ſucht. Ich muß den Anſchein annehmen, als wolle ich ihr Vertrauen nicht. Sie müßte nicht eine Frau ſein, wenn ſie dann nicht mir es auf den Händen entgegentrüge!

Engelbert blieb dieſer Politik von dieſem Tage an getreu; er verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit für Agathe, wenn dies irgend möglich war, er zeigte ihr nie etwas anderes als die rückhaltloſeſte Hingebung und Offenheit, aber er vermied von nun an im Geſpräche jede Wendung, welche wie eine directe Anſpielung auf ihre Verſchwiegenheit oder wie die Aeußerung eines innern Wunſches ausgelegt werden konnte, daß ſie dieſe Verſchwiegenheit aufgeben möge.

Eine Weile lang wurde es Engelbert nicht ſchwer, ſeinen Plan auszuführen; nach einiger Zeit aber machte er Beobachtungen, welche ihm die Aufgabe ſehr erſchwerten.

Er hatte eines Tages, als er nach Tiſche ſeine Wohnung verließ, um zu ſeinen täglichen Berufsarbeiten zu gehen, Agathe verſprechen müſſen, am Abende einen Beſuch mit ihr zu machen. An einer beſtimmten Stelle im Schloßgarten wollten ſich beide dazu treffen, weil dadurch Engelbert ein großer Umweg erſpart wurde. Als es abends ſechs Uhr ſchlug, war er auf dem Wege zu dem Rendezvous im Park; den Schlangenwindungen der Pfade in den nach engliſchem Geſchmack entworfenen Anlagen folgend, nahte er ſich der beſtimmten Stelle, als er, um ein hohes Gebüſch wendend, plötzlich Agathe mit einem fremden Menſchen im Geſpräch erblickte, der durch die Lebhaftigkeit, womit er ſprach und lachte und dabei ungenirt ſeine langen Gliedmaßen ſchlenkerte, augenſcheinlich ein alter Bekannter Agathens ſein mußte. Es war eine hohe Geſtalt, mit einem blaſſen, verlebten Geſicht, wirrem und langem pechſchwarzem Haar und einer vernachläſſigten Kleidung, welche nicht die der untern Volksklaſſen und auch nicht die der gebildeten Stände war. Die ganze Erſcheinung machte den Eindruck eines Vagabunden oder wo möglich von etwas noch Aergerm auf Engelbert, der erbleichend einen Schritt zurücktrat und vom nächſten Gebüſch geborgen ſtill ſtand, um ungeſehen die beiden Geſtalten beobachten zu können. Das Geſpräch Agathens mit dem Fremden dauerte noch etwa fünf Minuten; dann ſtreckte der letztere die Hand aus, und Engelbert, dem bei dieſem Anblick das Blut zum Herzen zurückſtrömte, ſah, wie Agathe zum Abſchied herzlich die ihrige hineinlegte und wie der Menſch endlich ging, mit Kopfnicken und Handwinken grüßend, aber ohne an ſeine Mütze zu rühren.

Agathe blickte nun um ſich, wie in Sorge, ob ſie geſehen worden in dieſem Zwiegeſpräch, dann ſchritt ſie auf eine in der Nähe befindliche Gartenbank zu und ſetzte ſich darauf, um Engelbert's Kommen abzuwarten. Engelbert aber blieb, einen Spiräenzweig abbrechend und zwiſchen den Zähnen zerkauend, nachdenklich eine Weile ſtehen. Hatte früher Agathens Verſchloſſenheit etwas Verletzendes für ihn gehabt — jetzt begann ſich ein anderes Element hineinzumiſchen: die wirkliche Sorge, die Unruhe über ihre Vergangenheit!

Endlich faßte er ſich, und indem er ein unbefangenes Geſicht machte, nahte er ſich der, wie es ſchien, in Gedanken verſunkenen jungen Frau auf der Bank. Sie begrüßte ihn heiter wie immer; beide machten ſich dann auf den Weg, um ihren Vorſatz auszuführen. Während ſie nebeneinander herſchritten, bot Engelbert Agathe ſeinen Arm nicht an. War es Abſicht, oder war es Zerſtreuung — es war das erſte mal heute bei ihren gemeinſamen Wanderungen. Sie legte nach einigen Schritten ihren Arm unaufgefordert in den ſeinen. Dabei ſah ſie wie fragend zu Engelbert auf. Aber ſein Auge begegnete ihrem Blicke nicht. Er blieb überhaupt den ganzen Abend ſchweigſam und zerſtreut. Der Beſuch, den das junge Ehepaar machte, galt einer ſehr lebhaften, ſehr geſprächigen Dame, die durchaus verlangte, daß Engelbert und Agathe zum Thee bei ihr bleiben ſollten; Agathe nahm die Einladung an, obwol es Engelbert, der ſich ſehnte, mit ſich allein zu ſein, unangenehm war. Aber er mußte ſich in ſein Los ergeben, und über der eifrigen Unterhaltung, welche Agathe mit der lebhaften Wirthin und einem paar anderer Gäſte, die ſich im Laufe des Abends einſtellten, führte, ſchien die junge Frau nichts von der Verſtimmung ihres Mannes zu merken.

Engelbert fühlte, daß ſeine Lage ernſter ſei, als er geahnt.

Es kamen ihm Gedanken, als ob er ſich Vorwürfe zu machen habe, daß er in verliebtem Leichtſinn anders gehandelt, als er hätte handeln ſollen. Aber es ſchien ihm, daß es noch immer am beſten ſei, bei der Politik, für welche er ſich jüngſt einmal entſchloſſen hatte, zu bleiben.

Seltſam war, daß, je mehr und je länger er dieſe Politik befolgte, deſto mehr etwas in Agathe hervortrat, was ſie früher nie gezeigt. Ihre ſonſtige immer gleiche Heiterkeit ſchien ſich nämlich zu trüben. Sie ſprach weniger, ſie ſaß oft in tiefes Sinnen verloren, und einmal, als Engelbert heimkam, traf er ſie mit rothgeweinten Augen an.

Was iſt dir, Herz, du haſt geweint? ſagte er ihre Hand ergreifend.

Ach, über den einfältigen Roman dort, verſetzte ſie .... ich bin ſo thöricht leicht gerührt! Sie deutete auf ein in ihrem Nähkorb liegendes Buch.

Und war die Geſchichte ſo herzbrechend? fragte Engelbert lächelnd.

Ach, nein, es war nur recht kindiſch von mir ... die Geſchichte handelte von einem braven, ehrlichen jungen Manne, deſſen Vater eine That begangen, die ihn auf die Galeren gebracht. Der junge Mann iſt Künſtler, er hat ſich mit einem Mädchen aus einem vornehmen Hauſe verlobt und ... er wagt ihr weder ſeinen wahren Namen noch das Schickſal ſeines Vaters zu geſtehen, weil er ſie dann zu verlieren fürchtet ...

Und dann?

Dann vernimmt ſie es von andern Menſchen und nun verläßt ſie ihn.

Das war ſchlecht von ihr! fiel Engelbert ein.

Nicht wahr, rief Agathe lebhaft aus — das war ſehr ſchlecht von ihr?

Vorausgeſetzt, daß ſie es aus thörichtem Stolze that — ſonſt . . .

Sonſt? was willſt du ſagen?

Wenn ſie es wegen ſeines Mangels an Vertrauen zu ihr that, hatte ſie recht.

Hatte ſie recht? fragte Agathe tief bewegt und wie vorwurfsvoll zu ihm aufſchauend.

Ja, verſetzte Engelbert ſtreng und kalt — ſie hatte recht! Wenn er ihr nicht vertraute, hatte er auch keine rechte Liebe für ſie.

Aber er fürchtete ja nur, ſie zu verlieren!

Engelbert zuckte die Achſeln.

Er hätte ihr die Wahrheit ſagen und es darauf ankommen laſſen müſſen! endete er kühl und verſtimmt dies Geſpräch . . . er hatte das Abſichtliche der ganzen Erzählung gemerkt, er fühlte, daß Agathe ihn ſondiren wolle und dies verletzte ihn ſo, daß er ſich abwendete.

Agathe fuhr verſtohlen mit ihrem Tuch über die Augen.

O mein Gott, ſagte ſie dabei im ſtillen . . . . und wenn ich jetzt auch reden wollte — es wäre ja zu ſpät, zu ſpät!

Engelbert aber ging mit düſter gerunzelter Stirn in ſein Zimmer. Hier ſchritt er nachdenklich auf und ab und endlich ſagte er mit einem tiefen Seufzer:

Welch eine Lage! Jeder Gedanke in mir iſt ein Vorwurf wider Agathe, daß ſie mir ihre Vergangenheit verſchweigt, und wenn ſie ſie mir nicht verſchwiegen hätte, würde vielleicht jeder Gedanke in mir ein Vorwurf wider ſie ſein: warum haſt du mir das nicht verſchwiegen, warum haſt du mich elend gemacht durch dein Reden, elender als je dein Schweigen mich machen konnte!

Es wäre klug von Engelbert geweſen, dieſen Gedanken feſtzuhalten und ſich in die Dinge zu ergeben wie ſie waren. Aber wer wird eine ſolche Klugheit von einem Herzen, das liebt, tief und wahrhaft liebt, erwarten! Engelbert's Verlangen, die Räthſel ſeiner Sphinx zu löſen, wurden von dieſem Augenblick an nur noch brennender.

Ach — und die arme Sphinx! Sie ſah fortwährend den Abgrund vor ſich geöffnet, in welchen ſie ſtürzen werde, ſobald ſie ihr Geheimniß dahingegeben.

Daß ich nicht früher ſprach, ſagte ſie ſich, vielleicht war es thöricht und überſpannt . . . aber jetzt, jetzt iſt es zu ſpät . . . er wird mir nie vergeben, daß ich ihm nicht vertraut!

Es mochte etwa eine Woche verfloſſen ſein, als das junge Ehepaar eine Einladung zu einer großen Abendgeſellſchaft erhielt. Sie nahmen die Einladung an, und bald nachdem ſie an dem Abende des Feſtes in die Salons der Frau v. W. eingetreten waren, wurde Engelbert von der Wirthin gebeten, an einer Whiſtpartie theilzunehmen, welche für ein paar alte, auf andere Weiſe nicht mehr zu erheiternde Damen angeordnet worden war. Engelbert war weder ein beſonders geſchickter noch ein leidenſchaftlicher Spieler, aber aus Gutmüthigkeit und Gefälligkeit für die Wirthin hielt er dennoch ſehr lange ſtand. Endlich bat er ermüdet und erſchöpft einen in ſeine Nähe kommenden Bekannten, eine Zeit lang für ihn die Partie zu übernehmen, und erhob ſich, um eine Wanderung durch die andern Geſellſchaftsräume anzutreten. Sein Auge überflog dabei die ſpielenden oder ſprechenden Gruppen der Gäſte, um Agathe zu ſuchen. Er hatte vorhin ihre helle Lerchenſtimme gehört, wie ſie zu allgemeinem Beifall ungariſche Zigeunerlieder mit Pianofortebegleitung vorgetragen. Aber er fand ſie jetzt nicht; endlich entdeckte er ſie im letzten Salon; ſie ſtand in einer Fenſterbrüſtung, halb

verdeckt von den reichen Damaſtvorhängen. Vor ihr hatte ſich ein dem Namen nach ihm bekannter Franzoſe, ein Graf S. aufgepflanzt, der für Engelbert als leerer Salon- und Jockeiclub-Menſch eine ziemlich unangenehme Perſönlichkeit war. Engelbert nahte ſich ihnen, und zwar, weil der Boden mit weichen Teppichen belegt war, ohne daß ſein Kommen vernommen wurde. Die Unterhaltung wurde in franzöſiſcher Sprache geführt; aus den Worten, die Engelbert von dieſer Unterhaltung entgegenſchwirrten, verſtand er, daß Agathe und Graf S. zuſammen in der Großen Oper in Paris Ronconi in der Rolle des Herzogs in „Lucretia Borgia" gehört hatten und ſich jetzt ihr Entzücken über dieſen großen Genuß ausſprachen.

Engelbert trat heran.

Sie kennen meine Frau von Paris her, Herr Graf? ſagte er, ohne die Frage irgend zu betonen und wie gleichgültig hingeworfen.

Der Franzoſe wandte ſich zu ihm und mit der kaltblütigſten Unverſchämtheit von der Welt antwortete er:

O nicht doch; ich bin nicht ſo glücklich. Wir redeten von Ronconi, den Ihre Frau Gemahlin auf dem Kärtnerthortheater in Wien und ich in Paris hörte!

Engelbert ſah ihm finſtern Blicks in das ruhig lächelnde Geſicht. Er war durch dieſe offenbare Lüge ſo empört, daß er nahe daran war, die Faſſung zu verlieren und ihm eine derbe Zurechtweiſung zu geben. Aber er beſann ſich im rechten Augenblicke, daß er hier keine Scene veranlaſſen dürfe, und daß er außerdem nur zu leicht lächerlich werden könne, wenn er ſeiner Gereiztheit nachgebe, da man die letztere ſicherlich für einen Ausfluß ehemänniſcher Eiferſucht halten werde. Er beſchloß eine andere Gelegenheit abzuwarten, um mit dieſem Franzoſen wieder anzuknüpfen. Deshalb drehte er ihm den Rücken zu, und

als er dabei mit dem Auge die Züge Agathens ſtreifte, trat ihm aus ihrem Geſicht ein Ausdruck entgegen, den er heute zum erſten male bei ihr wahrnahm, und der ihn unbeſchreiblich ſchmerzlich berührte. Es war ihm, als blicke eine lächelnde Schadenfreude oder ein ſpöttiſches Triumphiren über ihn aus ihren dunkeln lebhaften Augen. Dieſer Ausdruck war ihm ſo fremd, er goß ihm einen ſolchen Strom eiſiger Kälte ins Herz, daß er, als er am Abende ſeine junge Frau nach Hauſe begleitete, nicht über ſich gewinnen konnte, von dem ganzen Vorfall mit ihr nur ein Wort zu reden.

In der Nacht lag er ſtundenlang ſchlaflos da, denn die Sorge ſcheuchte den Schlummer von ſeinen Augenlidern. Wenn Agathe ſo weit geht, fragte er ſich, mit fremden Menſchen ſich zu verbünden, um mich von ihnen belügen zu laſſen, ſoll ich dann noch die zarte Rückſicht haben, mich aller heimlichen Nachforſchungen über ihre Vergangenheit zu enthalten? Wahrhaftig, dazu bin ich doch zu nahe berührt von dieſer Vergangenheit!

Und trotzdem kam er nicht dazu, einen Entſchluß zu faſſen. Er war zwar noch immer feſt überzeugt, daß in der Vergangenheit Agathens nichts Unverzeihliches liegen könne. Aber dennoch bangte er jetzt vor den Ergebniſſen, wenn er beginnen werde, ſtill und heimlich zu unterſuchen und zu kundſchaften. Und welche unheilbare Kluft mußte es zwiſchen ihm und ihr aufreißen, wenn er durch Nachforſchungen hinter ihrem Rücken zu Ergebniſſen gekommen wäre, die demüthigend für Agathe geweſen wären! War und blieb es nicht immer noch das Beſte, wenn er nicht ſein ganzes Lebensglück auf das Spiel ſetzen wollte, ſich zu beherrſchen, alle in ihm aufgeſtachelten Gefühle zu unterdrücken und fortzufahren, ihr rückhaltloſes Vertrauen zu zeigen, um ihr eigenes Entgegenkommen dadurch zu gewinnen ... wenn ſie ihm überhaupt entgegenkommen, wenn ſie offen gegen ihn ſein konnte?

Engelbert blieb bei dieſem Gedanken ſtehen, und als er ſeiner Frau am andern Morgen zum Frühſtück gegenübertrat, zeigte er ihr ein möglichſt unumwölktes Geſicht und verſuchte mit derſelben Unbefangenheit wie immer über gleichgültige Dinge zu plaudern. Aber es war, als ob Agathe gerade dies traurig ſtimme; ſie ſah ihn manchmal, wenn ſie glaubte, es unbemerkt thun zu können, wie ängſtlich an und offenbar war ſie weniger ſorglos und heiter als je.

Als er gehen wollte und Abſchied von ihr nahm, war ſie ungewöhnlich bewegt. Sie legte ihren Kopf an ſeine Bruſt, und indem ſie traurig zu ihm aufblickte, ſagte ſie:

Liebſt du mich denn nicht mehr? wirklich nicht ein ganz klein wenig mehr?

Welche ſeltſame Frage, Agathe! antwortete Engelbert.

Sie verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt und ſprach nicht weiter. Engelbert drückte flüchtig einen Kuß auf ihre Stirn. Da ſie nicht fortfuhr zu reden, machte er ſich endlich ſanft von ihr los und entfernte ſich. So viel iſt gewiß, es beginnt ſie zu beängſtigen, daß ich ſo wenig Neugierde beweiſe, ſagte Engelbert ſich, als er die Treppe niederſtieg; bleibe ich ſtandhaft, ſo wird ſie mir vielleicht eines ſchönen Tages danken, wenn ich nur ihre Bekenntniſſe anhören will! . . . Vielleicht!

So zufrieden nun auch mit ſeiner Politik Engelbert heute ſeine Wohnung verließ, um ſich zu ſeiner täglichen Berufsarbeit zu begeben, ſo ſehr wurde er in ſeinen Entſchlüſſen wankend, als immer wieder ein Tag nach dem andern verging, ohne daß Agathe ihm die erwarteten Geſtändniſſe machte. Sie ſchien im Gegentheil nur ſtiller und trauriger zu werden.

Eines Vormittags kam Engelbert ungewöhnlich früh aus der Wohnung ſeines Geſandten zurück. Die laufenden Arbeiten waren erledigt worden und es war noch Zeit, vor Tiſche einen

Spaziergang zu machen. Engelbert wollte Agathe dazu auffordern. Er ging unhörbar über den Teppichſtreifen, der im Vorgemach vor ihrem Wohnzimmer lag. Als er die Thür zu dem letztern öffnete, ſah er Agathe mit gerötheten Wangen, offenbar in der größten und lebhafteſten Aufregung neben derſelben Perſon im Sofa ſitzen, welche damals aus dem Stickereiladen hervorgetreten war und von der Agathe ſich beſtürzt abgewandt hatte, gleich als ob ſie dieſelbe nicht kenne. Die corpulente Frau mit ihrer fahlen Geſichtsfarbe und den verlebten Zügen hatte für Engelbert etwas unausſprechlich Widriges.

Agathe ſprang auf, offenbar erſchrocken. Auch ihre Geſellſchafterin erhob ſich raſch und machte übertriebene Knixe und ebenſo übertriebene Redensarten. Ihr ganzes Benehmen hatte etwas von unangenehmſter Zudringlichkeit.

Agathe ſprach jetzt mit ihr von einer Arbeit, welche die Frau ihr beſorgen ſollte. Dann ſandte ſie dieſelbe fort.

Alſo dieſe Perſon iſt doch eine alte und gute Bekannte? konnte Engelbert jetzt nicht zu fragen unterlaſſen, als die Arbeiterin gegangen war.

O ſie iſt ein Original! antwortete Agathe gezwungen lachend, und ſo, daß dabei die innere Beklommenheit nicht zu verkennen war; ſie iſt mir als Weißnäherin von Frau von W. empfohlen worden, und um ihres komiſchen Geſchwätzes willen habe ich ſie eine Weile hier behalten.

Und worüber ſchwatzt ſie komiſch, wenn man fragen darf? ſagte Engelbert ſich abwendend.

Bloßes leeres Gewäſch, Engel, das ſtaatsmänniſchen Ohren, die dem Sphärengeſang der europäiſchen Staatenharmonie lauſchen müſſen, ſehr albern vorkommen würde: Anekdoten über die Weißzeugliebhaberei der Frau des engliſchen Geſchäftsträgers, die an Spitzenchemiſetten ſo reich iſt, wie weiland der Graf

Brühl an Röcken und die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth an Kleidern waren — dann über ....

Und ein ſolches Geſchwätz anzuhören, unterbrach Engelbert ſie etwas unwillig, läßt du einer Perſon dieſer Art ſich ſo auffallende Vertraulichkeiten bei dir erlauben?

So abſcheulich plebejiſch bin ich, erwiderte Agathe, die ihre ganze Unbefangenheit wiedergefunden zu haben ſchien — ſo plebejiſch, einer Perſon, welche den ganzen Morgen bei ihren Kunden umhergelaufen iſt, zu erlauben, daß ſie ſich ſetzt, während ſie mich durch ihr Geplauder amuſirt und ich ihr meine Aufträge gebe. Mann, Mann, wie abſcheulich ariſtokratiſch, herzlos, egoiſtiſch, hochmüthig wirſt du noch werden!

Und in dieſem Tone plauderte ſie weiter. Dann trillerte ſie eine Cadenz und ſetzte ſich an ihr Pianoforte, um den Anfang der Arie aus „Norma“ zu ſingen:

So hab' ich, ſtolzer Römer, dich geliebt!

Engelbert machte weiter keine Bemerkungen. Die ſichtlich gezwungene Heiterkeit ſeiner Frau ſchnitt ihm durch die Seele! Und heute zum erſten male ward er ſeinem Plan untreu. Der Nachmittag fand ihn in der Straße, in welcher das Haus der Weißnäherin lag. Die Thür deſſelben ſtand offen und er trat vor die Ladenbank, welche zur Linken des Eingangs lag. Im nächſten Augenblick kam dann auch die Arbeiterin in niedergetretenen Pantoffeln aus ihrer Stube herbeigeſchlürft.

Ich möchte einen hübſchen Kragen haben, ſagte Engelbert, um ihn meiner Frau zu ſchenken.

Die Ladenbeſitzerin brachte augenblicklich geſchäftig mehrere Cartons mit derartigen Sachen herbei, und indem ſie mit wunderbarer Zungengeläufigkeit ihre Waare anpries, breitete ſie alles, was ſie hatte, vor Engelbert aus.

Dieſer wählte unter den Dingen, welche ihm vorgelegt wurden, eins aus und dann ſagte er:

Ich glaube, es wird meine Frau freuen, wenn ich ihr ſage, daß es von Ihnen kommt und Ihre Arbeit iſt. Sie haben ja ſchon früher zu ihrer Zufriedenheit für ſie gearbeitet!

Früher? antwortete die Arbeiterin wie verwundert. Doch nicht — das iſt nicht der Fall — das iſt nicht an dem — ich habe bisher die Kundſchaft von Ihrer Frau Gemahlin nicht gehabt, es wäre ſonſt eine große Ehre für mich geweſen, für eine ſo charmante, liebe, junge Frau zu arbeiten. Ich habe gleich dieſen Morgen, als ich zu Hauſe kam, zu meiner Schweſter Lenore geſagt: Lenore, ſagte ich, da hab' ich mal ein prächtiges junges Frauchen kennen lernen, und ſo ſchön iſt ſie, Lenore, bildhübſch iſt ſie, ſagt' ich, ein wahrer Engel iſt ſie von einem Weibchen, und was den jungen Herrn angeht, ſagt' ich ....

Engelbert zählte in beinahe fieberhafter Haſt während dieſer Worte den verlangten Preis auf die Ladenbank, um dieſem Geſchwätz, das ihm ſchrecklich zu werden drohte, zu entkommen. Er zerknitterte mit unbarmherziger Rückſichtsloſigkeit die feine Stickerei, welche er gekauft hatte, indem er ſie ſchnell in ſeine Rocktaſche ſchob.

Alſo eine förmliche Verſchwörung wider mich! ſagte er halblaut vor ſich hin, als er draußen war. Und Agathe, fuhr er fort, iſt alſo gezwungen, ſich zu ſolchen Geſchöpfen herabzulaſſen und ſie in ihr Geheimniß zu ziehen! Jetzt ertrage ich es nicht länger! Jetzt hören alle Rückſichten auf. Licht! Licht! Wer gibt mir Licht!

Achtes Kapitel.

Entdeckungen.

Seitdem Engelbert dieſen Ruf der Sorge und des Schmerzes ausgeſtoßen hatte, mochten acht bis zehn Tage verfloſſen ſein. Die Reben am Rhein, deren Blüte den Liebesfrühling in Engelbert's und Agathens Herzen durchduftet hatte, trugen jetzt volle, von der Herbſtſonne angeglühte Trauben zwiſchen rothen und gelben Blättern. Gelbe und rothe Blätter lagen auch bereits nach jeder Nacht über die Pfade des kleinen Pfarrhausgartens geſtreut; die Abende waren kühl und eine ſcharfe Luft zog eiſig, ſobald die Nacht ſich nahte, durch das Seitenflußthal, in welchem unſer maleriſches Dorf ſich eingeniſtet hatte. Der Pfarrer ſtand nicht mehr ſo oft wie früher in dem Ausſchnitt der Veranda vor ſeinem Studirzimmer; aber wenn ein ſchöner ſonniger Tag ihn dahin führte, dann erblickte ſein Auge mit doppelter Schärfe und Klarheit die Laubbüſchel auf den fernen Bäumen, die Schieferlagen an den gegenüberſtehenden Bergwänden und die einzelnen Mauerſtücke an der zertrümmerten Burg oben in der Höhe über ihm; doppelt ſo laut ſchlug der Klang der plätſchernden Ruder an ſein Ohr, welche unten auf dem Strome die leichten

Nachen hinüber- und herüberbewegten; und wenn die Dampfſchiffe dahergebrauſt kamen, dann war es ein Rauſchen und Schäumen, daß man glauben mußte, man ſtehe ſelbſt auf dem Radkaſten — ſo rein, hell und durchſichtig war die Luft geworden.

Beim ſchönſten Wetter bereitete man ſich zur Leſe vor; mit heiterm Muthe, denn das Jahr war ſo ergiebig geweſen, wie man ſich am Rhein bereits ganz abgewöhnt hat, es noch zu erwarten. Guſtav Wald hatte Hannah mit einem hülfreichen Geiſte, der ihr in Geſtalt eines Buben von funfzehn Jahren zur Hand zu gehen pflegte, in ſeinen eigenen Weinberg geſchickt, um darin die Leſe zu beginnen; auch in andern Weinbergen war man bereits beſchäftigt, und auf den Halden ſchimmerten die weißen Kopftücher der Winzerinnen durchs Grün.

Guſtav Wald verließ ſein einſames ſtilles Haus, um ſeinen Nachmittagsſpaziergang zu machen. Auf ſein ſpaniſches Rohr geſtützt, ſtieg er in das Thal hinab und richtete, als er über das trockene Bett des Bachs gekommen, ſeine Schritte dem ſteilen Pfade zu, der jenſeits zur Burgruine hinaufführte; das Dorf war wie ausgeſtorben; nur hier und da vor den Thüren der Hütten wälzte ſich eine kleine Heerde blondköpfiger Jungen und Mädchen im Sande, die, zum Hüten der Häuſer daheim gelaſſen, ſich zwiſchen Hühnern und kleinen Ferkeln mit ganz gleichartigem Geſchmack derſelben Art von Vergnügung, an dem trockenen und ſtaubigen Buſen der lieben Mutter Erde, hingaben. Wenn ſie den Pfarrer erblickten, rafften ſie ſich lachend und ſchreiend auf und liefen, über eine gackernde Henne oder ein umgefallenes und ſchreiendes Familienmitglied von zarteſtem Alter ſtolpernd, herbei, um dem geiſtlichen Herrn die Obedienz durch Kußhand und Knix zu machen. Guſtav Wald hatte ſich endlich dieſen Ehrenbezeigungen entzogen und die letzten Häuſer des

Dorfes hinter ſich. Der Pfad, den er langſam erſtieg, machte eine Wendung durch Gebüſch und führte dann auf einen Bergvorſprung, wo eine Bank angebracht war, welche unter einem Crucifix zum Ruhen einlud und zugleich einen freien und ſchönen Ueberblick über die Mauermaſſen und Steinprofile der Burg gewährte, die jetzt nahe und impoſant vor dem Wanderer emporſtieg. Der Pfarrer ſetzte ſich zum Ausruhen auf dieſe Bank. Im Schatten des großen Chriſtusbildes, vor ſich die merkwürdigen und maleriſchen Ruinen einer großen Vergangenheit, rings um ſich her die unbeſchreiblich ſchönen, vom Abendſonnenlicht überfluteten Scenerien der Natur, die in ihrem herbſtlich bunten Schmucke nur deſto zauberiſcher die Blicke und alle Regungen des Gemüths feſſelte, fühlte Guſtav ſich recht eigentlich wunderbar bewegt und in Gedanken gewiegt. Natur — Religion — Geſchichte — ſie traten alle drei an dieſem einſamen Orte gleich nahe an ihn heran; ſie ſtanden vor dem träumeriſchen und contemplativen Geiſte Guſtav Wald's wie das heilige Dreieck, durch welches das Auge Gottes blickt. Aber das Gemüth des Pfarrers war nicht mehr frei und unabhängig in ſeinem Denken, wie es einſt geweſen; es hatte ſich gewöhnt, immer wieder nach einer beſtimmten Richtung hin ſeinen Flug zu wenden. Seine Gedanken waren wie ein Flug losgelaſſener Tauben, die in weiten Kreiſen durch die Lüfte ziehen und dann plötzlich eine Wendung nehmen, immer dieſelbe Wendung, zum ſchützenden heimatlichen Dach. So konnten auch Guſtav Wald's Gedanken kühn und frei durch die höchſten Aetherlüfte der Speculation ſchwimmen; aber nicht lange währte es und ſie waren auf dem alten Wege; ſie ſuchten eine beſtimmte Anwendung auf ein individuelles Schickſal auf; ſie verlangten gemeſſen und nach ihrem Werthe geſchätzt zu werden, je nachdem ſie paßten oder nicht paßten zu den Verhältniſſen, der Lage, dem Charakter Engelbert's!

Die Liebe zu dem Bruder hatte dem Gemüthe des Pfarrers etwas von der Eigenſchaft der weiblichen Natur gegeben; ſie verführte ihn, das Allgemeine und Abſtracte nur vermittelt durch perſönliche Gefühle, durch die Theilnahme an einem perſönlichen Schickſal zu erblicken.

Wie mag es ihm gehen, dieſem übermüthigen, verwöhnten Menſchen? ſagte er ſich auch heute wieder. Anfangs waren ſeine Briefe voll Jubels über ſein junges Eheglück; jetzt erhalte ich ſeit Wochen, ſeit Monaten keine Zeile mehr von ihm. Er wird mich eben vergeſſen haben über aller ſeiner Glückſeligkeit. Seltſam, wie ein ſolcher beſonnener, ruhiger, ſtill urtheilender Menſch ſich plötzlich kopfüber in ein Wagniß ſtürzen kann, ohne daß es ihm mehr ſchadet als dem Betrunkenen, der in einen Abgrund ſtürzt; während es einem grauſt und ſchwindelt, klettert er lachend wieder daraus empor! Es iſt, als müßten wir alle einmal im Leben dem Leichtſinn ſeinen Tribut zahlen, oder als ſollte unſerer hochweiſen Vernunft eine Lehre gegeben werden, daß ſie ſehr unrecht hat, mit übermüthigem Naſerümpfen auf die Unvernunft herabzublicken. Ja wahrhaftig, die Vernunft iſt eine jener falſchen Gottheiten, die der Menſch ſich ſelbſt macht, um ſie anzubeten, und die der Herr im erſten Gebote verpönt hat. Vernunft! Nichts predigt ſie — wohin man auch auf dieſer Erde ſchauen mag. Weder predigt, was mich hier umgibt, die Natur Vernunft — ſie hat rückhaltlos ſich dem Fatalismus in die Arme geworfen, und, wahrhaftig, ſie ſteht ſich wohl dabei! Wem der Anblick all des klugen, vernunftregierten Menſchenweſens das Herz ſchwer macht, der hat zuletzt ja kein anderes Mittel, ſich zu tröſten, als in die unvernünftige Natur hinauszuflüchten, die in ihrer Schönheit prangt und gedeiht und in luſtiger Gedankenloſigkeit ins Blaue hineinwächſt und wuchert. Noch predigt Vernunft, was dort vor mir ſich erhebt, jener

zertrümmerte Bau der Geſchichte — wie viel Klugheit, politiſche Durchtriebenheit und Ueberlegung hat dazu gehört, ein Geſchlecht zu gründen, das ſich ein ſolches herrſchſüchtiges Gehäuſe aufbauen konnte! Und wie liegt es gebrochen, zerriſſen und zertrümmert, ein Spott der Wetter, die Stein nach Stein zerbröckeln! Wahrhaftig, man könnte ſich verlocken laſſen, zu ſagen: nicht die Vernunft, nein, das Höchſte iſt der Wahnſinn; der heilige Wahnſinn des Feuereifers, der dem Tode trotzt um einer Wahrheit willen, welche die Welt gar nicht geſchenkt haben, gar nicht anhören will; der heilige Wahnſinn des Dichters, der auf das Leben verzichtet, um Träumen und Schatten nachzujagen; der heilige Wahnſinn der Natur, die raſtlos Tauſende von Sonnen und Sternenwelten uns über das Haupt fortſchleudert in unaufhörlichem Kreislauf durch die Unendlichkeit, ohne daß nur eine Menſchenſeele ahnen kann, wozu! Und doch ſind Apoſtel, Dichter, Sternenwelt die erhabenſten Erſcheinungen, welche wir kennen!

Guſtav Wald hatte in Gedanken dieſer Art verloren eine geraume Zeit dageſeſſen, und da die Sonne hinter dem Bergrücken am weſtlichen Horizont niederzuſinken begann, ſtand er jetzt raſch auf, um ſeinen Spaziergang fortzuſetzen. Es war eigentlich bereits zu ſpät geworden, die Höhe zu erreichen, wenn er vor Einbrechen der Nacht wieder daheim ſein wollte. Und doch lockte ihn die Burg da oben hinauf; denn die ſinkende Sonne hüllte, während das Thal unten bereits in tiefem Schatten lag, die Thürme und Zinnen in ein eigenthümlich roſiges und magiſches Licht, das anzog und reizte wie Poeſie. Guſtav Wald zog ſeine beſcheidene ſilberne Uhr, um mit ſich zu Rathe zu gehen; aber ſeine Blicke wurden von dem Zifferblatt abgezogen durch das Rauſchen eines Dampfbootes, welches mit dem blauen Wimpel am halben Maſte plötzlich um den Bergvorſprung her

den Strom heruntergebrauſt kam und bald darauf ſeine Schaufelräder anhielt. Ein Kahn hatte ſich auf das Signal hin genähert und legte ſich bald hernach an die Schiffstreppe; ein Reiſender verließ das Verdeck und ſtieg ins Boot, und dieſer Reiſende — Guſtav Wald's Herz begann raſcher zu ſchlagen, obwol er ſeiner Sache keineswegs ſicher war — dieſer Reiſende hatte in Geſtalt und Haltung etwas, was dem Pfarrer eingab, es könne, es müſſe Engelbert ſein. Es war jedenfalls genug, um ihn die weitere Wanderung aufgeben und ſchnellen Schrittes und bewegt den Rückweg antreten zu laſſen.

Den Abhang hinunterzuſchreiten, bedurfte es kurzer Zeit. Guſtav Wald war, ehe zehn Minuten verfloſſen, an dem kleinen Gitter vor ſeinem Garten. Hinüberblickend ſah er vor der verſchloſſenen Hausthür einen Mann auf einem Reiſekoffer ſitzen; der Fremde zeichnete gebückt Figuren in den Sand und ſchien ſtill zu harren, bis jemand komme, ihm zu öffnen. Jetzt erhob er, bei den nahenden Schritten des Pfarrers, das Geſicht, und in der That, es war niemand anders als Engelbert ſelbſt!

Engelbert! rief Wald laut und freudig aus. — Unverhoffter Gaſt! Woher des Wegs?

Engelbert ſchien die Aufregung des Bruders nicht zu theilen. Es lag eine kalte Ruhe in dem Tone, mit welchem er ein: Guten Abend, Guſtav — ſprach, während er dem Bruder die Hand hinſtreckte.

Und du haſt hier auf einem Koffer vor der verſchloſſenen Thür hocken müſſen — armer Schelm — wart', wart', ich habe die Schlüſſel, Hannah iſt im Weingarten, und ich war auf meinem Nachmittagsſpaziergange, als ich das Boot vom Dampfſchiffe abſtoßen ſah — ich hatte eine Ahnung, daß es niemand anders ſei als mein diplomatiſcher Herr Bruder, dem ſein ganzes Eheglück jetzt ſo theuer geworden ſcheint, daß er Tinte und Feder

und geſchriebenen Noten nichts mehr davon anvertraut, aber hoffentlich deſto mehr jetzt in mündlichen Communicationen davon ſeinem alten Alliirten mittheilen wird. — In der That, du haſt mich unverantwortlich lange nichts von dir hören laſſen ...

Guſtav Wald unterbrach ſich hier, indem er mit einem kräftigen Ruck den Koffer Engelbert's über die Schwelle ſchleifte und in den Hausflur zog. Dann öffnete er die Thür zu ſeinem Wohnzimmer, ließ ſeinen Bruder eintreten, verſicherte, daß Hannah im nächſten Augenblicke zurück ſein müſſe und ihm Erfriſchungen herbeiſchaffen werde, und eilte unruhig geſchäftig umher, um ſelbſt zu ſehen, was er in Küche und Keller finde, und um für Beleuchtungsanſtalten zu ſorgen, da es in ſeinem von der Veranda draußen beſchatteten Zimmer ſchon ſehr dunkel war.

Engelbert war währenddeſſen ſehr einſilbig; er ſtand mit dem Rücken an eins der Fenſter gelehnt, und über alle die Dinge, von denen Guſtav ſprach, daß er ſie ſuchen und zur Erfriſchung oder Bequemlichkeit ſeines Bruders herbeiſchaffen wolle, äußerte er nichts; weder daß er etwas wolle, noch auch ein Wort, um ſeinen Bruder abzuhalten, ſich ſo viele Mühe zu machen. Es war, als ob es ihm lieb ſei, daß Guſtav durch ſeine Unruhe verhindert wurde, ſich gleich mit ihm ſelbſt zu beſchäftigen.

Endlich hatte der Pfarrer allerlei zuſammengeſchleppt, Dinge, von denen er gewiß war, daß bei ihrem Anblick Hannah die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen würde; denn das Brot gehörte ſicherlich zu dem, das erſt in der folgenden Woche angeſchnitten werden ſollte, die Butter ſicherlich zu der, welche nicht zum Eſſen, ſondern zum Kochen hingeſtellt war, und die Schnitte kalten Fleiſches waren ganz gewiß beſtimmt, die Grundlagen des

morgenden Diners in Geſtalt eines Ragouts zu bilden, während zu einem Imbiß roher Schinken in Fülle vorhanden war. Aber Guſtav Wald kümmerte ſich in ſeiner Freude ſehr wenig um ökonomiſche Unterſcheidungen ſo genauer Art und Hannah's auf einige Tage hinaus über den Haufen geworfene Hausordnung. Vergnügt ſetzte er ſich endlich in das Sofa.

Nun ſetz' dich her und iß und trink'!

Ich danke dir, Guſtav.

Wie, du willſt nichts zu dir nehmen?

Ich habe auf dem Dampfboot gegeſſen.

Nun, ſo trink!

Engelbert machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

Aber — ſagte Guſtav Wald mit einer Art naiven Erſtaunens — wenn du weder einen Biſſen eſſen noch einen Tropfen trinken willſt — weshalb haſt du mich denn alles herbeiſchleppen laſſen? Du biſt doch ein merkwürdiger Egoiſt!

Nein, Guſtav, das bin ich nicht! antwortete Engelbert mit einem eigenthümlichen Tone von ſtillem Ernſt, der Guſtav Wald an ſeinem Bruder etwas ſo Neues war, daß der Pfarrer den Schirm von der vor ihm ſtehenden, eben erſt entzündeten Lampe zurückſchlug, damit ſie Engelbert's Geſicht beleuchte.

Was iſt dir, mein Junge? fragte er dann erſchrocken. Biſt du krank? Du ſiehſt nicht aus, wie du ſollteſt!

Nein, ich bin ebenſo wenig krank wie ein Egoiſt, antwortete Engelbert; laß den Lampenſchirm nieder und ſtarre mich nicht ſo an.

Guſtav Wald that, wie ſein Bruder verlangte; die Hand, welche er ausſtreckte, um den Schirm niederzulegen, war zitternd bewegt.

Du haſt einen großen Schmerz erlitten, Engelbert, ſagte er nach einer ſtummen Pauſe. Willſt du ihn mir nicht anvertrauen?

Dazu allein bin ich gekommen! verſetzte Engelbert; aber ohne fortzufahren, begann er langſam in dem kleinen Gemache auf- und abzuſchreiten.

Guſtav Wald folgte mit den großen blauen Augen jeder Bewegung des Bruders; jede Fiber ſeines Geſichts war in Spannung; aber er wartete ſtumm bis Engelbert ſelbſt den Mund öffnen würde, um ihm ſeinen Kummer mitzutheilen.

Dieſer warf ſich endlich neben ihn auf das Sofa; er ſtützte den Arm auf die Lehne und verbarg ſein Geſicht mit der Hand.

Die Hausthür wurde geöffnet.

Da iſt Hannah, ſagte der Pfarrer; ich will gehen und ihr die nöthigen Anweiſungen zu deiner Einquartierung geben; nachher ſind wir ungeſtört.

Er ging hinaus. Als er nach fünf Minuten zurückkehrte, fand er ſeinen Bruder in derſelben Stellung.

Willſt du jetzt reden, Engelbert? Ich habe Hannah geſagt, daß ſie uns in Ruhe läßt.

Wenn du mich nicht wieder einen Egoiſten nennſt, weil ich dich in einen Schmerz, in ein Unglück einweihe, an dem du doch nichts beſſern kannſt! Denn um ein unrettbares Unglück, einen Schmerz, für den es keine Heilung gibt, handelt es ſich — Guſtav, ich bin der unglücklichſte Menſch auf Erden!

Guſtav Wald gehörte nicht zu den Menſchen, die ihr Gefühl durch lebhafte äußere Zeichen und Geberden an den Tag legen. Er ſchloß ſeinen Bruder nicht an ſein Herz, er zeigte ihm kein feuchtes Auge, aber unwillkürlich hob ſich ſeine Rechte und ſtreckte ſich nach dem Bruder hin und legte ſich ſchwer und warm auf deſſen Schulter, während ſeine Augen an Engelbert's Munde hingen.

Ich will dir alles der Reihe nach erzählen, hob dieſer nach

einer Pauſe an; und dann begann er ausführlich Guſtav alles das zu berichten, was zuerſt nach und nach in ſeine Seele Sorge, Beklommenheit und endlich unerträgliche Spannung geworfen.

Guſtav unterbrach ihn erſt da, als Engelbert ihm auseinanderſetzte, weshalb er es für das beſte Mittel gehalten, Agathens Vertrauen zu erwecken, wenn er den Anſchein annehme, daß er gar nicht nach dieſem Vertrauen geize.

Das mochte dir allerdings der beſte Weg, zum Frieden zu kommen, ſcheinen, ſagte Guſtav Wald nachdenklich. Und doch war es ein falſcher Weg!

Und weshalb?

Du mußteſt ſie nicht zu dem Glauben bringen, es ſei gar nicht nöthig, dir Enthüllungen zu machen, du ſeieſt auch ohne dieſe an ihrer Seite glücklich, ihr Mangel an Vertrauen ſchmerze dich nicht. Es war naturgemäß, daß es dich ſchmerzte, und das mußteſt du redlich, offen ſagen. Hätteſt du ihr Kälte und Kummer gezeigt, ſo hätte ſie dir alles offen geſtanden, um deinen Kummer zu heilen und dein Herz wieder an ſich zu feſſeln — davon bin ich überzeugt, Engelbert.

Guſtav Wald ſprach dieſe Worte mit einer eigenthümlichen Beſtimmtheit aus. Aber Engelbert entging dieſer Ton von Zuverſicht in den Worten ſeines Bruders.

Du irrſt, Guſtav, ſagte er; ſie konnte mir nichts geſtehen — es war nicht möglich, daß ſie etwas mir geſtand. O, alles das, was ſie wie in übermüthigem Scherz, wie im bloßen Muthwillen hier in den erſten Tagen, nachdem ich ſie gefunden, vorbrachte, um meinen Fragen nach ihren Verhältniſſen auszuweichen — es war die ſchlaueſte, überlegteſte Berechnung — o mein Gott, es iſt entſetzlich, wohin ſie mich gebracht hat!

Engelbert bedeckte wieder ſein Geſicht mit der Hand und ſchwieg eine Weile.

Dann erzählte er die Scene mit der Weißnäherin und den Schritt, den er bei ihr gethan.

Und wer war denn eigentlich dieſe Weißnäherin? fragte der Pfarrer. War ſie immer Arbeiterin, immer in deinem jetzigen Wohnort anſäſſig geweſen?

Nein, antwortete Engelbert. Sie war eine ehemalige Tänzerin; ſie hatte auf mehrern Theatern im Corps-de-Ballet gedient; ſie war endlich genöthigt geweſen, dieſem elaſtiſchen Berufe zu entſagen, weil ſie bei einem verunglückten Pas geſtürzt war, ſich ein Leids angethan hatte und nun nicht mehr kunſtgerecht pirouettiren konnte wie früher. Das hörte ich, als ich einem Aufwärter den Auftrag gegeben, ſich nach ihr zu erkundigen, und obendrein, daß ſie den ſchlechteſten Ruf habe.

Eine Tänzerin, ſagte Guſtav Wald, aufſtehend. Er ging eine Weile nachdenklich und unruhig im Zimmer umher, die Arme untergeſchlagen und ſich bald mit dem Rücken an die Fenſterbrüſtung, bald an irgendein Möbel lehnend. Engelbert's Erzählung machte nicht die Wirkung auf ihn, welche jener erwartet hatte. Guſtav Wald war von den Mittheilungen ſeines Bruders offenbar mehr in Unruhe oder wie in eine perſönliche Verlegenheit geſetzt, als in tiefes, erſchrockenes Mitleid.

Es kann doch das alles Hirngeſpinſt ſein, ſagte der Pfarrer endlich gelaſſen. Ein geſchwätziger Franzoſe hat ſo lebhaft mit Agathe geſprochen, als ſeien ſie alte Bekannte, und hinterher haben ſie verſichert, daß ſie keine alten Bekannten ſeien; dabei iſt denn doch nichts Wunderliches. Das Zuſammentreffen mit dem Landſtreicher in dem Schloßpark hätte dir Agathe vielleicht ſelbſt aufgeklärt, wenn du ſie gefragt hätteſt; dann hat ein zudringliches Weib ſich neben deine gutmüthige Frau auf das Sofa

geſetzt und dieſe hat es geſchehen laſſen — das iſt doch im Grunde alles, und wahrhaftig, es iſt ſehr wenig, um darüber in Verzweiflung zu gerathen.

Leider iſt es durchaus nicht alles, antwortete Engelbert mit einem unbeſchreiblich bittern Lächeln. Es iſt nichts als die Einleitung meiner Geſchichte.

Nur die Einleitung? ſagte Guſtav Wald und warf ſich auf einen Stuhl, der Engelbert gegenüber am Tiſche ſtand. Nun, was iſt denn der Kern?

Engelbert zog eine Brieftaſche hervor. Er öffnete ſie langſam und nahm ein Heft ſehr feiner und ſehr engbeſchriebener Blätter heraus. Das Heft verbreitete einen Moſchusduft durch das ganze kleine Wohnzimmer des Pfarrers. Engelbert legte es vor ſich auf den Tiſch.

Was iſt das? Bekenntniſſe einer ſchönen Seele? Ihr Tagebuch, welches du erwiſcht und ſehr ehemänniſch mit fortgenommen haſt? fragte der Pfarrer.

Das nicht; aber freilich das Tagebuch einer Frau. Es iſt auf eine ſeltſame Art, durch eine wahre Schickung in meine Hände gefallen, verſetzte Engelbert.

Ich war am Morgen nach dem Tage, an welchem ich bei der Weißnäherin geweſen, auf dem Bureau unſerer Geſandtſchaft, als bei meinem Chef die Meldung einlief, daß in dem erſten Gaſthof der Stadt am vorigen Abend eine junge Dame, aus einer Stadt in Norddeutſchland gebürtig, geſtorben ſei. Sie war aus Italien gekommen, wo ſie ſich ſeit mehrern Wintern aufgehalten hatte, um Heilung für ein ſchlimmes Bruſtleiden zu finden. Dieſe Hoffnung war nicht erfüllt worden; nur von einer Kammerfrau begleitet, war ſie zurückgekehrt, kam auf der Reiſe in ihre Heimat in unſere Stadt und war durch einen plötzlichen Blutſturz gezwungen, hier im Gaſthofe zu bleiben.

Am vorigen Tage war ſie ihrem Uebel erlegen. Da ſie Unterthanin unſerer Regierung geweſen, ſo lag uns, der Geſandtſchaft, ob, die nöthigen Schritte zu thun, um ihre Verwandten zu benachrichtigen und ihren Nachlaß zu ſichern. Ich erhielt demnach von meinem Chef den Auftrag, mich in die Wohnung der Verſtorbenen zu begeben und die Verſiegelung ihrer Sachen vorzunehmen. Um dies auszuführen, eilte ich in den Gaſthof. Da galt es zuerſt einen heftigen Streit zwiſchen der Kammerfrau und dem Wirthe zu ſchlichten, der natürlich die übertriebenſten Forderungen wegen des ihm an ſeinen Sachen durch eine Leiche erwachſenen Schadens machte; der Mann behauptete, daß nun alles Mögliche in den von der Verſtorbenen bewohnten Zimmern für ihn unbrauchbar geworden, und berechnete entſetzliche Summen, gab ſich jedoch endlich auf mein ernſtes Zureden mit dem vierten Theile zufrieden. Dann ließ ich in dem Zimmer, worin die Leiche lag, von der Kammerfrau Schreibtiſch und Kommoden ausräumen und allen Nachlaß vor meinen Augen in die Reiſekoffer packen. Während dieſer Beſchäftigung fiel mir ein, daß uns ein Gelaß fehlte, worin die Koffer untergebracht werden konnten, bis ſich die Erben ausgewieſen und darüber verfügt haben würden. Ich ſandte deshalb die Kammerfrau fort, um durch ſie meinen Chef fragen zu laſſen, ob ich den Nachlaß, ſobald er von mir verzeichnet und verſiegelt worden, auf das Bureau der Geſandtſchaft bringen laſſen dürfe — ich kannte ſeine nervöſe Empfindſamkeit und wagte nicht, ihm ohne ſeine Genehmigung den Nachlaß der Todten ins Haus zu ſchicken.

Während die Kammerfrau entfernt war, befand ich mich in einem und demſelben Raume ganz allein mit der Leiche. Es wurde mir unheimlich zu Muthe. Meine Augen wurden immer und immer aufs neue wider Willen in die Zimmerecke gezogen, wo das Bett mit nur halbverhüllenden Vorhängen ſtand

und eine weiße Decke die Formen eines unbeweglich ruhenden Körpers verrieth. Um meine Gedanken abzulenken, ſah ich mich nach irgendeiner Zerſtreuung, nach einem Buche unter den Sachen, die noch uneingepackt dalagen, um; ich wollte mich damit zum Leſen in das Vorzimmer ſetzen. Mein Auge fiel auf einen kleinen, mit einer ſilbernen Krampe verſchloſſenen Band, der auf der Klappe des geöffneten Schreibtiſches lag. Ich nahm ihn, ſetzte mich damit ans Fenſter im andern Zimmer und öffnete das Buch. Es war ein Manuſcript, es war das Tagebuch der Verſtorbenen. Du wirſt ſagen, ich beging eine Indiscretion, als ich darin las; ja, ich beging ſie, aber gedankenlos; es war der natürliche Trieb, mich zu zerſtreuen, der mein Auge auf die Blätter richtete, welche in meine Hände gefallen waren. Ich blickte raſch über eine Reihe von Seiten fort, die nichts, was mir anziehend geweſen wäre, enthielten. Tagebuch-Stimmungen, Ergüſſe, Beſpiegelungen, weißt du, ſind nicht nach meinem Geſchmacke; ich bin unduldſam gegen dieſe empfindſamen Selbſtſchilderungen, worin der Menſch ſich ſelbſt Rechenſchaft gibt und ſich erzählt von ſich ſelbſt und ſich dadurch in gewiſſer Weiſe in zwei Perſonen zerſetzt, die erzählende und die, welcher erzählt wird; als ob ihn das Bedürfniß triebe, ſich zu verdoppeln, um nur alle die Eitelkeit zu tragen, die für Einen zu groß wird.

Aber ich kam bald an eine Stelle dieſes Tagebuchs, wo die Ergüſſe, ich möchte ſagen ſich verdichteten zu einer zuſammenhängenden Erzählung — zu einer Erzählung, die das Talent der Frauen zu ſolchen raſchen und leicht hingeworfenen Darſtellungen menſchlicher Schickſale in hohem Maße aufwies, die aber außerdem für mich, nachdem ich die erſten Seiten überflogen, ein ſo ſpannendes Intereſſe entwickelte, daß ich . . .

Daß du dieſe Blätter da aus dem Buch herauslöſteſt und in die Taſche ſteckteſt? vollendete Guſtav Wald den Satz.

Ich konnte nicht anders! antwortete ſein Bruder — dieſe Blätter berührten mich und mein Schickſal zu nahe, ſie gehörten niemand auf der Welt, keinem weinenden oder lachenden Erben näher an als mir!

Dir? Und weshalb?

Ja, mir, denn ſie enthielten die Geſchichte — meines Weibes. Da lies ſie!

Engelbert ſchob ſeinem Bruder das Heft hin. Dieſer durchblätterte es oberflächlich, dann ſtand er auf und mit einer Faſſung, die für Engelbert faſt etwas Räthſelhaftes hatte, nahm er einen Rauchapparat aus der Ecke und begann nicht eher dem verhängnißvollen Manuſcripte ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden, als nachdem er den feinen daraus hervorquellenden Moſchusgeruch in Wolken des mächtigern narkotiſchen Duftes einhüllen konnte.

Die erſte Seite des Heftes, auf welche Guſtav's Blick ſodann fiel, enthielt die Beſchreibung einer Fahrt von Terracina nach Neapel; eine Reihe ziemlich ſchwärmeriſcher Ausrufungen waren der Campagna-felice, dem erſten Anblick des Veſuv, dem erſten Eintritt in die zauberiſche Stadt gewidmet. Dann fuhr die verſtorbene Erzählerin fort, wie im folgenden Abſchnitt enthalten iſt.

Neuntes Kapitel.

Paula.

Wir waren am Ziele angekommen — wir ruhten die erste Nacht in Neapels Mauern! In einem der großen Hôtels-garnis am Strande von Santa-Lucia hatten wir die ersehnte Unterkunft gefunden; wir wohnten und lebten im täglichen Anblick des Vesuv, nur von ihm getrennt durch die blaue Meeresbucht, die den Golf des schönheitstrahlenden Neapel bildet.

Am ersten Morgen nahm ich die Hand meiner Mutter, meines Bruders und sagte tief ergriffen: Hier werde ich gesund, und selbst wenn ich hier sterbe, so beweint mich nicht — denn auch mein Körper wird dann im Paradiese ruhen — was andere Sterbliche höchstens für ihre Seelen hoffen dürfen!

Meine Mutter sagte, man könne nur einem überspannten und kranken jungen Mädchen solche gottlose Reden verzeihen; mein Bruder hingegen war gerührt. Es wurde ein geschickter deutscher Arzt für mich gefunden, und der verbot mir, die ersten Tage auszugehen; ich beklagte mich auch nicht — ich war glücklich, am Fenster sitzen und immer aufs neue die blauen Wogen am

himmliſchen Strande, vor mir den Veſuv, rechts das Caſtell dell' Uovo, links die ſtolzen Paläſte beſchauen zu dürfen.

Der Arzt erzählte mir — wahrſcheinlich zu meinem Troſte — in den Zimmern neben mir ſei auch eine Patientin meiner Art, eine junge deutſche Gräfin, deren Bruſtleiden ſie nach Neapel geführt und jetzt ebenfalls für einige Tage an das Zimmer feſſele.

Am Abend, ziemlich ſpät, kamen die Meinigen nach Hauſe, und ſelbſt meine vernünftige, kalte und zurückhaltende Mutter in Ekſtaſe, mein Bruder ſo außer ſich, daß er gar keine Worte mehr finden konnte, um mir ſeine Gefühle zu ſchildern bei allen den Herrlichkeiten, die er geſehen! Meine Mutter erzählte mir auch, daß ſie die Verwandten unſerer kranken Nachbarin zufällig kennen gelernt, und daß man beſchloſſen, morgen früh drüben einen Beſuch zu machen, auf daß wir beiden Patienten uns miteinander tröſteten.

Auf dieſe Weiſe machte ich die Bekanntſchaft meiner theuerſten, liebſten Freundin! Sie empfing mich auf das freundlichſte; ihre edle, feine Geſtalt, ihre ausdrucksvollen Züge, die großen, dunkeln Augen bei dem blonden Haare machten ſchon im erſten Augenblick meine Eroberung.

Ihr Mann, denn ſie war ſeit einigen Wochen verheirathet, obgleich ſie eine ganz mädchenhafte Erſcheinung war, ſowie ihr Vater, der ſie begleitete, gefielen mir weniger, vielleicht auch nur deshalb, weil ſie ſelbſt mir ſo ſehr gefiel, daß ich gleich vom erſten Augenblicke an eiferſüchtig wurde auf alle, die Anſprüche an dieſe Elfenkönigin zu haben glaubten.

Unſere beiden jungen Herzen ſchloſſen ſich bald einander auf. Nur ſelten durften wir bei den Ausflügen der andern mitfahren, höchſtens bei Sonnenſchein eine kleine Promenade zu Fuße auf den großen Steinen des Kais, der vor unſern Fenſtern lag, machen; aber den ganzen Tag am offenen Fenſter zu ſitzen

und die balſamiſche Luft einzuathmen — das war uns vergönnt. Da ſaßen wir denn, und ich erzählte ihr meine Jugend, von meinen drei Schweſtern, die mir vorangegangen, von dem Vater, der nun auch todt war, von der Heimat, dem Gute in Norddeutſchland, von ſeinen Heiden und Wäldern, ſeinen ſtabilen altmodiſchen Verhältniſſen und ſeinem kernhaften Volke.

Die eigentliche Heimat meiner Freundin war Wien, die Güter ihres Vaters lagen in Ungarn, die Güter ihres Mannes in Schleſien — aber die hatte ſie noch nicht geſehen, erſt bei ihrer Rückkehr wollte er ſie dorthin führen. Ich bat ſie, mir ihre Lebensgeſchichte mitzutheilen. Sie antwortete ſchmerzlich:

Sie ſind die erſte, die das wünſcht, meine Liebe, und die einzige, der ich dieſen Wunſch gewähren werde; aber verſprechen Sie ſich kein Vergnügen von dieſer Mittheilung; obgleich meine Vergangenheit die Ihrige an Abenteuerlichkeit und romanhaften Verhältniſſen weit überbietet, ſo iſt ſie doch auch zehnmal trauriger und troſtloſer als die Ihrige.

Ich ſagte eifrig, ohne zu bedenken, was ich ſagte: Deſto beſſer, ich höre ſo gern traurige und ſchauerliche Geſchichten.

Sie lächelte: Wenn ich nicht wüßte, wie gut Sie ſind, könnte ich Ihnen das übel nehmen!

Ich entſchuldigte mich erröthend, und ſie begann auf meine wiederholte Bitte:

Wir ſind beide Unglücksſchweſtern, Geſchöpfe, deren ferneres Leben an Bedingungen geknüpft iſt, die vielleicht unerfüllbar werden. Sie jedoch haben dieſen zarten und ſchonungsbedürftigen Körper mit zur Welt gebracht und kennen keinen andern Zuſtand, während ich mich bis vor einem Jahre der beſten und blühendſten Geſundheit der Welt erfreut habe und nur durch einen Seelenſchmerz leidend geworden bin.

Und dieſer Seelenſchmerz?

War eine unglückliche Liebe.

Eine unglückliche Liebe?

Ja, und wenn Sie erfahren, zu wem, lachen Sie mich noch aus — die unglückliche Liebe für meinen Mann!

Aber das begreife ich nicht, Sie ſind ja mit ihm vereinigt!

Jetzt bin ich das ... freilich ... aber obwol ich es bin, iſt doch mein Herz nicht ruhig.

So erzählen Sie doch! bat ich ungeduldig.

Sie fuhr fort:

Ich muß mit der Heirathsgeſchichte meiner Aeltern beginnen, die mich meine Mutter unzähligemal, vermiſcht mit bittern Klagen, hat hören laſſen.

Mein Vater war Lieutenant, von einer alten öſterreichiſchen adelichen Familie herſtammend, doch nur mit einem kleinen Vermögen ausgeſtattet. Meine Mutter war die Tochter eines verſtorbenen Schauſpielers am Leopoldſtädter Theater in Wien, und von ihrer Mutter, auch einer Schauſpielerin, ſchon früh für die Breter beſtimmt. Ihre wunderbar ſchöne Stimme und ihr ebenſo ſchönes Aeußere gewann ihr ſo ſehr die Gunſt eines alten fürſtlichen Kapellmeiſters, daß er jahrelang ſie unentgeltlich in der Muſik unterrichtete und ihr dadurch die Ausſicht eröffnete, als gefeierte Sängerin einer glänzenden Laufbahn entgegenzugehen.

Eines Tags erklärte er ihr, daß ſie hinreichende Kenntniſſe habe, um ihr Debut zu wagen, und daß er ihr auch am Kärtnerthortheater die Genehmigung dazu verſchafft.

Meine Mutter war noch nicht volle ſechzehn Jahre alt; aber ſie trat auf als Agathe im „Freiſchütz“, und gefiel ſo ſehr, daß ihr junger Kopf ganz verwirrt wurde und ihr alter Lehrer ſich vor Freude nicht zu laſſen wußte.

Mein Vater, der ein eifriger Theater- und Muſikliebhaber,

überdies erſt einundzwanzig Jahre alt war, verliebte ſich ſterblich in die ſchöne junge Debutantin und trug ihr endlich ſeine Hand an. Meine Mutter erwiderte zum großen Kummer ihres Lehrers und ihrer Mutter dieſe Leidenſchaft und erklärte ſich bereit, allem künftigen Glanz und Ruhm der Bühne um ihres Geliebten willen zu entſagen. Der Bund wurde geſchloſſen — aber mein Vater mußte ſeinen Abſchied wegen dieſer Heirath nehmen, und ſein reicher kinderloſer Oheim, der ſich in Ungarn aufhielt, und ihm Hoffnung auf ſeine Nachlaſſenſchaft gemacht hatte, erklärte, ihn enterben zu wollen. Mein Vater und meine Mutter beachteten das wenig; ſie kauften von dem kleinen Kapital meines Vaters ein Gütchen in der Nähe von Wien, wo ſie, eins in dem andern glücklich, leben wollten. Mein Vater verſtand natürlich nichts von der Landwirthſchaft; bei ſeinem Gute hatte er alſo nur Verluſte; meine Mutter verſtand nichts von der Haushaltung und hatte auch keine Freude daran; im erſten Jahre nahm mein Vater Hypotheken auf, und meine Mutter machte mehr Schulden, als ihr ganzes Einkommen betrug.

Am Schluſſe des Jahres wurde ich geboren, und dieſe Geburt koſtete meiner Mutter ihre ſchöne Stimme und beinahe ihr Leben. Eine unangenehme Heiſerkeit deckte von nun an ihr Organ. Meine Aeltern führten eine ſtürmiſche, oft ſehr unglückliche Ehe, und nur meines Vaters tiefe Liebe zu meiner Mutter hielt noch dieſes loſe Band zuſammen. Sie bereute fortwährend, ihm ihre Ausſichten geopfert zu haben, und machte ihm oft bittere Vorwürfe deshalb, wie ſie mir ſpäter ſelbſt geſtand; vier Jahre nach mir wurde noch ein Töchterchen geboren, und wieder nach vier Jahren war der Zuſtand ganz unerträglich geworden. Meine Aeltern beſaßen buchſtäblich nichts mehr, und meine letzte Erinnerung aus unſerm Hauſe — ich war damals nur etwas über ſieben Jahre alt — ſind Leute, die in unſer Wohn-

zimmer kamen, um das Klavier meiner Mutter zu holen — es war die erſte Pfändung.

Meine Mutter wurde krank vor Schrecken; aber ſie ließ meinen Vater an ihr Bett rufen und ſagte entſchloſſen zu ihm:

Wir müſſen uns trennen, Paul. Ich gehe mit den beiden Kindern fort von hier und zurück auf das Theater — ich habe freilich meine Stimme verloren, aber ich kann ja Schauſpielerin werden, wie meine Mutter — ich bin ja erſt vierundzwanzig Jahre alt.

Mein Vater war über dieſen Gedanken außer ſich, wußte ihr aber keinen beſſern vorzuhalten, denn er fühlte ſich freilich außer Stande, ſeine Frau ferner zu ernähren.

Jeden Tag konnten die Gläubiger ihn vor die Thür ſetzen; überdies hatte ihm ſein Onkel, der von ſeinem Elend gehört, angeboten, er möge zu ihm kommen auf ſein Gut in Ungarn, aber nur — ohne ſeine Frau.

In die Trennung mußte er alſo wohl oder übel willigen; aber er wollte es nicht in die Rückkehr meiner Mutter auf die Bühne, wo ſie doch nur auf einen ganz untergeordneten Erfolg rechnen konnte, ſeitdem ſie ihre Stimme und nach und nach auch ihre blühende Schönheit verloren hatte. Er beſchwor ſie, in irgendeiner andern großen Stadt ſich durch Singunterricht ein ſorgenfreies Los zu ſchaffen, was ihr ja bei ihrer Ausbildung und ihren großen Talenten nicht ſchwer werden könnte, bis er etwas gefunden, womit er ſeine Familie wieder zu ernähren vermöge.

Sie verſprach es ihm endlich, aber nur, um loszukommen, und reiſte mit mir und meiner Schweſter ab. Noch heute ſteht mir der Schmerz meines Vaters bei unſerer Trennung vor Augen — wol zehnmal ſchloß er mich von neuem in ſeine Arme, da ich immer die meinigen nach ihm ausſtreckte, und meine

Mutter fragte er wiederholt mit dem ſchmerzlichſten Tone: Emma, thut dir denn der Abſchied von mir gar nicht weh?

Sie machte ein ſehr ernſtes Geſicht und ſagte ſeufzend: Wozu dieſe Frage bei etwas, das doch nicht zu ändern iſt! So reiſten wir ab, und ſchon auf der nächſten Station ſchrieb meine Mutter meinem Vater, daß ſie bei einer wandernden Truppe als erſte Liebhaberin — vorläufig ohne Gehalt, aber gegen freie Station mit ihren Kindern — eingetreten. Sie hatte dabei den Namen meines Vaters abgelegt und nannte ſich mit dem Namen ihrer Mutter, unter welchem ſie zuerſt aufgetreten war: Emma Gebhardi.

Nun begannen meine Leiden! Vom Vater getrennt, den ich über alles liebte, die Mutter fürchtend, die mich oft wegen der Aehnlichkeit meiner Züge mit denen des Vaters und meiner Trauer um ihn neckte, in eine Umgebung hineingezwungen, die mir mehr als ſchauerlich war, fühlte ich mich in meinem achten Jahre ſchon ſo unglücklich, wie ſonſt wol kaum jemand, der doppelt ſo alt iſt, es je gethan haben mag.

Wenn ich in der Garderobe zuſah, wie meine Mutter ſich ſchminkte und bunte Lappen um ſich hängte, weinte ich und wollte das nicht dulden, bis man mich fortbrachte und natürlich mishandelte. Die Familiarität der Männer in der Geſellſchaft gegen meine Mutter mit anzuſehen, war eine Tortur für mich, und die Scherze der Frauen ekelten mich an; denn wohl bemerkte ich ſchon damals den Contraſt des Benehmens mit dem, welches im Hauſe meines Vaters geherrſcht, der zwar ſehr zurückgezogen gelebt, aber doch zuweilen einige Freunde bei ſich geſehen hatte. Meine Mutter, die von ihrer Kindheit an dieſe freien Sitten gewohnt war, fand nichts Uebles daran und ſchalt mich wegen meines ſteifen Hochmuths, wie ſie es nannte.

Das Schlimmſte war mir noch vorbehalten. Eines Morgens

aus der Probe zurückkehrend, verkündigte mir meine Mutter, ich müßte in drei Tagen auftreten, und zugleich übergab ſie mir eine kleine Rolle, die ich auswendig lernen ſollte. Ich weigerte mich entſchieden, und zum erſten mal bekam ich von ihr empfindliche Schläge in das Geſicht — ſie war außer ſich. Du mußt es thun, ſagte ſie endlich, ich habe es dem Director verſprochen, weil das Kind, welches die Rolle hatte, plötzlich krank geworden iſt.

Wer ſoll denn bei meiner Schweſter bleiben am Abend, wenn wir beide von hier fort ſind?

Deine Schweſter kann ſo lange, bis du ausgeſpielt haſt, in der Garderobe ſitzen und auf dich warten.

Es war nämlich meine einzige Lieblingsbeſchäftigung, meiner kleinen Schweſter Geſellſchaft zu leiſten, mit ihr zu ſpielen, ſie aus- und anzukleiden, ins Bett zu bringen, und ich that das ſo regelmäßig, daß meine Mutter ſich darin ganz auf mich verließ, obgleich die Kleine ihr Liebling war und ſie überhaupt ihre Mutterpflichten nicht verſäumte; auch vielleicht für mich würde ſie zärtlich und weich geweſen ſein, wenn ich nicht durch meinen Widerſpruch und den offen zu Tag gelegten Abſcheu vor ihrem Beruf, ſowie meine Sehnſucht nach dem Vater mir ihr Herz entfremdet hätte. Und dennoch hatte ſie mich nie mit Härte behandelt, ja im Gegentheil mich immer beſchützt vor den unpaſſenden Neckereien ihrer Gefährten, wenn auch oft mit den Worten: Laßt ſie gehen, es iſt ſolch ein dummes Ding!

Ja, es gereicht mir zur Freude und zum Stolze, es Ihnen zu verſichern, daß meine arme Mutter ein durchaus gutes und wohlwollendes Herz beſaß; nur das Schickſal war im Unrecht, das ſie aus ihrer Sphäre geriſſen, indem es ſie in den Arm meines Vaters gelegt und ſo unſägliches Unglück über ſie gebracht hatte!

Die erſte wandernde Truppe hatten wir längſt verlaſſen, und es war in einer kleinen Stadt Norddeutſchlands, die ihr ſtehendes Theater beſaß, wo ich auf den mir ſo furchtbar widerwärtigen Befehl mein erſtes Debut wagen ſollte.

Es war in einem Feſtſpiel, worin ich als Engel mit dem Palmzweig ein paar hochtönende Phraſen zu ſprechen hatte. Ich zitterte an allen Gliedern, als gegen Abend — es ſchneite und war ſehr kalt — meine Mutter aus dem Theater kam, um mich und meine Schweſter abzuholen. Ich erinnere mich noch, daß ſie das Kind auf den Arm nahm, weil es auf der naſſen Straße nicht gehen konnte; ich lief immerfort weinend hinterher, bis zum Schauſpielhauſe. Dort ſtanden an der Thür ſchon eine Menge Menſchen verſammelt — meine Mutter, die viele Bekannte hatte, ſuchte freundlich grüßend durch ſie hinzukommen; mich aber hielt ein dicker Herr feſt, küßte mich trotz meines verzweifelten Widerſtandes, und als er mich losließ, hörte ich, wie er zu den andern ſagte: Die wird noch zahm werden!

An der Kaſſe, an welcher ich hinter meiner Mutter her vorbeiſchießen wollte, hielt mich der Herr Director, ein hoher, dünner Mann mit auffallend großen und langen Händen und einer ganz feinen Stimme, auf: Wie geht es, Paula, kannſt du deine Rolle?

Meine Mutter verſicherte laut, ich habe ſie vollkommen inne, und ſo wurden wir weiter gelaſſen, zur Garderobe, wo die Frau Directorin, eine wohlbeleibte, heftige Frau mit einer tiefen Baßſtimme, mich empfing:

Wie geht es mit der kleinen Duckmäuſerin, hat ſie noch immer ſolche Angſt?

Ich fürchte, daß es nicht gut gehen wird, hörte ich jetzt meine Mutter leiſe ſagen, indem ſie meine Schweſter auf einen

Stuhl ſetzte und ihr einiges Zuckerzeug in den Schos warf: das Kind iſt ganz ſinnlos vor Angſt.

Das war ich auch; ich konnte keinen Gedanken faſſen; eiskalter Schweiß ſtand mir auf der Stirn, als der Friſeur meine Locken aus den Papilloten wickelte, und alles drehte ſich um und um mit mir, als man mir meine gewöhnlichen Kleider auszog und mir die Tricots, dann ein ſehr kurzes weißes Gewand und eine blaue Schärpe anlegte. Meine Mutter nahm noch einmal meine Rolle aus der Taſche und überhörte mich — bewußtlos plapperte ich die Verſe herunter — da ſchrie plötzlich die Directorin:

Es iſt Zeit, es iſt Zeit! und ich wurde hinausgeſchoben und gerade hinter dem Souffleurkaſten aufgeſtellt.

Die Klingel ertönte, vor meinen offenen, mit Thränen gefüllten Augen zeigte ſich auf einmal ein großer Saal, gefüllt Kopf an Kopf, und alle, alle Augen in dieſen Köpfen waren auf mich gerichtet; ich ertrug das eine Weile — bis ich die meinigen ſchloß und ohnmächtig zuſammenſank!

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Schos meiner Mutter in der Garderobe; ſie küßte mich zärtlich und fragte, wie mir ſei — meine kleine Schweſter weinte laut und wollte Paula tröſten.

Endlich entſann ich mich, was mit mir vorgegangen; ich erinnerte mich ſogar, daß der Souffleur auf meinen Fuß getippt und den Anfang des Prologs mir immer wiederholt, und die Stimme meiner Mutter aus den Couliſſen gerufen hatte: Fange an, Paula, fange an!

Aber die vielen auf mich gerichteten Augen hatten alle Kraft meiner Seele an ſich gezogen, alles Bewußtſein in mir fortgenommen und mich erſtarren gemacht!

Meine Mutter erzählte mir nun, der Director habe vor dem

Publikum erſcheinen und es um Verzeihung bitten müſſen wegen der ungeſchickten, bangen kleinen Debutantin.

Danach muthete man mir nicht mehr zu, aufzutreten, denn ich hatte einen ganzen Feſtabend verdorben durch meine Ohnmacht. Meine Mutter ſchien Reue zu empfinden, daß ſie mich ſo gewaltſam auf die Bühne getrieben, und ließ mich von nun an viel mehr meine eigenen Wege gehen.

Es waren jetzt ſchon zwei Jahre verfloſſen, ſeitdem wir das Vaterhaus verlaſſen hatten; ich zählte zehn Jahre. Meine Mutter zeigte mir einmal ein Goldſtück, das mein Vater geſchickt habe, um mir dafür ein neues Kleid zu kaufen.

Ich brauche aber kein neues Kleid, ſagte ich, trotz meiner ſehr ärmlichen Garderobe, weil ich hoffte, dann das Goldſtück ſelbſt, das ja aus den Händen meines unvergeßlichen Vaters kam, zu erhalten.

Ich kann dir auch keins dafür kaufen, Paula; du biſt ein vernünftiges Kind und wirſt einſehen, daß ich vor allen Dingen die Miethe hier im Hauſe damit bezahlen muß; du haſt ja gehört, wie böſe die Frau auf uns iſt.

Freilich war die Hauswirthin am Tage vorher bei uns oben geweſen und hatte meiner geängſtigten Mutter eine fürchterliche Scene gemacht; ich gab alſo dem Goldſtück einen heimlichen Kuß und legte es in die Hand meiner Mutter, die damit hinunterging.

In dem Zimmer meiner Mutter pflegte ich oft mich mit meiner kleinen Schweſter hinter die langen kattunenen Vorhänge des Fenſters zu ſetzen und dort zu ſpielen; wir nannten dann dieſe Ecke unſer Zimmerchen; dahin ging ich auch jetzt mit meiner Schweſter. Kaum ſaßen wir da, als es an die Thür pochte — ich machte dem Kinde ein Zeichen, ſtill zu ſein, und war es ſelbſt; die Thür öffnete ſich aber dennoch, und herein trat die

Frau Directorin nebſt der Soubrette, die zwei mir unerträglichſten Perſonen unſerer Truppe.

Hier muß ich eine Schilderung dieſer Soubrette, die ſich Heliodora nannte, einſchalten, weil ich leider bald darauf in nahe Berührung mit ihr kam.

Sie war das Sittenmuſter der ganzen Geſellſchaft und ihr drittes Wort: Ein Mädchen wie ich, deſſen guter Ruf ſein höchſtes Gut iſt u. ſ. w. Die Directorin pflegte ſie allen übrigen als Beiſpiel eines achtungswerthen Betragens aufzuſtellen und zog beſtändig mit ihr herum, wofür Heliodora ſich ihr dankbar erwies, indem ſie ihr auf eine widerwärtige und ganz grobe Weiſe ſchmeichelte. Heliodora war klein und eigentlich hübſch; ihre feinen Züge und ihre wohlgebildete zarte Geſtalt hätten ſie gewiß überall empfohlen; aber ſie war ſo grenzenlos geziert, daß jeder gute Eindruck dadurch verloren ging. Meine Mutter ſagte einmal, als Heliodora von einem Traum erzählt hatte: Der war auch nur affectirt, denn bei ihr kann ja nichts mehr natürlich ſein, ſelbſt nicht mehr die Träume. Uebrigens ließ doch meine im ganzen harmlos gläubige Mutter ſich vom Tugendglanze Heliodora's blenden und hatte großen Reſpect vor ihr. Doch kehren wir jetzt zu dem Beſuche zurück, den ſie meiner Mutter mit ihrer Gönnerin abſtattete.

Es iſt niemand da, ſagte die Directorin, nachdem ſie das Zimmer überblickt und uns beide in unſerm Verſteck natürlich nicht gewahrt hatte; unten ſagte man uns doch, Emma ſei zu Hauſe!

Die beiden Frauen nahmen ohne weiteres auf unſerm Sofa Platz, und nach einer kurzen Pauſe hob die Directorin wieder an: Wiſſen Sie ſchon, daß ſich Emma ſcheiden laſſen will?

Bah! ſie iſt ja ſo gut wie geſchieden, entgegnete ſpöttiſch die Soubrette.

Ja freilich, aber Auguſt, der jetzt die gute Anſtellung am Hoftheater bekommen hat, will ſie heirathen und mitnehmen, und das geht doch nicht ohne gerichtliche Scheidung.

Mir wurde wieder wie damals bei meinem Debut, als der Vorhang aufging. Heliodora ſagte ſchnippiſch: Man ſollte Auguſt für wahnſinnig erklären, die verblühte Frau mit der heiſern Stimme und den zwei Kindern ſich auf den Hals zu laden ....

Gerade an dieſen Kindern wird aber die Scheidung wahrſcheinlich ſcheitern, erklärte die Directorin; denn Emma's Mann will die Kinder keinem andern laſſen, und ſie will ſich ebenſo wenig von ihnen trennen.

Wie, ſelbſt von der älteſten nicht, dieſer ſtörriſchen, unfreundlichen kleinen Kröte nicht, ſelbſt von der nicht?

Nein, ſagte die Directorin, ſie hat mir erklärt, ſie könne ohne die Kinder nicht leben, und obgleich ſie wiſſe, daß die älteſte ſie nicht liebe, ja ſie vielleicht haſſe, als die Urſache, daß ſie von ihrem Vater entfernt ſei — ſei ſie ihr dennoch unauflöslich an das Herz gewachſen!

Sie iſt eine Närrin, ſagte das Mädchen. In dieſem Augenblick kam meine Mutter die Treppe herauf und zur Thür herein.

Wo ſind die Kinder? fragte ſie ſogleich, nachdem ſie die beiden Frauen begrüßt; aber wir kamen nicht zum Vorſchein, und meine Schweſter blieb auf meinen Wink mäuschenſtill neben mir hocken.

Die Frauen, welche nur gekommen, um meiner Mutter einen von ihr geliehenen Theaterſchmuck zurückzubringen, entfernten ſich bald, und als meine Mutter nun uns ſuchend durch das Haus lief, kamen wir zum Vorſchein. Sie fragte, wo wir geweſen, ich ſagte die Wahrheit, auch daß ich nicht hervorgekommen, weil ich vor der Directorin immer bange ſei. Sie lachte und fragte nicht weiter.

Am Abend kam Auguſt wie gewöhnlich, um meine Mutter in das Theater abzuholen. Zum erſten mal betrachtete ich ihn mit Aufmerkſamkeit, aber auch mit einem ſo gehäſſigen Gefühl, wie bisher keins meine junge Bruſt durchzogen. Ich hatte damals natürlich noch kein Urtheil, aber noch heute ſteht mir das Bild Auguſt's ſo klar vor Augen, als habe ich ihn geſtern erſt geſehen, und nach meinen deutlichen Erinnerungen kann ich wol jetzt ein im ganzen richtiges Urtheil über ihn abgeben.

Er war, was man einen hübſchen Mann zu nennen pflegt, ziemlich groß, bleich, ſchlank und außerordentlich ſorgfältig gekleidet; von Genie aber hatte er keine Spur und war doch der Liebling des Directors, weil er nie eine Probe verſäumte, immer gut auswendig gelernt hatte und immer in allen Angelegenheiten ordnungsliebend und zuverläſſig war.

Daß er meine Mutter liebe, ſie heirathen wolle, das hatten mir, die ich nichts davon geahnt, heute die beiden Frauen verrathen. Von dieſem Augenblicke an war er mir verhaßt!

Er wohnte in unſerer Nähe und pflegte meine Mutter zu den Vorſtellungen abzuholen und ſie nach Hauſe zu bringen — ob ſie ihn je ihren übrigen Genoſſen vorgezogen, weiß ich nicht, möchte es auch heute um keinen Preis wiſſen. Sein Benehmen gegen ſie war außerordentlich rückſichtsvoll, ja im Vergleich mit dem der übrigen förmlich — das hatte ihm früher meine Gunſt zugewandt.

Als er eingetreten war und meine Mutter begrüßt hatte, kam er auf mich zu und bot mir die Hand. Wie geht es, Paula, haſt du heute wieder fleißig gelernt?

Ich ſagte: Nein, nur um zu widerſprechen; meine Mutter aber ſagte: Es iſt nicht wahr, ſie iſt fleißig geweſen wie immer, und wenn ſie ſo fortfährt, bringt ſie es weiter als ihre beiden Aeltern.

Ich meinte, Ihr Herr Gemahl ſei voller Talente? fragte mit einer gewiſſen Schadenfreude Auguſt.

Meine Mutter entgegnete raſch: Voller Talente, ja ... aber er hat keins ausgebeutet ... mein Mann und ich gehören zu den begabten Leuten, die ſich keine Mühe geben ... wir ſind zwei Genies, die nichts gelernt haben, und da iſt ein beſchränkter Menſch, der etwas Tüchtiges weiß, mir lieber!

Auguſt war in Verlegenheit, was er auf dieſe Herzensergießung meiner über alle maßen aufrichtigen Mutter antworten ſollte.

Als ſie das ſah, fing ſie mit dem ihr eigenen Uebermuth, der ihr übrigens vortrefflich ſtand, laut zu lachen an. Dann aber plötzlich in einen ernſten Ton übergehend, fragte ſie: Iſt Ihr Vertrag mit der Hoftheaterintendanz unterzeichnet — iſt alles in Ordnung?

Alles! ſagte er feierlich. Wonach ich mein ganzes Leben geſtrebt habe, das habe ich endlich erreicht — eine lebenslängliche Anſtellung bei einem Hoftheater!

Wieder lachte meine Mutter hell. Wohl Ihnen, daß Ihnen das ſchon vor Ihrem dreißigſten Jahre gelungen iſt. Ich bin zwar noch ein paar Jahre jünger als Sie, aber ich fühle deutlich, daß ich nie — was man ſo nennt — in einen Hafen einlaufen werde!

Weil Sie nicht wollen, ſagte ſtirnrunzelnd der Schauſpieler. Sie verſchmähen jede Gelegenheit — mit Ihrem großen Talente, Ihrem Aeußern, Ihrer Lebhaftigkeit und Kraft könnten Sie eine der erſten Schauſpielerinnen Deutſchlands ſein.

Wie kommt es denn, fragte immer noch lächelnd meine Mutter, daß ich eine der letzten bin?

Weil Sie keine Ruhe, keine Beharrlichkeit und keinen Fleiß

haben, und weil Sie, ſetzte er mit ſtarker Betonung hinzu, die Hand verſchmähen, die ſich Ihnen helfend entgegenſtreckt.

Meine Mutter antwortete nicht, ſie ging in eine dunkle Ecke des Zimmers und hängte ihren Mantel um, dann trat ſie zu uns Kindern und ſagte: Bringe, wie immer, die Kleine zu Bett, wenn euch die Hausfrau das Nachteſſen gebracht hat; du ſelbſt lege dich, ſobald du müde biſt; aber löſche die Lampe, mir wird es heute beſonders bange um euch ſein, weil das Stück lange dauert. Sie küßte meine Schweſter, mir reichte ſie die Hand nur — aber an dieſem Mangel an Zärtlichkeit war ich ſelbſt ſchuld, denn ich küßte ſie nicht mehr, ſeitdem ich einmal geſehen, wie auf der Bühne in einem Stück, wo ſie eine Bäuerin vorſtellte, ein Schauſpieler ſie vor aller Welt Augen geküßt. Ich war damals troſtlos darüber; meine Mutter, die mir meinen Kummer abfragte, verhöhnte mich aber und nannte mich eine kleine dumme Gans! Als die beiden fort waren und ich mein Schweſterchen zu Bett gebracht hatte, grübelte ich über das, was ich meine Mutter hatte ſagen hören: ſie und mein Vater ſeien Genies, die nichts gelernt!

Es mochte wahr ſein! Wie oft hatte ich als kleines Kind meinen Vater ausrufen hören: Wären meine Aeltern nicht ſo vornehm geweſen, ich hätte mehr gelernt!

Meine Mutter hingegen ſagte: Wären meine Aeltern nicht ſo arm geweſen, ich hätte mehr gelernt!

Das letztere verſtand ich, denn ich armes Ding wußte ſchon, daß Lernen Geld koſtet und daß wir beide jeden Monat ein paar Gulden zur Schule mitnehmen mußten, in deren oberſter Klaſſe ich, und in deren unterſter meine Schweſter war.

So ſehr es mich auf der einen Seite freute, daß meine Mutter dem Schauſpieler einen Korb gegeben, ſo ſehr verletzte mich ihre Aufrichtigkeit in Beziehung auf meinen Vater, der in ſeiner

ganzen Schönheit und Liebenswürdigkeit in meinem Kindesherzen ſtrahlend daſtand.

Nachdem Auguſt abgereiſt war, kam eine entſetzliche Prüfung über mich. Meine Mutter, deren Vertrag abgelaufen, erhielt durch ſeine Vermittelung eine Aufforderung von ſeiner Intendanz, eine Reihe von Gaſtrollen zu geben. Sie wollte uns natürlich mitnehmen, aber einige Tage vor der Abreiſe beſuchte uns Heliodora. Sie ſtellte meiner Mutter, wahrſcheinlich, wie ich jetzt vermuthe, auf Auguſt's Veranlaſſung, vor, wie viel bequemer und leichter und wohlfeiler ſie zur Reſidenz reiſen und auch wie viel beſſer ſie dort leben könne, wenn ſie uns die feſtgeſetzten vier Wochen hindurch zurücklaſſe. Sie, Heliodora, wollte zu uns ziehen, da ſie ohnedies ihre Wohnung gekündigt, und wolle uns hüten wie eigene Kinder und jede Woche zweimal meiner Mutter Bericht über uns erſtatten.

Mit einer wahren Todesangſt blickte ich in das Geſicht meiner Mutter, was ſie wol ſagen werde — es kam mir vor, als hinge von ihrem Ausſpruche Leben oder Tod für uns ab.

Nach langem Beſinnen ſagte ſie zu — mich fragte ſie nicht, denn ſie dachte gar nicht, daß mir dieſe Trennung beſonders unangenehm ſei; behielt ich ja doch meine Schweſter, die ich ſo ſehr liebte, bei mir; von meinem Widerwillen gegen Heliodora wußte ſie nichts. Sie ſagte:

Aus zwei Gründen bringe ich das Opfer, das mir wirklich ſchwer fällt. Erſtens um Paula nicht aus ihrem Unterrichte, den ſie ſo gut benutzt, herauszureißen, und zweitens um des leidigen Geldes willen. Wenn ich die Kinder mitnehme, deckt das Honorar für die Gaſtrollen gerade meine Reiſe und den Aufenthalt dort; wenn ich ſie aber hier laſſe, kann ich, ohne von neuem Schulden zu machen, für mich und die Kinder einige Kleidungsſtücke kaufen, die uns ganz unentbehrlich ſind.

Wir blieben alſo. Den Tag über brachten wir in der Schule zu, den Abend aber genoſſen wir, wenn kein Theater war, was nur viermal die Woche ſtattfand, Heliodora's Geſellſchaft.

Heliodora war immer bemüht, uns an dieſen Abenden möglichſt früh in das Bett zu bringen.

Wir hatten nur ein Zimmer mit einem Alkoven, den aber nur ein Vorhang abſchloß und worin zwei Betten ſtanden, wovon das eine von meiner Mutter, jetzt von Heliodora, das andere von uns Kindern gebraucht wurde. Am erſten Morgen nach dem Abende, wo kein Theater geweſen, fiel mir auf, daß Heliodora's Bett früh morgens noch unberührt war. Ich fragte ſie, ob ſie nicht geſchlafen — ſie antwortete mürriſch, ſie habe die Nacht auf dem Kanapee zugebracht. Ich glaubte das nicht, denn ſie ſah überwacht aus und gähnte den ganzen Tag. Am nächſten Abend, wo ſie wieder zu Hauſe blieb, fiel mir auf, daß ſie ihre Locken erſt ſpät, als ich ſchon meine Schweſter zu Bett gebracht, aus den Papilloten wickelte — dazu trieb ſie mich fortwährend, mein Zubettgehen zu beeilen. Ich war noch gar nicht ſchläfrig, aber ich legte mich zu meiner Schweſter und hörte nun, mit offenen Augen daliegend, wie draußen vor dem Vorhange Heliodora die Kommodenſchieblade öffnete und offenbar Toilette machte. Mantel und Hut nahm ſie auch heraus und hängte ſie dicht vor dem Alkoven auf einen Stuhl. Dann hörte ich leiſe Männerſchritte die Treppe heraufkommen. Heliodora kam raſch mit dem Licht an mein Bett; aber in meiner Angſt und ohne eigentliche Ueberlegung ſtellte ich mich ſchlafend, wie meine kleine Schweſter es wirklich war.

Heliodora trat nun ins Zimmer zurück, und ich hörte die Thür ſich öffnen und Heliodora flüſtern:

Warum kommen Sie trotz meines ſtrengen Verbots hierher — das kann meinen Ruf zu Grunde richten — die Kinder

können aufwachen, die Hausleute können Sie ſehen — ich war ja eben im Begriff, zu kommen! Eine tiefe Männerſtimme, die ich nie gehört, ſagte nur: Ich konnte meine Sehnſucht nach dir nicht länger zügeln!

Sie antwortete in demſelben Tone — ich mußte alles mit anhören, und es währte wol eine Stunde, ehe das unwürdige Geſchöpf, deſſen Unterhaltung mit einem ebenſo unwürdigen Liebhaber vor meiner Kinderſeele einen Abgrund geöffnet, der mir ewig hätte verſchloſſen bleiben ſollen, endlich das Haus verließ, um wahrſcheinlich erſt am Morgen zurückzukehren.

Noch mehrere Abende kam der fremde Menſch, um die Heuchlerin abzuholen, und ich mußte immer wach ſein und ihre fürchterlichen Unterhaltungen mit anhören!

Am zweiten Tage ſchrieb ich an meine Mutter und trug den Brief zur Poſt, als ich nach der Schule ging — aber die volle Wahrheit konnte ich armes Kind ihr ja nicht ſchreiben, und was ich ſtatt deren als Urſache einer ſchleunigen Rückkehr für ſie angab, machte keinen Eindruck auf ſie. Sie ſchrieb mir freundlich, ich möge mich gedulden, ſie werde bald kommen und hoffentlich einen Anſtellungsvertrag mit dem Hoftheater mitbringen.

Sie blieb noch lange fort und brachte doch keinen Vertrag mit. Sehr verſtimmt kam ſie bei uns an, und nur die Liebkoſungen meiner kleinen Schweſter vermochten ihr endlich ein Lächeln zu entlocken.

Sie war nun mehrere Monate ohne Engagement. Endlich fand ſie wieder eins, aber ein durchaus ungenügendes, in einer kleinern Stadt, und wie das immer ſo zu gehen pflegt, wenn jemand einmal im Herabſteigen begriffen iſt, ſo geht das unaufhaltſam weiter, bis wir, fünf Jahre nachdem wir aus dem Hauſe meines Vaters geſchieden, wieder auf demſelben Punkte

ſtanden, wo wir damals geſtanden, nämlich bei einer wandernden Truppe.

Ich war nun in meinem dreizehnten Jahre und meine Schweſter im neunten — ich mußte ſie jetzt ſelbſt unterrichten, da es meiner Mutter unmöglich war, das Schulgeld für uns zu erſchwingen. Die Abende, wenn ſie ſpielte, brachte ich damit zu, unſere mehr als dürftigen Kleider auszubeſſern. An einem ſolchen Abende, wo ich vor dem Bette meiner ſchlafenden Schweſter ſaß und nähte, wurde, ohne Anpochen, die Thür des Zimmers geöffnet, und ein Mann im Reiſemantel und Hut trat ein. Ich nahm unſer kleines Lämpchen zur Hand und trat ihm entgegen.

Da ſagte er mit einer Stimme, die ich beim erſten Tone wiedererkannte: Paula!

Ich ließ die Lampe fallen, und weinend, zitternd warf ich mich in ſeine Arme — es war mein Vater! Ich eilte nun auf den Gang, um das Lämpchen wieder anzuzünden und bei deſſen Scheine die theuern Züge zu erblicken.

Er war ſehr verändert, aber er ſchien mir noch immer der ſchönſte Mann, den ich in meinem ganzen Leben geſehen hatte.

Meine erſte Frage war: Du gehſt doch nicht gleich wieder von uns? — denn er hatte den Mantel und Hut nicht abgelegt.

Im Gegentheil, ich komme, um euch zu holen; gleich augenblicklich ſollt ihr mir folgen; im Gaſthofe, wo ich wohne, habe ich ein Zimmer für euch beſtellt.

O Vater, welch ein Glück!

Er ſchloß mich in ſeine Arme, denn mein krampfhaftes Weinen rührte ihn tief.

Wo iſt deine Schweſter? fragte er nun.

Hier ſchläft ſie.

Er trat zum Bette des Kindes, das wie ein ſchlafender Engel

ausſah — wie ſie überhaupt das ſchönſte und lieblichſte und liebenswürdigſte Geſchöpf war, das ich je geſehen.

Du mußt ſie wecken und ankleiden, damit ſie uns folgen kann.

Aber die Mutter kann ja doch nicht vor einer Stunde nach Hauſe kommen! Laß die Kleine ſchlafen, lieber Vater, ſo lange wenigſtens noch!

Wir wollen gehen, ehe die Mutter zurückkommt.

So geht die Mutter nicht mit? fragte ich, tödlich erſchrocken.

Sie wird nicht wollen, ſagte mein Vater, das Geſicht abwendend.

O gewiß, es geht ihr ſchon lange kümmerlich — wir wiſſen oft nicht, was wir eſſen ſollen.

O Paula, mein armes Kind! du ſollſt jetzt keinen Mangel mehr leiden. Komm nur und wecke deine Schweſter.

Ich that es mit ſchwerem Herzen. Es dauerte lange, ehe mein Schweſterchen begriff, was wir von ihr wollten. Den Vater kannte ſie nicht mehr und fürchtete ſich vor ſeinem langen Bart; es koſtete mir große Mühe, ſie zu überreden, ſich von ihm küſſen zu laſſen.

Ich kleidete ſie an; aber gerade als ſie fertig war und mein Vater ſie und mich an die Hand nahm, um das Zimmer zu verlaſſen — ich ſah, wie er vorhin einen verſiegelten Brief auf den Tiſch legte — ſprang die Thür auf und meine Mutter trat ein.

Es war, als errathe ſie augenblicklich alles; denn obgleich ſie meines Vaters Geſicht nicht ſehen konnte, weil er dem Licht den Rücken zuwandte, ſchrie ſie haſtig: Was wollt Ihr . . . was geht hier vor . . . wer will mir meine Kinder nehmen?

Ich will mir meine Kinder holen, ſagte hart und doch mit ſchwankendem Tone mein Vater.

Nie werde ich dieſen Augenblick vergeſſen. Als meine Mutter die Stimme meines Vaters vernahm, ergriff ſie die Lampe vom Tiſch, leuchtete ihm dicht vor das Geſicht, und indem ihre Züge den Ausdruck einer unausſprechlichen Miſchung von Zorn, Furcht, Rührung und Trotz zeigten, faßte ſie ſeine beiden Arme und rief mit einer Stimme, die halb weinend und halb lachend klang: Bei dem allmächtigen Gott, ſag' mir's, Paul, biſt du's wirklich?

Er antwortete nicht gleich; aber nach einer Pauſe ſagte er, ohne ſie anzuſehen: Laß mich die Kinder wegbringen, Emma, dann will ich zurückkehren und dir jede Aufklärung geben.

Auf meine Mutter, die ich in dieſem Augenblicke tief bedauerte, machten die Worte ihres Gatten einen furchtbaren Eindruck. Todtenbleich trat ſie zurück, und ſich an die Stirn faſſend, ſagte ſie tonlos:

Wie iſt das, was höre ich: „Aufklärungen", wann die Kinder fort ſind? ...

Eine Aufklärung kann ich dir ſchon jetzt geben, verſetzte mein Vater. Mein Oheim iſt todt und hat mich zum Erben ſeiner reichen Güter eingeſetzt; es iſt mir jetzt möglich, die Kinder erziehen zu laſſen, wie es ihnen gebührt.

Stolz hob meine Mutter das Haupt und ſagte: So habe ich ſie erzogen. Paula ſpricht und ſchreibt, außer ihrer Mutterſprache, geläufig drei fremde Sprachen — frage ſie aus in der Geſchichte, der Geographie; ſelbſt das kleine achtjährige Mädchen hier ſpricht ſchon geläufig Franzöſiſch.

Iſt das wahr? fragte überraſcht mein Vater, und als ich bejahte, hellte ſich ſein Geſicht auf und er ſagte freundlicher:

Auch du ſollſt dich nicht über mich zu beklagen haben, Emma. Ein reiches Jahrgehalt ...

Sie ließ ihn nicht ausreden. — Ich brauche kein Jahrgehalt für mich — was du mir für die Kinder zuweilen ſchickteſt, habe ich zu ihrem Beſten angenommen. Wenn du mir die Kinder nimmſt, brauche ich nichts; aber — ſetzte ſie mit einem lauten höhniſchen Lachen hinzu — das wird nicht geſchehen, ich gebe ſie nicht her.

Das wollen wir ſehen! ſagte hart mein Vater. Als du vor drei Jahren an mich ſchriebſt, um der Scheidung willen, hatte ich freilich noch kein Recht, vor den Schranken eines Gerichts dir die Kinder abzuverlangen — ſeitdem habe ich's erhalten.

Wodurch? fragte meine Mutter, ihre großen dunkeln Augen feſt auf ihn richtend.

Durch — mein Vater blickte bedeutungsvoll auf uns Kinder — durch die Gaſtrollen, die du, bald nachdem du mir wegen der Scheidung geſchrieben, auf die Veranlaſſung des Schauſpielers Auguſt am Hoftheater zu N. gegeben!

Die Bläſſe im Geſicht meiner Mutter wich einer hohen Röthe; aber ohne die Augen niederzuſchlagen, ſagte ſie mit gefaßter, ruhiger und ganz veränderter Stimme: Ja, es geſchieht mir recht, ich kann mich nicht beklagen!

So geſteheſt du dein Unrecht ein?

Wir verſtehen uns nicht, ſagte apathiſch meine Mutter, und werden uns nie verſtehen! Nicht dir habe ich die Treue gebrochen, damals als ich geſchieden ſein wollte und dann zur Reſidenz reiſte, um ein Engagement durch Auguſt's Fürſprache zu erhalten; nein, ich brach mir die Treue ſelbſt, mir bin ich untreu geworden, das iſt mein ganzes Unrecht! — Ich, die leichte und leichtſinnige, aber offene und ehrliche Künſtlerſeele, wollte, weil mir das ewige Herumgeſchleudertwerden Seele und

Leib ermüdet, und um der Kinder willen in den Hafen des Philiſterthums einlaufen, um Ruhe zu haben — das iſt mein ganzes Unrecht!

Wer das glauben könnte! — „Um der Kinder willen“ wollteſt du dich von deren eigenem Vater ſcheiden laſſen und ihnen einen Stiefvater geben?

Ja, weil der eigene Vater ſie nicht ernähren konnte, wollte ich ihnen einen Stiefvater geben, der es vermochte.

„Um der Kinder willen“ haſt du an öffentlichen Orten, du, die Frau eines Offiziers und Edelmanns, dich am Arme eines Schauſpielers herumgetrieben?

Ja, alles um der Kinder und meiner Ruhe willen — meinem Herzen iſt Auguſt ein Fremder.

Das glaube ich nicht, und niemand wird glauben, daß eine Frau, die Kinder hat, auf eine Scheidung anträgt, nur um einen Mann zu heirathen, der ihr gleichgültig iſt.

Mag es ſein, ſagte meine Mutter ruhig, ich füge mich ja, denn ich wiederhole, ich habe die Strafe verdient, weil ich meinem innerſten Weſen, meiner mir vom Himmel beſchiedenen Natur untreu wurde und der Klugheit folgen wollte — ich, die in ihrem ganzen Leben nur ihrem Impuls gefolgt iſt!

Haſt du mir ſonſt noch etwas zu ſagen, Emma, ehe ich mit den Kindern gehe?

Du wirſt nicht mit ihnen gehen!

Ich werde es thun!

Meine Mutter wurde bei dieſen Worten ſchrecklich. Sie riß uns beide an ſich und ſchrie mehr als ſie ſprach: Verſuche es, ſie mir zu nehmen! Nur mit meinem Leben erhältſt du ſie!

Meine Schweſter klammerte ſich weinend an der Mutter Hals; ich fiel vor ihr auf die Knie — da ſchien, wie ſo oft, ein plötzlicher Einfall ihren beweglichen Sinn zu ändern.

Wohlan, ſagte ſie, ich habe mich beſonnen, wir wollen uns dem Ausſpruche der Kinder ſelbſt unterwerfen — ſie ſollen ſagen, zu wem ſie ſich wenden wollen.

Wie iſt es, Paula, fragte ſie mich, indem ſie mit leidenſchaftlicher Heftigkeit mich an ſich riß, mit wem willſt du gehen, mit Vater oder Mutter? Willſt du mich verlaſſen, mein erſtgeborenes, theuer erkauftes Kind?

Ich ſah vom Vater zur Mutter. Beider Züge hingen mit ängſtlichſter Spannung an den meinigen — meine Thränen begannen zu fließen, ich fiel wieder auf meine Knie und rief:

Verſchont mich mit dieſer entſetzlichen Wahl; fragt erſt meine Schweſter, ſie kennt noch nicht die ganze fürchterliche Bedeutung von dieſem allen!

Als aber nun meine Mutter fragte: Kind, willſt du bei mir bleiben oder auf ewig von mir gehen mit deinem fremden Vater hier? — trat auch mein Vater dem lieblichen Kinde, das auf dem Arme der Mutter hing, näher und fragte ſchmeichelnd: Nicht wahr, du gehſt mit mir, mein ſüßes Kind? Paula geht auch mit.

Das Kind aber barg ſein Haupt an der Bruſt der Mutter, wehrte den Vater ab und ſchrie ſchluchzend: Ich bleibe bei meiner lieben, guten Mutter, bei meiner einzigen Mutter.

Und du, Paula? fragte nun mein Vater.

Was vor einer Stunde mir nicht ſchwer geworden wäre, war mir nun furchtbar.

Obgleich es mir förmlich vor der Mutter ſchauderte, ſeitdem ich aus ihrem eigenen Munde vernommen, daß ſie ſich hatte von meinem Vater ſcheiden wollen, um Auguſt zu heirathen, und dieſer Plan nur an meines Vaters Weigerung, uns herzugeben, geſcheitert ſei — dauerte ſie mich doch jetzt unausſprechlich, da ich den ganzen Umfang ihrer traurigen Lage kannte,

wie ich ſie auch hinreichend kannte, um zu wiſſen, daß ſie jetzt keine Unterſtützung mehr von meinem Vater annehmen werde. Und dann meine Schweſter! Ich liebte das ſüße Kind mehr als mich ſelbſt — mich von ihm zu trennen, dünkte mir unmöglich. Aber mein Vater nahm meine Hand und ſagte: Paula, du ſiehſt, daß es deine Pflicht iſt, mit mir zu gehen!

Ich ſtand auf, ich wollte meine Mutter umarmen, aber ſie fühlte, daß es zum Abſchied ſein ſolle, und ſtieß mich zurück.

Geh' — ſagte ſie bitter — du haſt nie ein Herz für mich gehabt!

Auch meine kleine Schweſter geſtattete ſie mir nicht zu küſſen. Mein Vater nahm mich an die Hand und führte mich hinaus. Unten hielt ein Wagen, wir ſtiegen ein. Ich zerfloß in Thränen.

Beruhige dich, Paula, ſagte freundlich mein Vater, die Kleine hole ich auch noch!

Ich antwortete nichts. An einem großen Hauſe fuhren wir in ein offenes Thor ein. In einem prachtvoll möblirten Zimmer ſtand ein gedeckter Tiſch für drei Perſonen. Mein Vater hieß mich niederſetzen und nahm Platz mir gegenüber. Aber der Biſſen quoll mir im Munde und ich gab es bald auf, etwas genießen zu wollen.

In einem kleinen Cabinet, anſtoßend an meines Vaters Schlafzimmer, ſtand ein zierliches Bett für mich. Aber ich konnte nicht ſchlafen und vermißte zu ſchmerzlich die Schweſter, mit der ich ſeit vier Jahren Ein Bett getheilt und die immer in meinen Armen geſchlummert!

Am Morgen kam eine Frau, die mir das Maß zu Kleidern und Mänteln nahm. Mein Vater wählte ſelbſt die Stoffe, und

nachdem er mich zärtlichſt beruhigt hatte, ging er, wie er ſagte, um noch einmal meine Mutter zu ſprechen.

Er kam nach kurzer Zeit ſehr verſtimmt zurück; aus ſeinen Andeutungen entnahm ich, daß er mit meiner Mutter noch einen ſehr heftigen Auftritt gehabt, der ihn ſehr gegen ſie erbittert hatte. —

So weit hatte meine Freundin erzählt, als unſere Angehörigen nach Hauſe kamen. Mit weit größerm Intereſſe muſterte ich nun die Züge von Paula's Vater, der mit unendlicher Zärtlichkeit ſich nach dem Befinden ſeiner Tochter erkundigte. Seitdem ich die Vergangenheit dieſes Mannes kannte, war er mir viel merkwürdiger. Er gehörte zu den Menſchen, deren wohlwollender und heiterer Charakter ihnen die Freundſchaft aller, die mit ihnen umgehen, ſichert, und je mehr ich ihn beobachtete, deſto mehr verwunderte ich mich über ſeine Strenge gegen Paula's Mutter. Natürlich konnte ich kaum den Tag erwarten, wo die andern uns beide wieder allein laſſen würden und ich aus Paula's Munde die Fortſetzung ihrer mir ſo abenteuerlich erſcheinenden Jugendgeſchichte erfahren ſollte. Paula's Geſundheit ſtärkte ſich ſehr raſch, ſie ging jetzt wieder mit den Ihrigen aus, und ſo verfloſſen mehrere Tage, bis wir einmal ganz ungeſtört uns ſelbſt überlaſſen waren; mit der größten Spannung ſaß ich endlich an einem ſonnigen Märztage Paula gegenüber am Fenſter, deſſen Flügel bis zum Fußboden reichten und meiner matten Lunge die kräftigende Seeluft zuſtrömen ließen. Paula begann:

Welch ein Contraſt trat nun in mein Leben! Aus ganz untergeordneten, ja ärmlichen Verhältniſſen plötzlich in die glänzendſten verſetzt! Der Oheim meines Vaters war ſehr reich geweſen, viel reicher, als man glaubte, und außer den großen Gütern erhielt mein Vater auch noch bedeutende Kapitalien aus

dem Nachlaß. Dieſen ganzen Schatz dankte er übrigens nur einer zornigen Aufwallung, wie er mit Beſchämung ſpäter ſelbſt geſtand. Ein Freund, der ihn noch bei Lebzeiten des Onkels beſuchte, erzählte in Gegenwart des letztern, daß meine Mutter, die er früher, als ſie noch mit meinem Vater vereinigt war, kennen gelernt hatte, kürzlich in der kleinen Reſidenz, wo er lebte, Gaſtrollen gegeben und dort allgemein für die Braut Auguſt's gegolten habe, an deſſen Arm ſie ſich auch öfter auf der Straße, in Concerten und auf Spaziergängen ſehen laſſen. Als mein Vater, ſchmerzlich berührt, nun nach uns Kindern fragte, ſagte ſein Freund, wir ſeien gar nicht mit dort geweſen, ſondern, wie ihm meine Mutter ſelbſt geſagt, als er ſie in einem Concert angeſprochen, unter der Obhut einer Freundin an unſerm bisherigen Wohnort zurückgeblieben.

Darüber, daß ſie uns verließ, uns, die ſie ihm doch ſo beharrlich abgeſchlagen, war nun mein Vater ſo empört, daß er aufſprang und ausrief: Das trennt uns unwiderruflich! Nun ſoll ſie nie mehr meine Schwelle betreten! — Iſt das dein Ernſt? fragte der alte Onkel. Und mein Vater, gereizt wie er war, ſagte heftig: Darauf mein Ehrenwort!

Der alte Herr aber verſetzte mit ſehr freundlicher Miene: Dann treten wir wieder in das alte Verhältniß, und du biſt wieder für mich, was du vor deiner Verheirathung warſt.

Mein Vater hatte nun, mit der Zuſtimmung ſeines Oheims, an meine Mutter geſchrieben, um uns beide von ihr zurückzuverlangen. Sie ſchlug ihm das entſchieden ab und verſicherte, nur von der Gewalt ſich ihre Kinder entreißen laſſen zu wollen. Eine Scheidungsklage wollte mein Vater durchaus nicht einreichen, denn ſein Gefühl ſchauderte vor dem Gedanken, die ſchmerzlichen Beziehungen zur Mutter ſeiner Kinder, der einzigen Frau, die er je geliebt, der unbarmherzigen Oeffentlichkeit preis-

zugeben; er fürchtete und wol auch mit Recht, uns beiden Mädchen einen Flecken auf unſer ganzes künftiges Leben aufzudrücken.

Da ſtarb der Oheim und hinterließ meinem Vater einen Reichthum, den er nun vielleicht gern mit meiner Mutter getheilt hätte — denn mein Vater iſt eigentlich grenzenlos gutmüthig und verſöhnlich — hätte ihn nicht das erſte Wort im Teſtament meines Oheims an die Verpflichtung erinnert, die er damals im Zorn eingegangen. Dieſe Clauſel lautete:

„Nachdem mein Neffe mit ſeinem Ehrenwort beſchworen, nie ſeine Gattin wieder unter ſein Dach aufnehmen zu wollen, bin ich bereit, ihn in ſeine alten Rechte einzuſetzen, und erkläre ihn deshalb zu meinem Univerſalerben, ſolange und ſofern er ſeinem Worte treu bleibt“ u. ſ. w.

Mein Vater war nun abgereiſt, um uns zu holen, und obgleich er entſchloſſen geweſen, um jeden Preis uns beide in ſein ſchönes Schloß zu bringen, ſo hatte doch die Feſtigkeit meiner Mutter und wol auch ſeine eigene Gutmüthigkeit ihn dahin gebracht, nur Ein Kind mit ſich zu nehmen.

Ich bekam jetzt eine Gouvernante; mein Vater lud ſeine alten Freunde auf ſein Schloß und führte mit ihnen ein Leben, das ihn entſchädigen ſollte für die entbehrungsvolle letzte Zeit, wo er in einer abhängigen und traurigen Stellung ſich bei ſeinem Oheim aufgehalten.

Wir wären beide wol ganz glücklich geweſen, hätte jedes nicht einen Stachel in der Bruſt getragen — den Gedanken an die ferne Mutter und das Kind, die vielleicht mit Noth und Elend kämpften, während wir in Fülle und Reichthum lebten.

Soll ich Ihnen unſer ungariſches ſchönes Schloß beſchreiben — das große maſſive Gebäude mit ſeinen hohen Fenſtern, ſeinen Wandmalereien, ſeinem prächtigen Park, mit ſeinen Weinbergen

und Fiſchteichen, mit ſeinen maleriſchen Bauern mit weißen Pelzen um die Schultern und dem breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe, mit ſeinen Zigeunern und ihrer melancholiſchen Nachtmuſik? O Ungarn — nach Italien das ſchönſte Land der Welt, mit deinem warmen, wonnigen Klima, deiner üppigen Fruchtbarkeit und deinem Wälder- und Wieſenreichthum!

Es war wie ein Anfall von Heimweh, der über Paula kam; ſie bedeckte die Augen mit den Händen, wie um in ihrem Innern ſtill das Bild ihrer Heimat vorüberziehen zu laſſen. Ich wollte ſie nicht ſtören, und es dauerte eine Weile, ehe ſie weiter erzählte:

Eines Abends traf mich mein Vater in Thränen — er wollte nicht ruhen, bis ich ihm die Urſache meines Kummers geſtanden. Endlich ſagte ich: Ich dachte an meine Schweſter! Denn von der armen Mutter wagte ich nicht zu ſprechen.

Am andern Morgen war er abgereiſt, ohne von mir Abſchied zu nehmen. Meine Gouvernante, eine gutmüthige junge Engländerin, ſuchte mir die Einſamkeit ſoviel als möglich zu erheitern, was mein Vater, der mich damals liebte wie heute und immer, ihr anempfohlen. Den nächſten Winter wollte er mit mir in Wien zubringen, damit ich meine muſikaliſchen Studien vervollkommne, den darauffolgenden in Paris — aber meine Gouvernante, mein Stubenmädchen und meines Vaters Kammerdiener freuten ſich alle drei weit mehr als ich auf dieſe Reiſe. Ja, ich fürchtete ſogar eine Rückkehr in die Stadt, weil ich meinte, manches könnte mich dort an eine Vergangenheit mahnen, die ich um jeden Preis vergeſſen wollte!

Nach einigen Wochen ſaß ich eines Abends allein im Garten — ich hatte nur wenige Briefe von meinem Vater erhalten, und in jedem ſchrieb er, er hoffe, das ſei der letzte, und nächſtens werde er wieder bei mir ſein. Aber er kam immer noch nicht,

und ich dachte mit großer Sehnſucht an ihn, als plötzlich ſeine Stimme hinter mir erſcholl.

Da iſt ſie! ſagte er.

Ich ſprang auf; aber was ſah ich — an der Hand meines Vaters mein ſüßes kleines Schweſterchen!

Ich war außer mir vor Entzücken, ich hob das reizende Kind auf meine Arme und konnte mich nicht ſatt freuen an ſeinem wiedergefundenen Beſitz!

Auch ſie freute ſich offenbar des Wiederſehens; aber als ich ſie abends wieder, wie früher, in mein Bett legte, ſagte ſie doch ganz traurig: Ich wollte, die Mama wäre bei mir!

Als ſie ſchlief, ging ich zum Vater, um ihn nach meiner Mutter zu fragen, und wie es gekommen, daß ſie ſich jetzt von ihrem Liebling getrennt.

Erſt ſchwieg er; dann ſagte er ausweichend: Das Kind war ihr gerade ungelegen, weil ſie eine größere Reiſe antreten mußte; aber ich fürchte, ſie wird es wiederhaben wollen, wenn ſie zurückkehrt; du darfſt darum deine Schweſter nicht von dir laſſen, denn deine Mutter wäre im Stande, ſie uns mit Gewalt zu entführen.

Hatte er dies nicht ſelbſt gethan? Ich hoffte, daß mir meine Schweſter es von ſelbſt mittheilen werde, denn ſie zu fragen, wie ſie zu uns gekommen, dazu hatte ich nicht den Muth. Aber ich erfuhr doch nichts Entſcheidendes von dem Kinde — nichts, woraus ich ſchließen konnte, ob unſere Mutter ſie freiwillig oder gezwungen von ſich gelaſſen. Nur Schilderungen eines höchſt traurigen und ärmlichen Lebens machte mir das Kind, da es der Mutter in der letzten Zeit nicht gelungen war, ein feſtes Engagement zu finden. Als ich meinem Vater davon einige ſchüchterne Worte ſagte, brach er in Klagen aus, daß meine Mutter beharr-

lich jede Unterſtützung von ihm zurückweiſe; er nannte das Eigenſinn!

Der Winter kam und wir gingen nun nach Wien, was mich um meiner Schweſter willen freute; denn das Kind war, ſeitdem wir uns getrennt hatten, in ſeinem Unterricht ſehr zurückgekommen, wahrſcheinlich weil es meiner Mutter an Geduld gefehlt, um es ſelbſt zu unterrichten, und an Geld, um es durch andere unterrichten zu laſſen.

Wir erhielten aber vortreffliche Lehrer und meine Schweſter hatte das Verſäumte bald nachgeholt. Sie fing auch jetzt an, weniger von der Mutter zu ſprechen, die in den erſten Wochen der immerwährende Gegenſtand ihrer Sehnſucht geweſen; ich erinnerte ſie nicht daran, denn mir war jede Mahnung an meine Mutter wie ein Schmerz, und der Gedanke an ſie verließ mich Tag und Nacht nicht; er verbitterte mir die Freude an allem Glanze, der mich umgab.

Eines Abends waren wir in der italieniſchen Oper, als meine Schweſter plötzlich meine Hand ergreifend rief: Sieh', Paula, ſieh' die Muttter hinter den Couliſſen! — Ich ſah nichts mehr, aber die Kleine blieb bei ihrer Verſicherung und behauptete ſogar, daß die Mutter ihr gewinkt habe.

Es war einige Tage ſpäter, mein Vater war auf einer großen Jagdpartie und ich nach unſerm ziemlich ſpäten Eſſen noch bei meiner Schweſter, um ihr bei ihren Aufgaben behülflich zu ſein, als unſer Stubenmädchen kam, um mir zu ſagen, drunten warte eine Frau, die ich beſtellen laſſen.

Ich habe niemand beſtellt! ſagte ich.

Sie ging und kam dann wieder mit einem Zettelchen, worauf mit Bleifeder ein paar Worte geſchrieben ſtanden. Es ſei der Name der Frau, ſagte das Mädchen.

Ich hielt das Zettelchen dicht an die Lampe und las zu meiner unausſprechlichen Erſchütterung: Tua madre!

Meine Mutter! Ich wollte ſelbſt hinuntereilen, aber ich beſann mich und ſagte dem Mädchen, ſie ſolle ſchnell die Fremde heraufführen und uns allein laſſen, ſowie ſie auch die Gouvernante bitten möge, uns nicht zu ſtören, da die Fremde mir etwas mitzutheilen habe.

Ich benachrichtigte nun mit fliegenden Worten meine Schweſter, wer eintreten werde — ihre Freude war grenzenlos!

Endlich öffnete ſich die Thür, die ich ſogleich verriegelte, während meine Mutter mit ängſtlicher Lebhaftigkeit ihr jüngſtes Kind an ſich riß.

Mutter — kennſt du mich gar nicht mehr? fragte ich traurig, indem ich ihren Arm berührte.

Sie wandte ſich um — ihr Geſicht hatte einen mir fremden Zug angenommen, etwas Wildes, Scheues, was ich früher an ihr nie bemerkt hatte. Ihre Kleidung war ärmlich, aber anſtändig.

Wenn du mich nicht vergeſſen haſt, Paula, ich habe es nicht! ſagte ſie ziemlich kalt. Ich aber kniete vor ſie hin, und ihre Hände von meiner Schweſter abziehend, rief ich weinend: O, wenn du wüßteſt, wie ich um dich gelitten!

Wirklich? ſagte ſie, indem ihre Augen leuchteten; ich werde deine Liebe auf die Probe ſtellen.

Thue das, Mutter, thue das!

Gib mir deine Schweſter mit — ich kann nicht ohne ſie leben — ich fühle, daß ich untergehe ohne ein Kind! Und jener kaum bemerkbare Zug, der mich vorhin ſo an ihr betroffen, trat in einer Weiſe hervor, daß ich darob mich entſetzte.

Was wird der Vater ſagen?

Der Vater hat dich — du biſt ſein Liebling.

Nicht mehr, ſagte ich, ſeitdem ſie da iſt.

Er iſt jetzt für mehrere Tage fern von hier — ich nehme ſie mit — Paula — du kannſt, du darfſt deiner unglücklichen, verlaſſenen Mutter den einzigen Troſt nicht verſagen.

Aber, meine Mutter, bedenke ihre Erziehung — alles wird dann wieder vernichtet — der Vater kann ſoviel darauf verwenden.

Das kann ich freilich nicht, ich kann ſie auch nicht ſo ſchön kleiden, nicht mit ſoviel Süßigkeiten füttern — du ſelbſt ſollſt ja im Schoſe des Reichthums bleiben, gönne deiner armen Mutter auch ihr einzig Kleinod. Willſt du wieder mit mir gehen, mein Kind? fragte ſie, indem ſie ſchmeichelnd meine Schweſter aufhob.

Die Kleine ſchlang beide Arme um den Hals der Mutter und rief: Dich habe ich am liebſten — doch dann ſetzte ſie gutmüthig hinzu: Dich und Paula!

Werden Sie ſich wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß meine Mutter zuletzt das Kind mitnahm, und daß ich nichts anderes vermochte, als im letzten Augenblick der Kleinen noch einige Goldſtücke in ihr Schürzentäſchchen zu ſtecken, die mir mein Vater am Abend vorher für meinen kleinen Schmuck geſchenkt?

Der Gouvernante und dem Mädchen ſagte ich, mein Vater habe meine Schweſter zu einer Verwandten holen laſſen. Aber mein Vater, als er zurückkam — o, der war zum erſten mal böſe auf mich und ſo verzweifelt um das Schickſal ſeines jüngſten Kindes, daß ich mir ſelbſt bittere Vorwürfe machte.

Deine Mutter kann kein Kind erziehen! rief er, ſie wird das ſchöne, reine Geſchöpf nur zu Grunde richten, wie ſie ſich ſelbſt zu Grunde gerichtet hat!

Er ließ nachforſchen, aber keine Spur war von den beiden zu entdecken. Auch den nächſten Sommer, den wir wieder auf

unſerm Gute zubrachten, vernahmen wir keine Silbe von ihnen, und im darauffolgenden Winter gingen wir auch nicht nach Paris, wie mein Vater beabſichtigte, weil er immer noch hoffte, die Spur meiner Schweſter aufzufinden; aber der Winter und auch der zweite Sommer brachte nichts von ihnen.

Mein Vater machte öftere Reiſen, und ich bin überzeugt, daß ſie einzig und allein den Nachforſchungen nach meiner Schweſter galten, obgleich er mir nichts darüber ſagte. Und dennoch glückte es ihm zuletzt, ſie aufzufinden; wo und wie, hat er mir nicht geſagt, aber meine Schweſter, die er zwar in elendem Aufzuge, aber in blühender Geſundheit in meine Arme zurückführte, theilte mir darüber mit, was ſie wußte.

Unſere Mutter war in der letzten Zeit Garderobière bei einem Theater in P. geweſen, weil ihre zunehmende Heiſerkeit ihr das Auftreten auf der Bühne für längere Zeit nicht geſtattete. Statt deſſen hatte meine Schweſter die Breter betreten und erzählte mir jetzt, wie ſie zu allgemeinem Applaus alle Kinderrollen geſpielt. Ihre unvergleichliche kindliche Schönheit, — ſie war, obgleich ſie jetzt zehn Jahre zählte, noch ziemlich klein und zart, — ihre Lebhaftigkeit und ihre raſche Faſſungsgabe hatten ſie freilich auch beſſer für die Bühne geeignet als mich; überdies hatte ſie Freude daran.

Da erkrankte meine Mutter, und zwar ſo ſehr, daß man ſie zum Krankenhauſe brachte, freilich gegen ihren Willen. Sie ließ nun von dort aus meinem Vater ſchreiben, er möge meine Schweſter holen; wahrſcheinlich fürchtete ſie zu ſterben und konnte doch nicht den Gedanken ertragen, ihr Kind dann unter den Schauſpielern zurückzulaſſen, bei denen es ſich eben aufhielt und die das ſchöne Kind gern behalten hätten. Mein Vater kam ſogleich, nahm ſeine Tochter zu ſich und ging dann in das Krankenhaus, wo er für meine Mutter ein beſonderes Zimmer

und beſondere Pflege miethete und auf lange Zeit vorausbezahlte und befahl, daß man ihm alle Wochen Nachricht gebe.

Nach einer ſchmerzlichen Trennung von der Mutter war mein Schweſterchen jetzt wieder bei mir; aber ich ſah wohl, daß ſie trotz allen unſern Bemühungen ſich ſchon nicht mehr ſo gut wie das erſte mal bei uns finden konnte; ſie geſtand mir auch, daß ſie hoffe, die Mutter werde ſie bald wieder zu ſich holen. — Sie hat es mir verſprochen, ſagte ſie mir heimlich; ſobald ſie wieder geſund iſt, nimmt ſie mich wieder zu ſich.

Auch ihr Unterricht war nicht ſo leicht wieder in guten Gang zu bringen wie das erſte mal; anderthalb Jahre Müßiggang hatten ihren lebhaften Geiſt zu ſehr von jeder geregelten Thätigkeit entwöhnt, obwol ſie viel geleſen und mit ihrem glänzenden Gedächtniß ſich alles Möglichen bemächtigt hatte.

Wahrſcheinlich um ſie der Mutter recht fern zu bringen und jeden Gedanken an ſie zu vertilgen, beſchloß nun mein Vater, uns nach Paris zu bringen. Ich war funfzehn Jahre alt, aber geiſtig und körperlich völlig erwachſen. Nun beginnt meine Liebesgeſchichte, die wir aber mit friſchen Kräften morgen anfangen wollen.

Am folgenden Tage erzählte mir Paula weiter: Wir machten in Paris ein Haus aus. Meine Schweſter war in eine Penſion gegeben worden, ſehr gegen meinen Willen, aber mein Vater behauptete, der Aufenthalt im Kloſter werde ſie am erſten und beſten an ein ſtilles und geregeltes Leben gewöhnen, ihr am erſten die Erinnerung an die Schauſpielerin, wie er ſagte, vertreiben.

Wir ſahen viele Menſchen bei uns, und eine ältere weitläufige Verwandte meines Vaters war zu uns gekommen, um mich in die Welt zu führen.

Unter den jungen Männern, die in unſer Haus kamen,

zeichnete ſich ganz beſonders der Graf, mein jetziger Mann, aus. Nicht nur durch ſein edles, wenn auch nicht ſchönes Aeußeres, ſein ernſtes, männliches Benehmen, ſeine Kenntniſſe wußte er uns einzunehmen, nein, auch durch die Art, wie er es als ein Glück zu betrachten ſchien, in unſerm Kreiſe verweilen zu dürfen. Er iſt, wie Sie wiſſen, ein Norddeutſcher, ein Schleſier, und bei den zahlloſen Debatten, die er mit meinem Vater über ſüd- und norddeutſche Vorzüge hatte, fiel mir immer auf, wie viel ſtrenger, enger und wähleriſcher er die Grenzen des Schönen und Schicklichen zog als mein Vater, dem eigentlich alles gefiel, was natürlich und was irgend moraliſch berechtigt war.

Mein Vater fragte mich einmal ganz unvorbereitet, ob ich den Grafen heirathen wolle, er habe um meine Hand angehalten. Ich liebte ihn noch nicht, nein. Der Gedanke der Liebe lag mir ja überhaupt fern und weitab; aber der Graf gefiel mir ſo wohl, daß ich meinem Vater antwortete, ich könne mir nur denken, daß, wenn ich heirathe, ich dem Grafen meine Hand geben werde. Er brachte ihm dieſe Antwort und verlobte uns darauf, ohne mich weiter zu fragen. Nun kam die glücklichſte Zeit meines Lebens — eine Zeit, ſo ſchön, daß ich jetzt nur noch mit ſchmerzlicher Rührung daran denken kann. Mein Verlobter war den ganzen Tag mit uns zuſammen, ſeine Liebe weckte bald die meine, ſeine Aufmerkſamkeiten meine Dankbarkeit und ſein ganzes Weſen, ſeine ganze Erſcheinung meinen Stolz. Ich fühlte mich in meinem Glück gar nicht mehr auf der Erde!

Von dem herrlichſten Winterwetter begünſtigt, beſuchte ich an ſeinem Arme, während mein Vater meine Tante führte, die Galerien, die Sammlungen, die Kirchen, die ſchönen Luſtſchlöſſer um Paris; jeder Tag brachte einen neuen Ausflug. Er erklärte und zeigte mir alles, und alles erſchien mir dadurch

im glänzendſten Lichte. Ein einziger trüber Regentag ſollte all mein Glück zerſtören.

Ich hatte ihn bisher nie ruhig allein geſprochen, denn wie geſagt, jeden Tag, vom Frühſtück bis zum Diner, waren wir draußen und die Abende immer alle im Salon um den Kamin verſammelt.

Wir hatten an dieſem Tage vorgehabt, den Louvre wieder zu beſuchen, aber ein dichter, die Luft verdunkelnder Regen ließ uns den Plan aufgeben, und nach dem Frühſtück (mein Vater war in ſeinem Zimmer, meine Tante in dem ihrigen) ſaß ich zum erſten mal ganz ungeſtört neben meinem Bräutigam.

Wie wäre es, Paula, ſagte er nach einer kleinen Pauſe, wenn Sie mir geſtatteten, Sie, wenn wir allein ſind, du zu nennen?

Das kann ich ſchon geſtatten, ſagte ich lächelnd; die Gelegenheit, dieſe Erlaubniß zu misbrauchen, wird ſich nicht oft bieten.

Misbrauchen — liebſt du mich denn nicht?

Welche Frage!

Wenn du mich liebteſt, wäreſt du neugieriger, du fragteſt mehr nach meinen Verhältniſſen, meiner Vergangenheit.

Wenn ich das nur unterließe, ſagte ich lächelnd, doch mit einem unterdrückten ſchmerzlichen Seufzer, einzig und allein, damit ich nicht nach meiner Vergangenheit gefragt würde?

Mein Bräutigam lachte, und indem er meine Hand nahm, ſagte er innig: Weißt du, weshalb ich mich um dich bewarb, ehe ich noch dich liebte? Das war eben einzig und allein — weil du keine Vergangenheit haſt.

Wie verſtehen Sie das? fragte ich geſpannt.

Sieh', ich bin ein Mann, der eine Frau nur lieben kann, die rein iſt wie der Schnee! Du biſt erſt ſechzehn Jahre alt,

von deinem Vater mit abgöttiſcher Liebe umhegt und umpflegt. Du haſt nicht blos noch nicht ſelbſt Liebe empfunden, nein, du haſt auch noch nichts davon geſehen und gehört. Dein Ohr hat außerdem nie ein niedriges Wort gehört, dein Auge nie eine brutale Geberde geſehen. Du haſt keinen Begriff von den ſchmuzigen und elenden Begierden der Menſchen, von den Beweggründen des Handelns der meiſten. Streit und Eigennutz, Zank und Geiz, Verſtellung und Lüge ſind dir fremd, ja ſogar Verleumdung kennſt du nicht, weil ſie ſich von dir zurückziehen muß. Du biſt rein wie der Aether — ein ſolches Weſen war mein Ideal, ſeitdem ich den Schmuz der Welt kenne — ich Glücklicher habe es in dir gefunden!

Während mein Bräutigam ſo begeiſtert ſprach, war ich todtenblaß geworden; ich fühlte nun mit einem mal, daß ich, ohne es zu ahnen, einen ungeheuern Betrug gegen ihn geübt, indem ich, wie mir mein Vater anbefohlen, gegen meinen Bräutigam über meine Kindheit geſchwiegen und ihn annehmen laſſen, was ihm das Natürliche war.

Sie täuſchen ſich, ſagte ich entſchloſſen, ich weiß mehr vom Leben, als Sie glauben.

Ohne den ernſten Ton meiner Worte zu beachten, lachte er laut auf; aber ich fuhr fort: Sie müſſen mich anhören. Ich bin nicht immer bei meinem Vater geweſen. Bis zu meinem dreizehnten Jahre war ich bei meiner Mutter, die — hier ſtockte meine Stimme, aber ich überwand mich und ſagte muthig — die Schauſpielerin war!

Schauſpielerin — Ihr Vater ſagte mir, ſie ſei nicht von Adel geweſen, aber ſchon längſt todt.

Mein Vater hatte unrecht, ſagte ich, ſchmerzlich berührt, daß mich mein Bräutigam jetzt ſchon nicht mehr „du“ nannte.

Und Sie haben bei ihr gelebt?

Ja und in den ärmlichſten Verhältniſſen, und ich habe da Dinge mit angeſehen und gehört bei ihren Lebensgenoſſen, die zwar nur dazu gedient haben, mich ſchon in früher Jugend, wo die Begriffe von Tugend und Sitte uns noch ganz fremd ſind, dieſe um ihrer ſelbſt willen jeden Tag mehr lieben zu laſſen, aber auch zugleich jede Illuſion über das Leben in mir zu zerſtören.

Aber Ihre Mutter hat Sie doch gewiß behütet vor zu naher Bekanntſchaft mit ihrer Umgebung? fragte er in ſichtbarer Angſt.

Soviel ſie konnte, gewiß. Doch einſt, als ſie verreiſt war und mich einer Freundin übergeben hatte, deren Sitten ſie für die reinſten hielt, habe ich Dinge hören müſſen — ich bedeckte mir ſchaudernd das Geſicht mit den Händen und rief: O, was hat dieſe Heliodora mir ſo weh' gethan!

Heliodora! rief erſchrocken der Graf — die kleine Soubrette mit dunkeln Haaren, eine geborene Elſaſſerin!

Ja, ja, ſie iſt es — kennen Sie ſie?

Er ſprang auf. Es iſt der Abſchaum ihres Geſchlechts! Wie lange waren Sie bei ihr?

Vier Wochen.

Und wie alt waren Sie damals?

Zehn Jahre — und wenn ſie ſich auch natürlich bei mir nicht ganz in ihrer wahren Geſtalt zeigte, ich verſtand nur zu gut ihr laſterhaftes Treiben, das mich mit unausſprechlichem Abſcheu gegen ſie erfüllte.

Er ſtand auf, er ging erſchüttert im Zimmer auf und ab, er ſeufzte ſchmerzlich, wie von einer heftigen Pein bewegt — mein Stolz regte ſich — ich ſelbſt war mir ja keines Unrechts bewußt — und ich trat zu ihm und ſagte ruhig:

Wenn Sie ein Mädchen nicht lieben können, welches nicht immer auf einer erhabenen, dem Elend und der Sünde unzugänglichen Höhe gelebt — thun Sie ſich keine Gewalt an.

Er antwortete nicht gleich; aber nach einer Weile ſagte er gepreßt: Ich muß jetzt einſam ſein — ich muß ungeſtört Ihr mir noch ſo theures Bild aus dem Sumpf, in den Ihre Geſtändniſſe es geſtellt, wieder in die Alpenregion verpflanzen, in der ich es allein ertragen kann. Sie ſelbſt ſind ja nur der Schwan, den andere mit Schmuz umgeben — und wenn Sie in Ihr reines Element untertauchen, ſind Sie wieder ſchneehell, wie Sie geweſen.

Er ging nach Hauſe, und ich eilte zu meinem Vater, der mit ſchmerzlichem Erſchrecken die Kunde meiner Geſtändniſſe vernahm, mir aber doch keine Vorwürfe machte.

Mein Vater ſchrieb dem Grafen auf mein Bitten, daß er ihm ſein Wort zurückgebe in dem Falle, wenn die veränderten Verhältniſſe auch nur das kleinſte üble Streiflicht auf mich in ſeinen Augen würfen.

Der Graf kam augenblicklich — er nahm ſeine Freiheit nicht an, ja er bemühte ſich, in meiner und meines Vaters Gegenwart der Alte zu ſein; aber es gelang ihm nicht.

Das größte Unglück war, daß ich meinen Bräutigam jetzt liebte — ſein Erkalten ſchnitt mir durch die Seele und ich fing an zu kränkeln, ich, die, ſeitdem ich lebte, mich der ungeſtörteſten Geſundheit erfreut hatte. Meine Schweſter im Kloſter beſuchte ich öfter und konnte mich auch nicht enthalten, dem geiſtig gereiften Kinde meinen Kummer mitzutheilen. Sie ſagte zornig: Das iſt nur Hochmuth von ihm!

Ach, verſetzte ich traurig, der Vater ſagt, hochmüthig ſeien alle Menſchen — den Fehler dürfe man an niemand rügen, der ſonſt gut und edel ſei.

Dann hätteſt du das wiſſen und ihm nichts ſagen ſollen! eiferte das altkluge Kind.

Und ihn betrügen?

Sie antwortete mir nichts darauf, und ich muß geſtehen, daß ich ſelbſt Stunden hatte, wo ich meine Aufrichtigkeit bereute.

Der pariſer Aufenthalt ging zu Ende. Mein Vater freute ſich der Trennung vom Grafen, weil er hoffte, bis übers Jahr, wo unſere Hochzeit feſtgeſetzt war, werde ſich in der Entfernung alles ausgeglichen haben.

Wir gingen nach Ungarn; mein Bräutigam begab ſich nach Schleſien. So reiſten wir denn ab — und welch ein Contraſt mit meinem Kommen! Damals war mein Herz noch ſo leicht, die geliebte Schweſter ſaß bei mir, und jetzt war mein Herz ſchwer von dem Gefühl getäuſchter und gekränkter Liebe.

Ich war entſchloſſen, ſobald ich in Ungarn zurück ſei, meinem Bräutigam abzuſchreiben; aber welche Kämpfe hatte ich da zu beſtehen! Denn mein Vater, weil er ſah, daß ich den Grafen liebte und durch ſeine Entfremdung litt, war auf des Grafen Seite. — Dieſer ſelbſt, obgleich der verklärende Schein um ſeine Liebe verſchwunden war, fühlte doch zu ſehr als Ehrenmann, um nicht die Ungerechtigkeit ſeines Betragens gegen mich einzuſehen, und wollte nicht zurücktreten. Wir ſchrieben uns lange — mir unbeſchreiblich ſchmerzliche Briefe, denn aus allen ſeinen Verſicherungen klang mir doch nie mehr die alte echte Liebe heraus! Von dieſen Qualen und Aufregungen wurde ich immer leidender — ſo ſchwach, daß ich beinahe das Zimmer nicht mehr verlaſſen konnte. — Meine Gouvernante, die treueſte Seele der Welt, war meine einzige Vertraute.

Eines Morgens, wo ich mich beſonders angegriffen fühlte, es war ein heißer Julitag und die Wärme ſpannte meine Nerven

unglaublich ab, trat mein Bräutigam ganz unerwartet zu mir in das Zimmer. Er war ſehr verändert, beinahe ſo ſehr wie ich.

Er kam ſchlichtern auf mich zu, und indem er vor meinem Ruhebette niederkniete und meine zitternde Hand faßte, ſagte er bittend: Paula, ich kann dieſen Zuſtand nicht länger ertragen! Aus Barmherzigkeit ende ihn; laſſe dich noch heute mit mir trauen; dein Vater hat dazu alles vorbereitet, alles eingerichtet!

Ich erſchrak bei dieſem Gedanken ſo ſehr, daß ich in Ohnmacht fiel, das erſte mal in meinem Leben. Als ich wieder zu mir kam, war auch mein Vater da; er beſchwor mich, den Wünſchen des Grafen nachzugeben, weil dann ein ruhiger Zuſtand eintreten werde, der allein meine Geneſung möglich mache. Der Arzt verſichere, daß ich bei dieſen ewigen Aufregungen unfehlbar eine Beute des Todes ſein werde.

So gebt mich frei — löſt die Verbindung, ſagte ich weinend, dann komme ich auch zur Ruhe.

Der Graf erklärte, nur mit ſeinem Leben ſeine Rechte auf meine Hand aufgeben zu wollen; mein Vater, der wußte, wie ſehr ich ihn liebte, war auf ſeiner Seite, mein eigenes Herz vielleicht auch — ſo war ich ſchwach und ließ mich überreden. An demſelben Morgen wurden wir in meinem Zimmer getraut, am Nachmittag reiſte mein Gemahl wieder ab, um in drei Monaten zurückzukehren.

Bis dahin, hofften ſie, war meine Geſundheit erſtarkt, und wir wollten dann zu meiner gänzlichen Herſtellung gemeinſchaftlich eine Reiſe nach dem Süden machen.

Ich erholte mich nun wirklich, ich wurde beſſer, als Sie mich jetzt ſehen, denn die Zurückkunft des Grafen hat wieder meinen Zuſtand verſchlimmert, weil in mir durch ſeine Gegenwart aufs neue Zweifel an ſeiner Liebe, und der Argwohn, daß

ſeine Ehe blos ein Werk des Mitleids und der Gewiſſenhaftigkeit ſei, aufſtiegen. —

Aber jetzt, fragte ich ſchüchtern, nachdem Paula mit dieſen Worten ihre Erzählung beendigt hatte, jetzt ſind Sie doch ganz über ihn beruhigt, liebe Gräfin?

Sie ſchüttelte ihr ſchönes, engelhaftes Haupt. Nein, ich glaube nicht, daß er mich liebt, und habe deshalb einen Plan erdacht, deſſen Erfüllung einzig und allein von der Herſtellung meiner Geſundheit abhängt.

Ich fragte ſie nun, was ſie beabſichtige, aber ſie wollte mir nichts geſtehen; endlich, als ich ihr ſchwur, ſie nicht zu verrathen, theilte ſie mir ihr Geheimniß mit.

Wenn die Welt mich wieder als ihresgleichen aufnimmt, wenn ich wieder gehen, laufen, eſſen und ſchlafen kann wie ein ſiebzehnjähriges Geſchöpf, ſo alt bin ich ja erſt, dann verlaſſe ich auf einige Jahre meine Familie und gehe zu meiner einzigen Freundin, der jungen Gouvernante — wir haben beide durch die Großmuth meines Vaters geſammelt für Jahre — ich lebe ganz verborgen mit ihr, und das Betragen meines Gemahls ſoll mir dann zeigen, ob er ſich wirklich nach mir ſehnt, oder ob er froh iſt, meiner ledig zu ſein.

Welch abenteuerlicher Plan!

Nicht ſo abenteuerlich, als er Ihnen ſcheint. Mein Mann iſt mir, trotz meiner Liebe zu ihm, eigentlich fremd und wird es mir täglich mehr; ja, der ewige Zweifel an ſeinem Herzen erkältet das meinige — wir haben keine Gemeinſchaft als den Namen — es iſt kein Verſtändniß zwiſchen uns. Mein Vater ſoll, wenn ich ihn verlaſſe, immer Nachricht von mir erhalten, und ſobald er in die Trennung meiner Ehe willigt, kehre ich augenblicklich zu ihm zurück. Dieſer Plan, ſeitdem ich ihn ge-

faßt, thut Wunder; er beruhigt meinen aufgeregten Stolz, ſtärkt meinen Muth und ſtählt meine Kraft.

Als ſie ſchwieg, ſah ſie wirklich ganz muthig aus. Auch ihre Geſundheit beſſerte ſich auffallend in der nächſten Zeit — und da meine Beſſerung auch Fortſchritte machte, ſo konnten wir ſchon manchen gemeinſchaftlichen Ausflug unternehmen.

Ich beobachtete nun natürlich mit großer Aufmerkſamkeit das Benehmen des Grafen, aber ich mußte ſeiner Frau unrecht geben — er liebte ſie wirklich tief und innig. Wenn ſie ihr ſchönes Haupt abwandte, hingen die Blicke des ernſten und ſtillen Mannes ſo ſehnſüchtig an ihrem reinen Profil — was ſie für Kälte hielt, es erſchien mir als die zarteſte Schüchternheit. Er wußte, wie tief er ſie gekränkt, deshalb unterdrückte er noch die Verſicherungen ſeiner Liebe!

Ich ſagte ihr das; aber ſie ſagte ſchmerzlich lächelnd: Wir werden ſehen! Es war offenbar, die frühen ſchweren Prüfungen hatten das zarte Gemüth ängſtlich und mistrauiſch gemacht.

Wir mußten uns bald trennen; die Meinigen kehrten mit mir nach Rom zurück, ſie gingen nach Sicilien. Paula verſprach mir zu ſchreiben, aber obgleich heute ein Jahr verfloſſen iſt, ſeit unſerer Trennung habe ich nichts von ihr erfahren. Ob ſie ihren Plan ausgeführt hat?

Zehntes Kapitel.

Die Zeitungsanzeige.

Guſtav Wald hatte dieſe Erzählung zu Ende geleſen. Ruhig legte er die Blätter aus den Händen.

Das iſt eine unangenehme, eine mir widerwärtige Geſchichte, ſagte er, als wenn ihm darin nicht viel geboten ſei, das ſeine Theilnahme wecke. Eine Geſchichte von Menſchen, die, wie tief ſie auch durch das Leben geſchleift werden, doch das Leben nicht kennen, welche es beurtheilen, wie Penſionsfräulein, welche weiche Teppiche, Lottterbetten und gepolſterte Seſſel als etwas betrachten, womit der Menſch geboren wird und worauf er nur den Luxus ſeiner Gefühle zu ſchaukeln hat, um ſagen zu können: ich habe meine Lebensaufgabe erfüllt. Und ihre vornehmen Gefühle ſind Dinge wie verzärtelte Möpſe, wie dickgefütterte Schoshunde. Keiner von ihnen allen thut ſeine Pflicht. Weder gehorcht das Weib ihrem Manne, noch hält der Mann ſein Weib aufrecht und ſorgt für ſie durch Ernſt und Zucht.

Ich habe dieſe Geſchichte nicht dem Moraliſten und Prediger übergeben, fiel Engelbert ein, ſondern dem Bruder ...

Nun ja, und dein Bruder wartet auf die Erklärung, weshalb du ſie mitgetheilt haſt.

Weil ſie den Schlüſſel zu allem enthält — weil Agathe niemand anders iſt als Paula — die Paula dieſer Blätter.

Ah bah, welcher Gedanke! fiel Guſtav, offenbar erſchreckend, ihm in die Rede — etwa weil ſie nach ihrem Taufſchein auch unter vielen andern dieſen Namen hat?

Es iſt ſo — verſicherte Engelbert halblaut und tonlos — Agathe iſt die Heldin dieſer Geſchichte; ſie iſt das Weib des ſchleſiſchen Grafen, der darin vorkommt, den ſie, wie es am Schluſſe heißt, verlaſſen wollte, und ich — ich habe das Weib eines andern zur Frau!

Engelbert! rief Guſtav Wald aufſpringend aus — das iſt ein entſetzlicher Gedanke — ein verkehrter, ſündiger, abſcheulicher Gedanke ...

O, ereifere dich nicht, Guſtav, ich weiß ſehr wohl, was ich ſage: ich habe das Weib eines andern zur Frau. Zwar — das kann ich von Agathen vorausſetzen, davon bin ich feſt überzeugt — zwar wird ſie den Plan, der auf der letzten Seite dieſer Erzählung angedeutet iſt, ganz durchgeführt haben; ſie wird ſich haben ſcheiden laſſen; aber was hilft das mir, dem Katholiken, für den es keine Scheidung gibt? Sie iſt auf ewig für mich verloren ... o mein Gott, Guſtav, ich bin ſo unglücklich, ſo hoffnungslos unglücklich, daß ich wollte, ich läge im Schatten deiner Kirche da oben ellentief unter dem Raſen!

Aber um Gottes willen, Menſch, du ſchütteſt da ein Sturzbad von Entſetzen mir über den Kopf, und du ſagſt nicht einmal, wie du zu dieſer thörichten, aber ſchrecklichen Annahme kommſt?

Engelbert hatte ſein Geſicht auf das Polſter des Sofas

gedrückt. Erſt nach einer Pauſe erhob er ſeine bleichen Züge wieder und antwortete:

Ich will dir ſagen, wie es mir klar wurde!

Es war eine Kette von kleinen Anzeichen, von Uebereinſtimmungen und von an ſich unſcheinbaren Dingen, welche ſich mir zuſammenſchloſſen zu einem feſten Beweiſe. Wie die junge Frau, welche die Heldin dieſer Blätter iſt, war Agathe in Ungarn, in Wien, in Paris geweſen; um dieſe drei Punkte drehten ſich immer Agathens Gedanken und Erinnerungen, wenn wir uns zuſammen unterhielten. Beſonders Ungarns gedachte ſie mit einer gewiſſen Schwärmerei, gerade ſo, wie die Paula in dem Tagebuch es thut.

Dann hatte ſie eine auffallende Eigenſchaft, welche mit Erlebniſſen, wie die hier geſchilderten, ebenfalls in merkwürdiger Harmonie ſtand; ſie war nämlich ſelten zu bewegen, mit mir das Theater zu beſuchen, ſie ſchien ein inneres Widerſtreben gegen daſſelbe zu hegen; und ſeltſamerweiſe verrieth ſie doch wieder auf der andern Seite eine ganz vertraute Bekanntſchaft mit allem, was zum Theater gehört, wenn zufällig die Rede darauf kam. Sie kannte alle möglichen ältern und neuern Stücke; ſie war in den Mechanismus des Theaters eingeweiht, als hätte ſie von Jugend auf von nichts anderm gehört und vernommen. Die techniſchen Ausdrücke, die Kunſtgriffe und die Zurüſtungen, womit man die mancherlei Effecte hervorbringt, waren ihr ſo geläufig wie einem Requiſitenmeiſter.

Wie du weißt, hat Agathe eine ſchöne Sopranſtimme. Eines Tages bat ich ſie, ihr Inſtrument zu öffnen und mir ein Lied zu ſingen.

Heute nicht! ſagte ſie. Auch für die nächſten Tage wird deine Lerche das Trillern einſtellen müſſen.

Und warum wird dieſer loſe kleine Vogel etwas thun, was ſo ſehr wider ſeine Natur iſt? fragte ich.

Weil er Bruſtſchmerzen hat und dann eine Zeit lang nicht ſingen darf, war ihre Antwort.

Bruſtſchmerzen? Du erſchreckſt mich, Agathe!

O, das iſt nicht der Mühe werth! verſetzte ſie.

Und in der That, bemerkte ich, du ſiehſt etwas blaß und angegriffen aus — leideſt du?

Es iſt nichts, gar nichts, lautete ihre Antwort; früher einmal habe ich ernſtlicher an Seitenſtechen und Bruſtbeſchwerden gelitten; mein Vater wurde beſorgt, weil er ſagte, es ſei ein Familienübel; er machte deshalb eine Reiſe mit mir in den Süden, an das ſchöne blaue Mittelländiſche Meer — da bin ich geheilt worden, und nur von Zeit zu Zeit erinnert mich bei einer Erkältung einmal ein vorübergehender Schmerz daran. Dann aber ſoll ich nicht ſingen in den nächſten Tagen: ich habe es meinem Vater verſprechen müſſen.

Und wo warſt du im Süden? fuhr ich fort zu fragen.

Wo?

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn?

ſang ſie nun doch, indem ſie ſchelmiſch lachend mir einen leiſen Streich auf die Wange verſetzte.

Das iſt aber doch alles ein Beweis, der auf gewaltig ſchwachen Füßen ſteht, warf Guſtav hier kopfſchüttelnd ſeinem Bruder ein.

Allerdings, verſetzte Engelbert; aber es war hinreichend, mir den unſeligen Gedanken, daß Agathe und Paula eine und dieſelbe Perſon ſind, in die Seele zu werfen, als ich das Tagebuch las. Ich beſchloß jetzt erſt zu beobachten, zu erforſchen. Um

es zu können, mußte ich zu Unwahrheiten meine Zuflucht nehmen, aber ich that es noch an demſelben Tage.

Unſer Hoftheater, erzählte ich Agathe mit anſcheinender größter Kaltblütigkeit, wird eine weſentliche Bereicherung erhalten. Ein Herr Auguſt und ein Fräulein Heliodora ſollen engagirt ſein, wie ich höre; er für Väterrollen und das Fräulein für Anſtandsdamen.

Agathe blickte auf; ich ſah ihren Zügen an, daß meine Nachricht ihr unangenehm war.

Alſo die Heliodora ſoll auf unſerer Bühne den Anſtand repräſentiren? ſagte ſie. In beſſern Händen kann er ſich nicht befinden.

Kennſt du dieſen Auguſt und das Fräulein? fragte ich.

Ich habe ſie früher manchmal geſehen. Soviel ich mich erinnere, war er mir unausſtehlich, und ſie war damals — eine ſchlechte „Intriguantin". Die Bereicherung unſers Theaters iſt alſo keine große.

Ich ſchwieg, innerlich zu bewegt, um fortfahren zu können. Erſt nach einer langen Pauſe erzählte ich ihr, indem ich mich von ihr abwandte und gleichgültig durch die Fenſterſcheiben zu blicken ſchien:

Ich habe am heutigen Morgen ein unangenehmes Geſchäft zu erledigen gehabt. Eine junge Dame aus unſerm Königreich iſt hier im Gaſthofe geſtorben, und ich hatte ihren Nachlaß zu verſiegeln. Sie kam aus Italien, wo ſie ſich lange ihrer Geſundheit wegen aufgehalten hatte. Sie hieß Sellenſtein!

Sellenſtein ... die iſt todt ... iſt hier geſtorben? rief Agathe offenbar bewegt aus.

Kannteſt du ſie?

Nein, aber ich ... hörte viel von ihr! verſetzte Agathe, mir ausweichend.

Ich ſchwieg; ich hätte unmöglich noch ein Wort weiter ſagen können, ohne meine furchtbare innere Bewegung zu verrathen. Ich entfernte mich nach einer kurzen Pauſe, um mit mir allein zu ſein. Ich verließ das Haus, um mich ins Freie zu flüchten. Als ich nach einigen Stunden zurückkehrte, war Agathe nicht daheim, ſie hatte, wie ihr Mädchen ſagte, einen Brief geſchrieben und ihn ſelbſt auf die Poſt gebracht.

Mein lieber Engelbert, unterbrach Guſtav Wald hier die Erzählung ſeines Bruders — das alles lautet freilich ſehr auffallend und verdächtig, aber es ſind doch nur eben immer noch „Inzichten", die wider Agathen ſprechen, und wenn du nur mit einigem Nutzen dein Collegium über den peinlichen Proceß gehört haſt, dann mußt du ſelbſt, beſſer als ich, wiſſen, wie unzuverläſſig und trügeriſch ſolch ein auf Indicien gebauter Beweis iſt!

Freilich weiß ich das — und glaubſt du nicht, daß ich mir hundertmal dieſes ſowie alles andere vorſagte, was geeignet war, meinen entſetzlichen Argwohn niederzuſchlagen? Glaubſt du, daß das, was ich dir eben mittheilte, mir genügt hätte, mich zu überzeugen? O nein, dazu ſträubte ſich mein Herz viel zu ſehr dawider, und zu meiner Ueberzeugung reichte auch das nicht hin, daß nun die ſeltſamen Begegnungen, von denen ich dir vorhin erzählt habe, eine ſo hinlängliche und einleuchtende Erklärung bekamen; daß der freche Ruſſe, deſſen Betragen mich gereizt hatte, wahrſcheinlich Agathe früher bei ihrer Mutter geſehen und wiedererkannt hatte; daß die Weißnäherin, an deren Vertraulichkeit gegen Agathe ich Anſtoß genommen, von ihrer Theaterlaufbahn her vielleicht eine alte Bekannte der Mutter geweſen; daß jener unverſchämte Franzoſe, der mir ins Geſicht log, Agathen ebenſo wie der Ruſſe, oder vielleicht bei ihrem Vater in Paris kennen gelernt haben mußte. Nein, über

dieſes alles hinaus wollte ich eine volle Ueberzeugung, eine feſte Gewißheit.

Und die haſt du bekommen? fragte Guſtav.

Ich habe ſie bekommen. Ich ſann lange hin und her, wie es zu bewerkſtelligen ſei. Ich konnte im Geſpräche mit meiner Frau, wie zufällig, ſolcher Verhältniſſe erwähnen, wie ſie in jenen Blättern geſchildert ſind, und konnte ſie dabei beobachten; aber es war nicht der Weg, zu einer raſchen Ueberzeugung zu kommen, wie die peinvolle Lage, in der ich mich befand, es von mir verlangte. Ich traute mir auch nicht die nöthige Ruhe, die Selbſtbeherrſchung zu, um einen ſolchen Weg einſchlagen zu können; ich vermochte es nicht, auf dieſe Weiſe ſie zu überliſten, zu belauern. Endlich ergriff ich folgendes Auskunftsmittel. Ich hatte den Redacteur einer weitverbreiteten Zeitung, welche uns täglich gebracht wurde, kennen gelernt. An ihn wandte ich mich mit der Bitte, eine Anzeige, die ich ihm brachte, unter die Inſerate, nicht ſeines Blattes überhaupt, ſondern einzig und allein des Exemplars, welches von der Expedition mir ins Haus geſandt wurde, aufnehmen zu laſſen; es ſei ein verabredeter Scherz, es ſei eine Myſtification damit beabſichtigt, gab ich bei ihm vor, und deshalb wurde meine Bitte gern gewährt. Die Anzeige lautete ungefähr ſo: „Frau Emma Gebhardi, früher Schauſpielerin und Garderobière am Theater zu P., wird inſtändig gebeten, ihre Adreſſe unter den Buchſtaben E. A. 9. der Expedition dieſes Blattes einſenden zu wollen, worauf die letztere ihr einen Gegenſtand von bedeutendem Werthe für ſie, der verloren geglaubt wurde, aber ſich wiedergefunden hat und vom Finder bei der Expedition dieſes Blattes deponirt iſt, überſenden wird. Zugleich wird jedermann, welcher den jetzigen Aufenthalt von Frau Gebhardi kennen ſollte, höflichſt erſucht, ihre Adreſſe unter

den oben angegebenen Buchſtaben der Expedition dieſes Blattes mittheilen zu wollen."

Das alſo war die Anzeige, welche ich ganz allein in Ein Exemplar der Zeitung aufnehmen ließ — in das, welches wie gewöhnlich am frühen Morgen uns ins Haus getragen wurde. Meine einzige Sorge war jetzt nur, daß Agathe die Anzeige nicht leſen würde, wenn ſie das Blatt in die Hand nahm; denn nach Frauenart las ſie zuerſt die vermiſchten Nachrichten, dann das Feuilleton und die telegraphiſchen Depeſchen — das übrige ließ ſie ſich von mir mitheilen. Ihr kaltblütig von jener Anzeige erzählen konnte ich nicht — meine Stimme hätte dabei gezittert, mein ganzes Weſen mich verrathen. Ich mußte mich damit begnügen, ihr das Blatt auf den Frühſtücktiſch zu legen, daß ihr Auge auf die Anzeige fallen würde. Ich ſetzte mich ihr gegenüber und beobachtete ihre Blicke, wie ſie über die großen engedruckten Columnen glitten. Meine Kriegsliſt ſchien vergebens angewendet; ſie nahm das Blatt und ſuchte arglos auf einer andern Seite die Theaterreferate im Feuilleton. Ich mußte irgendetwas vorbringen, um ihre Aufmerkſamkeit auf die Anzeigen zu lenken. Thu' mir den Gefallen, Agathe, ſagte ich deshalb, möglichſt mich beherrſchend, um kaltblütig zu erſcheinen, — die Anzeigen zu überblicken, beſonders jenen moraliſchen Theil des Blattes, wo der Redlichkeit ſchon ein irdiſcher Lohn verheißen wird, vorausgeſetzt, daß ſie einen entlaufenen Schoshund oder ein Portemonnaie mit einigen Kaſſenſcheinen dem Eigenthümer zurückbringt.

Weshalb? fragte Agathe, ihre Augen auf die letzte Seite des Blattes zurücklenkend.

Ich habe geſtern einen goldenen Uhrſchlüſſel gefunden, auf der Promenade.

Ich finde nichts Derartiges, antwortete Agathe leſend —

nichts als heirathsluſtige Männer, welche bei der Wahl einer Lebensgefährtin weniger auf Bildung und Schönheit als auf ein Vermögen von 8—10000 Thalern ſehen — Haushälterinnen, deren ſämmtliche Tugenden nur ein mäßiges Salär beanſpruchen, und Kaufleute, die ein 40 Procent eintragendes Geſchäft aufs edelmüthigſte mit einem Compagnon theilen wollen, wenn er — — —

Nun, wenn er?

Agathe antwortete nicht; ihre Blicke waren auf meine Anzeige gefallen. Sie wechſelte leicht die Farbe; ihre Miene ſagte mir alles!

Mit anſcheinender Ruhe reichte ſie mir ſodann das Blatt hin.

Lies ſelbſt, ſagte ſie; ich finde nichts.

Meine Hand zitterte, als ich das Blatt nahm; ich zwang mich ruhig zu ſcheinen. Noch konnte ich ihr ja unrecht thun. Noch hatte ich ja den letzten Beweis nicht in Händen. Aber auch der ſollte mir früh genug werden; noch bevor die Morgenſtunden verfloſſen waren, erhielt ich von meinem Bekannten, dem Redacteur, einen E. A. 9. gezeichneten Brief überſandt, der vor einer Weile auf der Expedition abgegeben worden. Als ich ihn erbrach, fand ich darin die Worte: „Die gewünſchte Adreſſe iſt: Frau Emma Gebhardi, Karlsſtraße Nr. 116 zu M***".

Dieſe Worte waren von der Hand Agathens geſchrieben! Sie kannte die Adreſſe — ihrer Mutter! Und was ich beabſichtigt, war geſchehen. Agathe hatte die Adreſſe eingeſandt, ohne zu ahnen, daß ſie damit mir den Schlüſſel zu ihrem Geheimniß überſende!

Engelbert ſchwieg. Auch Guſtav Wald blieb eine Weile ſtumm und in Gedanken verſunken.

Und als du auf dieſe diplomatiſche Weiſe dir Licht verſchafft hatteſt? fragte Guſtav endlich.

Frage mich nicht nach dem, was ich begann in den erſten Stunden nach dieſer Entdeckung. Ich mag nicht daran denken; wozu auch ſollte ich dir ſchildern, was in mir vorging? Es litt mich nicht mehr in ihrer Nähe. Wie ein verlorener Menſch irrte ich umher. Ich verwünſchte die Stunde, in welcher ich geboren war, um einen ſolchen entſetzlichen Schmerz zu erleben. Ja, ich hatte zuweilen Mühe, mich aufrecht zu erhalten wider Verſuchungen düſterſter Art, die mir zuflüſterten, mein fiebernde Gehirn, meine pochenden Schläfe zu kühlen in der Tiefe irgendeines Gewäſſers. Ich fühlte, daß ich etwas thun, einen Entſchluß faſſen müſſe, um mich zu retten. Aber was ſollte ich thun? Ich dachte an dich. Ich machte mich auf und — kam hierher!

Und dieſen Entſchluß faßteſt du, bevor du offen mit Agathe geredet?

Wozu? Was ſollte ich lange mit ihr reden? Was hätte ſie mir ſagen können? Weshalb zu meinem Schmerz noch eine ſchmerzliche herzzerreißende Scene fügen, die mir mein ganzes Elend erſt recht zum Bewußtſein gebracht hätte? Agathe und ich ſind geſchieden für immer. Die Zeit offener und rückhaltsloſer Unterredungen iſt für uns vorüber. Aufklärungen brauche ich nicht mehr — es liegt alles — alles nur zu klar vor meinen Augen! Agathe hat den Entſchluß ausgeführt, von dem die letzte Seite dieſes Tagebuchs hier redet; ihr ſchleſiſcher Graf hat die Probe nicht beſtanden, auf welche ſie ihn ſtellen wollte; ſie hat ſich von ihm ſcheiden laſſen; ſpäter dann, von einer Neigung zu mir erfaßt, iſt ſie der Verſuchung erlegen, mir eine Vergangenheit zu verſchweigen, welche auf ewig zwiſchen ihr und mir, dem Katholiken, eine unüberſteigliche Scheidewand errichten mußte.

Und trotz des entſetzlichen Leides, das ſie mir jetzt dadurch

angethan, kann ich ſie ja nicht einmal wegen einer ſolchen Handlungsweiſe verdammen. Sie hält ja das, was mich von ihr trennt, für eine irrige Lehre unſers Bekenntniſſes, für ein Vorurtheil, einen Aberglauben — ſie hält einen ſolchen Bund für erlaubt ...

Guſtav Wald unterbrach hier ſeinen Bruder, indem er kopfſchüttelnd lebhaft ausrief:

Ich würde ſie aber wegen ihres Handelns entſchieden für ſtrafbar halten, und weil ich ſie verdammen müßte, deshalb glaube ich an deine ganze Geſchichte nicht!

Wie, du glaubſt nicht ...

Ich glaube nicht, daß Agathe ſo handeln könnte, ich bin überzeugt, daß ſie es nicht könnte, neiu, nun und nimmermehr — ich möchte meine Seele zum Pfande ſetzen, daß es nicht ſo iſt — Engelbert, ermanne dich und beherrſche die entſetzliche Leidenſchaft, von der ich zu meiner tiefen Trauer dich unterjocht ſehe; bete zu Gott, daß er dein Inneres erleuchte, und dann frage dich, denke, grüble und prüfe, ob dieſes ganze Verhältniß nicht eine ganz andere Deutung erhalten könne!

Eine andere Deutung! fuhr Engelbert auf — o, dann erkläre mir, wozu Agathe dieſe ganze räthſelhafte, unerhörte, nie zwiſchen Mann und Frau vorgekommene, nie dageweſene Verſchwiegenheit über ihre Vergangenheit nöthig hatte!

Guſtav Wald war in die Mitte des Zimmers getreten; er ſtand, die Arme untergeſchlagen, die Augen auf ſeinen Bruder mit dem Ausdruck des wehmüthigſten Mitleids gerichtet. Aber nicht blos der Ausdruck des Mitleids lag in dieſen edeln, männlichen, jetzt mehr als gewöhnlich bleichen Zügen. Es war, als ob ſie etwas von einem innern Kampfe verriethen, oder nicht eigentlich von einem Kampfe mehr, ſondern von einem ſchmerz-

lichen innern Ueberwinden, das gegen den Preis einer blutenden Herzenswunde errungen werden mußte.

Nun, wiederholte Engelbert, bitter auflachend — erkläre mir das, und ich will deinen leeren, inhaltslosen Trostsprüchen glauben!

Das kann ich nicht — ich kann es nicht erklären, antwortete Gustav Wald; und wenn Engelbert auch noch außer für sein Unglück Sinne, wenn er Aufmerksamkeit für seinen Bruder gehabt hätte, so hätte er wahrnehmen können, daß bei jenen Worten die Wimpern Gustav Wald's ein feuchtes Schimmern annahmen.

Aber einen Rath kann ich dir geben, fuhr Gustav nach einer Pause fort.

Der ist?

Festiglich auf Gott zu vertrauen, dein Herz zur Ruhe zu zwingen, wie ein Mann, der seinem Herzen muß gebieten können.

Das ist leicht gesagt, gebiete deinem Herzen, wenn man wie du nie dem seinen zu gebieten gebraucht hat, antwortete Engelbert tonlos.

Es war ein eigenthümliches schmerzliches Lächeln, das bei diesen Worten Engelbert's um die Lippen seines Bruders zuckte, ein eigenthümlicher Blick, der auf die blassen, in dem grünumschirmten Lampenlichte doppelt abgehärmt aussehenden Züge des jungen Mannes niederleuchtete. Es war, als ob der Schmerz so gut seine Hierarchie hätte wie die Würde, und als ob das Bewußtsein dessen von der Stirn des Pfarrers hoch hinabblickte auf den Schmerz des jüngern Bruders.

Nimm, fuhr dann Gustav Wald fort, zu Hülfe, was dir Hülfe gewähren kann, um nur über die nächsten Tage hinwegzukommen. Bete, arbeite, betäube dich — trage dein Leid in

Demuth und ſage dir, daß du ſelbſt einen Theil davon verſchuldet haſt; nimm es in Demuth als eine Strafe hin ...

Und was hätte ich verſchuldet?

Was ich unterdeſſen ſogleich gut zu machen eilen werde — du haſt nicht offen mit Agathe geredet — ich werde ihr ſchreiben!

Dann wirſt du, wenn ſie dir antwortet, ihr Geſtändniß ſchwarz auf weiß bekommen, verſetzte Engelbert achſelzuckend — was iſt damit gewonnen?

Vielleicht werde ich das, vielleicht aber auch Eröffnungen, Erklärungen erhalten. O mein Gott, wie laſſen ſich alle Verhältniſſe in der Welt überſchauen und vorher denken — welchen wunderbaren Wendungen ſind die Schickſale der Menſchen nicht unterworfen! Wie thöricht iſt es, ohne Unterſuchung eine Sache als feſtgeſtellt zu betrachten und ſich nun der Verzweiflung über ſie hinzugeben!

Thu' was du willſt, was deine thörichten Hoffnungen dir zu thun rathen, antwortete Engelbert; aber glaube nicht, daß du mich verführen werdeſt, einen trügeriſchen Troſt daraus zu entnehmen und mich dann nach dem Verlauf weniger Tage, wenn die Täuſchungen zerrinnen, doppelt unglücklich zu fühlen.

Nun, dann — dann ſuche dir einen andern Troſt, ſagte Guſtav Wald, und ſeine Stimme zitterte merklich, wie er ſprach und ſeinem Bruder aufgeregt die Rechte hinſtreckte — du weißt, was du mir biſt, Engelbert — du weißt, wie ſehr dein Schmerz immer der meine iſt — aber du ſiehſt, daß dein Unglück mich dennoch gefaßt und aufrecht daſtehen läßt; o, ich wollte, du ſäheſt das, du ſchöpfteſt Faſſung aus meiner Faſſung — o mein Gott ... was rede ich! — Guſtav wandte ſich ab und ſchritt raſch im Zimmer auf und nieder; Engelbert wurde von ſeinem ganzen Benehmen einen Augenblick lang betroffen, aber er wandte ſeine Augen bald wieder von ihm ab und verſank in eine Art apathiſchen Brütens.

Die Brüder trennten ſich endlich. Engelbert verſprach auf das Zureden des Pfarrers, daß er ſich zur Ruhe begeben wolle. Guſtav begleitete ihn in ſeine Schlafkammer, und nachdem er ihm Gute Nacht geſagt, kehrte er in ſein Wohnzimmer zurück. Er ging hier lange ſinnend, das Haupt zur Erde gebeugt, auf und ab; ſeine Lippen murmelten von Zeit zu Zeit leiſe Worte; dann richtete Guſtav Wald ſich auf — er ſchien zu einem Entſchluſſe gekommen und jetzt eine Laſt von ſeinen kräftigen Schultern wie fortſchütteln zu wollen; und nun trug er die Lampe auf ſeinen Schreibtiſch und ſetzte ſich hin, um an Agathe zu ſchreiben.

Er war etwa zur Hälfte fertig, als er die Hausthür aufgehen und den Schritt eines Fremden draußen auf der Hausflur vernahm. In der Sorge, daß irgendein Kranker noch ſo ſpät ihn verlange und er den Brief werde unvollendet liegen laſſen müſſen, horchte er auf. Hannah wechſelte draußen ein paar Worte mit dem Fremden; dann kam ſie raſch herbeigeſchlürft und trat in des Pfarrers Zimmer.

Was iſt's, Hannah? Werde ich zu einem Kranken gerufen?

Es wird noch ein Brief gebracht, antwortete die Haushälterin; der Niklas iſt heute Abend drüben geweſen, und wie er am Poſtbureau vorübergegangen iſt, da hat der Schreiber in der Thür geſtanden und hat ihn herbeigewinkt, es ſei ein Brief da, worauf „Eilig" geſchrieben ſtehe, drum möcht' er den Brief für den Herrn Pfarrer noch heute Abend mitnehmen.

Guſtav Wald hatte den Brief bereits genommen, während Hannah noch ſprach. Es war ein großes Siegel mit einem königlichen Wappen darauf; der Pfarrer erbrach ihn haſtig und las die folgende Mittheilung:

„Hochwürdiger Herr!

„Eben im Begriff, eine Reiſe auf meine Güter anzutreten, wo meine Anweſenheit dringend nöthig iſt, ſehe ich mich in meiner Abſicht durch das plötzliche und unerklärliche Verſchwinden Ihres Herrn Bruders, der während meiner Abweſenheit die laufenden Geſchäfte zu erledigen hat, behindert. Da auch Frau Wald ebenſo plötzlich, und ohne das Ziel ihrer Reiſe anzugeben, geſtern von hier abgereiſt iſt, bin ich gezwungen, Ew. Hochwürden um die gefällige Angabe zu bitten, ob Ihnen das Reiſeziel, reſpective der jetzige Aufenthalt Ihres Herrn Bruders bekannt iſt, wie ich Ihnen denn auch äußerſt verpflichtet ſein würde, wenn Sie im Stande ſein ſollten, durch eine gütige Mittheilung mich über das befremdende Benehmen Ihres Bruders aufzuklären.

Ich bin u. ſ. w.

Baron R.,
Geheimer Legationsrath und bevollmächtigter Miniſter am königlich ***ſchen Hofe.“

O mein Gott! ſagte Guſtav Wald erſchrocken — Agathe iſt abgereiſt — und wo nun ſie finden? Das iſt entſetzlich! Sie iſt abgereiſt, ſie iſt fort — und wie lange kann es währen, bis ſie gefunden iſt! Engelbert bleibt bis dahin unter der Wucht ſeines ganzen Schmerzes: ich muß ihn hier in ſeinem Kummer, in ſeinem herzzerreißenden Jammer vor mir verkommen ſehen — und kann und darf ihm nicht helfen! Herr im Himmel, du legſt mir eine ſchwere Prüfung auf! — Pein ohnegleichen! Ein Wort von meinen Lippen — und all ſein Gram wäre verſcheucht; ein Wort von mir, und er fiele mir jubelnd um den Hals; ich hätte ihm das Leben neu geſchenkt, ſein ſchmerzdurchfurchtes Antlitz leuchtete auf in heller Freude, er eilte, die Verlaſſene zu ſuchen, zwei Menſchenleben wären dem Glücke wiedergeſchenkt .... o Gott, das alles, alles könnte ein einziges

Wort von mir bewirken! Aber ein Siegel liegt auf meinen Lippen — ich darf es nicht aussprechen, dieses Wort, und sähe ich meinen einzigen Bruder, mein alles, was ich habe, besitze, liebe auf dieser Welt, zu meinen Füßen vor Schmerz vergehen!

Der Pfarrer rang die Hände, während er diese Worte für sich hin sprach; seine Brust hob sich unter ihrer Last.

Weiche von mir, Dämon, der mir zuflüstert: Sei kein Sklave des Buchstabens — der Buchstabe tödtet, tödte nicht auch du mit dem Buchstaben — nein, nein, weiche von hinnen — ich will dich nicht hören — ich will nichts anderes hören, nichts anderes denken, nichts anderes sehen als meine Pflicht, meine heilige — schwere Pflicht! Gott wird uns beistehen — ihm und mir, und ... Gustav Wald sprang plötzlich auf, und seine gefalteten Hände erhebend, rief er emporblickend aus: Wahrhaftig, seine Hand ist ja schützend über uns; o blinder Thor, dem dies nicht allsogleich sich zeigte! Unsere einzige Rettung ist jetzt Agathens Mutter — sie wird wissen, wo ihre Tochter ist, sein kann, sie muß den Schleier lüften — und gerade das, was Engelbert ersonnen, um Agathe eine Schlinge zu legen, mußte dahin führen, den Aufenthaltsort dieser Frau ihm zu offenbaren, ihre Adresse ihm zu verschaffen! Seltsame, wahrhaft wunderbare Fügung!

Und nun auf! Ich will mich selbst aufmachen! Wer mag sich auf Briefe verlassen! Bis der Sonntag mich hier verlangt, kann ich zurück sein; aber mit dem ersten Schiffe, was der Morgen bringt, muß ich reisen. Also ans Werk — augenblicklich gerüstet!

Gustav Wald eilte hinaus und gab Hannah, die noch in der Küche beschäftigt war, mit bewegter Stimme den überraschendsten Befehl, den sie je aus dem Munde ihres Hausherrn vernommen.

Packen, einpacken, Hannah, meine Kleider, meine Wäſche, noch heute Abend muß alles in Ordnung ſein, morgen mit dem Früheſten muß ich fort!

Fort! jetzt, wo der Herr Bruder eben gekommen iſt — fort? Und wohin denn, Herr Paſtor?

Guſtav Wald ſah ſie ernſt lächelnd an.

Was würdeſt du ſagen, dachte er, wenn ich dir geſtände, daß dein ehrwürdiger Hausherr in ſolcher Reiſehaſt und ſolchem Eifer iſt, um ſich in das Gewühl einer großen Stadt zu ſtürzen und dort — eine Schauſpielerin aufzuſuchen!

Wohin? wiederholte Hannah.

Hannah, das iſt ein Beichtgeheimniß!

Als Engelbert am andern Morgen in das Wohnzimmer ſeines Bruders herunterkam, fand er neben der Frühſtücktaſſe ein Billet mit folgenden Worten liegen:

„Bleibe hier, bis ich zurückkehre; ich kehre nicht ohne Troſt Denke an das:

Et hoc olim meminisse juvabit.

Dein Bruder Guſtav.

Nachſchrift. Schreibe augenblicklich an deinen Geſandten, ich bitte dich darum! Du ſiehſt aus dem Briefe deſſelben, wie nöthig es iſt!“

Neben dem Billet fand Engelbert den Brief des Barons R. Die Nachricht, daß Agathe plötzlich abgereiſt ſei, bewegte ihn eigenthümlich. Er ſagte ſich, es ſei am beſten ſo, er nannte es ein Glück, daß ſie in die unvermeidliche Trennung, wie dieſer Schritt zeige, ſo entſchloſſen und raſch ſich ſelbſt gefügt habe — in tiefſter Seele aber war die Nachricht ihm etwas unendlich Schmerzliches, als ob nun für immer und unwiderruflich ſein Lebensglück zu Ende!

Er verargte zudem ſeinem Bruder, daß dieſer ihn in der

traurigſten Stunde ſeines Lebens verlaſſen hatte, um Hoffnungen zu verfolgen, welche Engelbert ſo ganz und gar nicht zu theilen vermochte. Es war eine ſchwere Aufgabe für ihn, ſo ganz allein und auf ſich gewieſen die nächſten Tage in der einſamen Pfarrei zuzubringen! Aber was war zu thun? Er mußte ſich in Geduld ergeben, und bevor er irgendeinen Entſchluß faßte, wollte er ausharren und auf ſeines Bruders Rückkehr warten.

Elftes Kapitel.

Frau Emma.

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, mit euch ſchiffte —

ruft Maria Stuart aus und hat dabei nicht geahnt, daß ein Jahrhundert kommen würde, wo ſogar ein anſpruchsloſer Landpfarrer mit einem an apoſtoliſche Armuth mahnenden Einkommen ſich vergönnen werde, was einſt ſelbſt den Königinnen verwehrt war. Guſtav Wald hatte ſich von den eilenden Wolken des Dampfers dahinführen laſſen, und ſo kam es, daß er ſchon am Tage nach ſeiner Abreiſe die Stadt erreicht hatte, welche das Ziel ſeiner Fahrt bildete. In einer andern Gemüthsſtimmung, als die ſeine war, hätte er in einem ſolchen Mittelpunkt eines großartigen Verkehrs hundert Eindrücke auf ſich wirken laſſen, während jetzt ſein Auge kalt über die Häuſerreihen, die großen Monumente und die bunte Menge, welche die Straßen belebte, hinwegglitt. Am Morgen nach ſeiner Ankunft ſehen wir ihn raſchen Schrittes, einem Lohndiener folgend, einer der neuen Vorſtädte, in welcher die Karlsſtraße liegen ſollte, zuwandern. Dieſe war bald erreicht. Im Hauſe Nummer 116 wurde er zwei

Treppen hinaufgewieſen; dort oben fand er eine Klingel, unter welcher eine Blechplatte den Namen „Frau Emma Gerhardi“ zeigte.

Er zog die Schelle an und eine Magd öffnete ihm. Er ließ ſich melden. Das Mädchen kam bald zurück. Frau Gebhardi war zu Hauſe — Frau Gebhardi trat bereits ſelbſt, von zwei fürchterlich aufgeregten zottigen kleinen Hunden, die den Fremden anbellten, umſprungen, auf den ſchmalen Gang, um ihn zu empfangen. Es war eine etwas corpulente Dame in mittlern Jahren, deren Züge jedoch die Spuren frühen Alters zeigten. Sie war nicht raſch, nicht laut, nicht übermäßig lebendig, wie Guſtav ſie zu finden erwartet hatte. Das Leben mußte einem ſolchen Weſen einen Dämpfer aufgeſetzt haben, wenn es ihr, wie Guſtav nach dem, was er über ſie in dem Tagebuch geleſen, annahm, überhaupt je eigen geweſen. Die lebhafte Emma, die ſich einſt nur ihrer Natur hingegeben und deren Grundſatz es geweſen war, ſich von den Wellen des Lebens tragen zu laſſen, ſchien jetzt ernſt und grämlich und nervenreizbar geworden.

Das Zimmer, in welches ſie Guſtav führte, war freundlich, geräumig und ſehr anſtändig eingerichtet; aber es fehlte ihm die Behaglichkeit, welche einzeln lebende Frauen den Räumen zu geben wiſſen, in denen ſich ihr ſtilles Leben abſpinnt. Es ſchien der Bewohnerin an Sinn für alle die kleinen Zierden oder an Geduld für die Pflege derſelben zu mangeln. Keine Blumen umrankten ihren Sitz am Fenſter, kein Vogel im blanken Meſſingkäfig ſang die hell eindringenden Strahlen der Herbſtſonne an; mit den Teppichen hatten die Hunde geſpielt und ſie in Unordnung gebracht; auf dem geöffneten Flügel lag ein Haufen weiblicher Kleidungsſtücke durcheinander.

Sie alſo ſind Pfarrer Wald, ſagte ſie, Guſtav einen Stuhl ihrem Sitze gegenüber hinrückend — es iſt mir angenehm, Sie

kennen zu lernen. Sie werden mit einem Auftrag Ihres Bruders zu mir kommen ...

Ich komme aus eigenem Antrieb, fiel Guſtav ein, um ein unſeliges Misverſtändniß aufzuklären.

Ein Misverſtändniß iſt ein etwas ſeltſames Wort, Herr Pfarrer, für ein Betragen wie das des Herrn Bruders gegen meine Tochter; aber die Männer ſind nun einmal ſtark darin, für ihre Handlungen eigenthümlich milde Ausdrücke zu finden. Die Sache ſelbſt aber, das muß ich Ihnen ſchon ſagen, hat meiner armen Agathe beinahe das Herz gebrochen!

Alſo habe ich doch recht geſchloſſen! fiel Guſtav Wald lebhaft ein; ſo wiſſen Sie doch von ihr, ſo hat ſie ſich doch zu Ihnen begeben ...

Allerdings, fiel Frau Gebhardi mit mütterlichem Stolze ein, allerdings weiß ich von ihr; wem hätte ſie anders ihr Leid klagen können als mir — und rundheraus, Herr Pfarrer, wie ich immer und mein Leben lang es geweſen bin, das Betragen Ihres Bruders iſt unverantwortlich. Iſt das je erhört — geheirathet hat er das arme Geſchöpf, ohne ſich viel um ihre Herkunft und ihre frühern Verhältniſſe zu kümmern — dann aber fängt er an, hinter ihrem Rücken den Spion zu machen, und bekommt nun richtig heraus — aber weiß der Himmel, aus welchen ſaubern Quellen — weſſen Kind Agathe iſt; da wird dann der ſaubere Streich mit der Zeitung geſpielt — die Agathe hat es wohl erfahren, denn als ſie von der Aufforderung, meine Adreſſe anzugeben, mit einer alten Bekannten von mir, der Tänzerin Chriſtine, die jetzt da draußen als Weißnähterin lebt, geſprochen hat, da hat dieſe ihr Zeitungsblatt herbeigeholt, und darin hat kein Wort von der Aufforderung geſtanden, und in den andern Zeitungen auch nicht, und die Agathe hat gemeint, eine Ohnmacht zu bekommen, wie ſie ſo entdeckt hat, welchen

abſcheulichen Streich ihr Mann ihr ſpielen konnte — der Monſieur Engelbert aber hat ſie nun da ſitzen laſſen und iſt auf- und davongegangen — und weshalb? — Blos weil er herausbekommen hat, daß ſeine Frau die Tochter einer ehemaligen Komödiantin und Theatergarderobière iſt, als ob das nicht auch ehrliche Leute wären und als ob ich mein Kind nicht in allen Ehren erzogen hätte, wie die beſte Mutter es nur thun kann, und mich abgeplagt und abgeſorgt ihretwegen und es mir manche ſchlafloſe Nacht koſten laſſen ...

Aber ich bitte Sie, verehrte Frau ... fiel Guſtav Wald ein. Die Dame jedoch, deren blaſſes Geſicht ſich bei ihrer ſteigenden Gereiztheit immer höher röthete, ließ ihn nicht zu Worte kommen und fuhr fort:

Der Mann meiner älteſten Tochter, der Belgenau, war auch ein Narr und hat ſeine Frau beinahe an den Rand des Grabes gebracht, als er gehört hatte, das Kind ſei bei einer ſo abſcheulichen Creatur, wie Ihre gehorſame Dienerin iſt, aufgewachſen — aber er hat ſie doch zu lieb gehabt, um nicht ihretwegen ſeine lächerlichen Scrupel zu überwinden, und das hat ſie denn auch bald geſehen, und ſie ſind dazumal ganz einträchtiglich aus Italien zurückgekommen, er von ſeiner Marotte und ſie von ihrem Bruſtleiden curirt; jetzt leben ſie vergnügt zuſammen in ſeinem Schleſien drin — dieſer Herr Engelbert Wald aber, nehmen Sie's nicht ungütig, das iſt ein entſetzlicher Menſch, und da kann von keinem Verzeihen mehr die Rede ſein; denn wer ſo gegen ſeine Frau handelt, der liebt ſie nicht und hat ſie nicht geliebt, und da mein' ich halt, Herr Pfarrer, wo keine Liebe iſt, da ſoll auch keine Ehe ſein, und die Leutchen, die einmal ſo auseinandergekommen ſind, ſoll man nicht mit Zureden wieder zuſammenſpannen, denn es thut dann doch all ſein Lebtag nicht gut — ſehen Sie, das iſt mein Gedanke, und damit halt' ich nicht

hinter dem Berge, hab's auch nie gethan, und die Agathe denkt gerade ſo wie ich; ein reſolutes Geſchöpf iſt ſie immer geweſen ...

Ich hoffe, Ihre Tochter hat keine voreiligen Entſchlüſſe gefaßt — unterbrach Guſtav Wald hier mit lauter Stimme ihren Redeſtrom.

Voreilige Entſchlüſſe? Ich möcht' halt wiſſen, was Sie ſo nennen, Herr Pfarrer — ſie hat weiter keine Entſchlüſſe gefaßt, als die Sie wol kennen werden; ſie iſt eben fortgereiſt und der Herr Bruder wird ſie ſobald wol nicht wiederſehen.

Das wolle Gott nicht! rief Guſtav aus, dann werden beide das Opfer eines — ich muß das Wort wiederholen — unglückſeligen Misverſtändniſſes! Ich ſehe Sie gereizt, weil Sie dem Ganzen eine Deutung geben, die für Sie perſönlich eine höchſt verletzende iſt; aber ich verſichere Ihnen, verehrte Frau, daß Sie ſich darin völlig täuſchen. Die Sache liegt durchaus anders, als Sie wähnen — Engelbert hat Agathe in tiefſter Verzweiflung verlaſſen, weil er geglaubt hat, daß Agathe Ihre älteſte Tochter Paula ſei, und weil er ſie für die geſchiedene Frau des Grafen Belgenau hielt!

Frau Gebhardi blickte ihn mit großen, verwunderten Augen an.

Da bin ich doch neugierig, wie das zugegangen ſein ſoll! Das iſt ja vollſtändig verrückt!

Und doch iſt es nicht anders, erwiderte Guſtav Wald, und erzählte nun von dem Tagebuch, welches in Engelbert's Hände gefallen und das den unglückſeligen Irrthum hervorgebracht hatte.

Aber mein Gott, ſagte die Dame, als er zu Ende war, Sie ſelbſt, Herr Pfarrer, ſcheinen doch ganz gut unterrichtet, wer

Agathe und wer meine älteſte Tochter iſt; weshalb haben Sie denn Ihrem Bruder nicht ſeinen einfältigen Staar geſtochen, und weshalb kommt er nun nicht ſelbſt, ſein Unrecht wieder gutzumachen?

Ich bin allerdings unterrrichtet, denn Agathe hat mir alle möglichen Aufklärungen, die ich verlangen mußte, ehe ich ſie mit meinem Bruder traute, gegeben; aber ſie hat ſie mir unter dem Siegel der Beichte gegeben, da ſie nun einmal für die erſte Zeit ihrer Verbindung meinen Bruder durchaus im Dunkel über ihre frühern Verhältniſſe laſſen wollte. Sie ſehen alſo, daß meine Lippen verſchloſſen waren!

Die Frau ſah ihn noch immer mit höchſter Verwunderung an.

Und deshalb — ſagte ſie endlich — haben Sie Ihren Bruder bei der tollen Idee gelaſſen, Agathe ſei meine älteſte Tochter und die geſchiedene Frau eines ſchleſiſchen Grafen?

Ich durfte mit keiner Silbe ihm ſagen, daß es anders ſei; ich mußte ihn bei der verzweiflungsvollen Vorausſetzung laſſen, daß ſein Verhältniß zu Agathe nicht einmal eine Ehe geweſen; denn unſer katholiſches Glaubensbekenntniß betrachtet dieſe Dinge nicht ſo wie Ihr Bekenntniß — das iſt Ihnen nicht neu — Engelbert hat ein tief religiöſes Gemüth, er iſt eine edle, reine Natur, und die Gedanken, welche jetzt ſchmerzlich ſeine Bruſt beklemmen, ſind etwas Entſetzliches für ihn. Ich mußte ihn dieſem Schmerz zum Raube laſſen, ohne den Balſam in ſeine Wunden gießen zu dürfen, den ich doch in Händen hielt; die Erklärung, welche alles zu einem guten Ende wenden konnte, lag zehnmal auf meiner Lippe, aber ich durfte die Erklärung nicht geben. Es war nur ein Wort, was meinen Bruder aus dem Abgrunde ſeines Elends emporgeriſſen und mächtiger, als

je eine Zauberformel war, ihn auf die Höhe unſaglicher Freude getragen hätte. Aber ich durfte nicht!

In den verwunderten Mienen, womit Agathens Mutter dieſen Worten Guſtav Wald's zuhörte, trat mehr und mehr ein Ausdruck hervor, welcher unverkennbar der des Unglaubens war.

Alſo ſtatt Ihrem Bruder raſch die Wahrheit zu ſagen, damit er ſein Betragen wieder gutmachen könne, zogen Sie vor, zu ſchweigen und ihn bei einem Irrthum zu laſſen, an dem meines Kindes und auch Ihres eigenen Bruders Glück und Leben zu Grunde gehen konnte?

Ich ſagte Ihnen, was meine Lippen verſiegelt hielt! Glauben Sie, es hätte mir nicht beinahe das Herz abgeſtoßen?

Wahrhaftig, das iſt mir zu bunt, fuhr Frau Gebhardi heraus; wenn Sie ſo einem Menſchen mit einem Worte zu ſeiner Rettung beiſpringen können, da möcht' ich doch wiſſen, was Ihnen das Recht gibt, zu ſchweigen!

Zu reden wäre ein Verbrechen für mich geweſen!

I nun, ſo begehen Sie Ihr Verbrechen, wenn es eine gar ſo gute Handlung iſt, Ihr „Verbrechen"!

Das ſind Grundſätze, bei denen die ganze menſchliche Geſellſchaft zu Grunde gehen würde, verſetzte Guſtav Wald, verdutzt über dieſe Naivetät der Frau.

Frau Gebhardi ſchüttelte den Kopf. Aber es war ja nichts als ein einfältiges Misverſtändniß, ſagte ſie ironiſch. Wenn man jemand an einem bloßen Irrthum zu Grunde gehen ſieht, ſo darf man ihn doch belehren, ja ich mein' halt nach meinem ungelehrten Verſtande, Herr Pfarrer, man müßt' das thun, und da bockſteif dabei zu ſtehn und das Maul halten, das, nehmen's mir nicht übel, ſei ein Betragen, welches ſich weder gegen Gott noch die Menſchen verantworten läßt!

Guſtav Wald lächelte ſchmerzlich.

Eine heilige Pflicht geht allem andern vor, ſagte er; wir müſſen ſie zu üben wiſſen, und ſähen wir darüber neben uns unſer Liebſtes auf Erden zu Grunde gehen; wie wir ja auch keinen Augenblick zögern dürfen, uns ſelbſt mit allem, was wir haben, ihr zum Opfer zu bringen.

Frau Gebhardi hörte dieſe Worte nur mit halbem Ohre an. Sie ſchien ſich über die Sache ſo ihre eigenen Gedanken zu machen. Der Herr Pfarrer, ſo mochten dieſe Gedanken lauten, iſt ein braver Mann und will die Sache aufs beſte in Ordnung bringen; er iſt klug genug, vor allen Dingen mich zu verſöhnen; denn er ſieht wohl ein, daß das Betragen des Monſieur Engelbert für mich hauptſächlich demüthigend und beleidigend iſt. Da kommt es denn darauf an, mir einzureden, dieſer Monſieur Engelbert ſei gar nicht auf- und davongegangen, weil er ausſpionirt, daß ſeine Agathe ſich früher mit einer Mama Komödiantin in der Welt herumgetrieben; ſondern es muß mir ein X für ein U gemacht werden, und ich ſoll glauben, das Ganze ſei ein großes Misverſtändniß. Der Herr Engelbert habe ein Tagebuch gefunden u. ſ. w. u. ſ. w. Der ſaubere Herr Schwiegerſohn hat ſich zu der Spiegelfechterei nicht hergeben wollen, und der Herr Pfarrer hat daher neben ſeiner ſchönen Geſchichte von dem Misverſtändniß und dem Tagebuch auch noch einen Grund auf die Füße ſtellen müſſen, weshalb nun der Monſieur Engelbert nicht gleich ſelbſt mitgekommen iſt, um ſich ſein „Misverſtändniß“ und ſein Betragen von Agathe verzeihen zu laſſen. Da meint er mich einfältige Gans denn mit einem hübſchen Stücklein aus ſeiner Theologie blenden zu können . . . Da ſoll ich an ihr Beichtſiegel glauben, oder wie er's nennt — du liebe Zeit — wenn die Menſchen bei ihrer Schlauheit nur daran denken wollten, daß ein anderer ſich eben auch ſeine

Gedanken macht! Aber ich will's ihm ſchon zeigen, daß die Emma nicht ſobald aufs Maul geſchlagen iſt!

Guſtav Wald blickte unterdeß ſchweigend auf die Frau, welche ihm gegenüberſaß. Sein Blick nahm dabei etwas von tiefem Ernſte, ja beinahe wehmüthig Sinnendes an. In welche fremde Welt war er hier gerathen! Er fühlte mehr und mehr, daß zwiſchen ihm und dieſer Frau keine Verſtändigung möglich ſei. Er ahnte, daß ſeine einfach aufrichtige Sprache hier nicht einmal Glauben fand. Er war hülflos ſolchem Mistrauen gegenüber. Zum Diplomaten war er nicht geboren. Er hatte immer, oft nur zu vorſchnell, das Spiel ſogleich aufgegeben, wenn das Leben ihn in Verhältniſſe gebracht, wo er ahnte, daß irgendetwas, was einer Intrigue ähnlich ſah, herbeigezogen werden ſolle. Davor hatte er eine angeborene Angſt, ein innerliches Entſetzen; wie jedermann ſeine Idioſynkraſie hat, hatte Guſtav Wald ſie vor Intriguen. Zugleich aber wuchs ſeine Sorge über den Ausgang dieſer Unterredung und das Ergebniß, welches ſie für ſeinen Bruder und für Agathe haben werde. — Er fuhr endlich mit der Hand über ſeine Stirn und ſeine Augen, und wie ſich ſammelnd, ſagte er:

Ich habe Ihnen jetzt alles mitgetheilt; ich bitte Sie nun, mir zu ſagen, wo Agathe iſt, damit ſie möglichſt bald über dies alles aufgeklärt werde und zu meinem Bruder zurückkehre.

Frau Gebhardi blickte wie überraſcht auf.

Und das, glauben Sie, ſei nun mir nichts dir nichts in Ordnung gebracht?

Wenn ich mit Ihrer Tochter reden kann — ſicherlich, mit wenigen Worten!

Sie haben einen guten Glauben — nun ja freilich, das iſt Ihr Geſchäft, Herr Pfarrer!

Sie haben ſich perſönlich zu ſehr verletzt gefühlt von meinem Bruder, als daß ich Ihnen nicht eine gereizte Sprache verzeihen müßte, antwortete Guſtav — aber laſſen Sie uns bei der Sache bleiben.

Nun ja, die Sache iſt, daß Agathe ihre feſten Entſchlüſſe gefaßt hat, Entſchlüſſe, welche zu ſehr meine Billigung haben, als daß ich etwas thun würde, um meine Tochter von der Ausführung zurückzuhalten.

So ſagen Sie mir endlich, wo Agathe iſt, damit ich ſelbſt ſie ſprechen kann.

Agathe will weder von Ihnen noch von Ihrem Bruder aufgeſucht ſein.

Dieſe Antwort geben Sie mir; ſie kommt nicht aus der Seele Ihres Kindes!

Und wenn ich Ihnen nun ſage, daß dies doch der Fall iſt — daß ich Ihr verſprochen habe, ihren Aufenthalt nicht zu verrathen, wenn der Herr Engelbert etwa als reuiger Sünder ihn wiſſen wolle?

So werden Sie ihn mir jetzt doch ohne allen Anſtand ſagen, jetzt, wo Sie hören, daß die Sache einen ganz andern Charakter hat, als Sie annehmen durften, bevor ich Ihnen meine Mittheilungen machte!

Frau Gebhardi zuckte die Achſeln.

Glauben Sie, unſereins könne nicht auch ſchweigen, antwortete Sie mit bitterm Lächeln, wenn es „Pflicht“ iſt?

Was iſt hier Ihre Pflicht?

O, was die Pflicht einer Mutter iſt, das verſteh' ich ſehr wohl, Herr Pfarrer, und brauche darüber keine Belehrung. Ich hab's der Agathe gelobt und werde es halten! . . .

Niemand zweifelt, daß Sie die Pflichten einer Mutter kennen, fiel Guſtav raſch ein, um ſie an einer Stelle zu beruhigen,

wo ſie ſo verwundbar ſchien — aber gerade deshalb werden Sie eilen, den Schmerz, dem Ihre Tochter ſo gut wie mein Bruder zur Beute geworden iſt, zu enden, weil ja jetzt ein Wort von Ihnen ihn enden kann!

Frau Gebhardi ſchüttelte abermals den Kopf.

Das iſt eine naive Vorausſetzung von Ihnen, mein Herr Pfarrer. — Ein Wort ſoll den Schmerz eines ſo tief verletzten Frauenherzens enden können? Ein Wort ſoll wieder gutmachen, was ſo viel Mistrauen, Rückſichtsloſigkeit, Liebloſigkeit geſündigt haben? Was doch ein Mann nicht alles von einer Frau verlangt und vorausſetzt!

Ich ſetze nichts als Mann von einer Frau voraus, erwiderte Guſtav Wald lebhaft, ſondern ich ſetze voraus, daß Agathe als Chriſtin ihre Pflicht erfüllt, ſobald ſie den wahren Stand der Dinge erfährt. Es gibt Lebenskreiſe, Frau Gebhardi, fuhr er in dem apoſtoliſchen Eifer, der ihn erfaßte, hier mit der Wahrheit die falſchen Schlußfolgerungen perſönlich verletzter Gefühle niederzukämpfen, und mit lauterer Stimme fort — es gibt Lebenskreiſe, worin Anſichten herrſchen mögen, welche in ſolchen Fällen das ſogenannte Recht des Herzens und der Gefühle über die einfache Pflicht und über die ſchlichten Geſetze ſtellen. Ich aber ſage Ihnen, daß dieſe Anſichten grundfalſch, verderblich, ja nichtswürdig ſind. Ziehen Sie nicht Ihre Tochter auf eine Bahn, welche Sie ſelbſt gewandelt und die in ein Labyrinth führt, in dem die Eingebungen des Gefühls kein Ariadnefaden ſind, ſondern ſich nur zu oft als ein wirrer Knäuel zeigen, aus dem man nicht mehr klug wird, wenn ein Moment der Entſcheidung da iſt, wenn es den großen Entſchluß zu faſſen gilt, ob wir den Schritt rechtshin oder linkshin wenden ſollen. Agathe iſt Engelbert's Weib. Sie hat ihm Treue am Altar gelobt. Sie muß dieſes Gelöbniß halten — ſie wird es mit

Freuden, wenn ich ſie auffordere, es zu thun, und ihr ſage, daß nichts Trennenderes zwiſchen beiden ſteht als ein Irrthum!

Guſtav's Worte, mit ſo reinem Eifer ſie auch geſprochen ein mochten, waren nicht geeignet, auf Frau Gebhardi perſönlich verſöhnend zu wirken.

Es iſt beſſer, daß wir dieſes Geſpräch abbrechen, verſetzte ſie kalt. Ich ſehe nicht ein, wozu es führen ſoll. Ich kann von meinen Worten nicht abgehen.

So geben Sie mir wenigſtens ein paar Zeilen für meinen Bruder mit, worin Sie ihm ſagen, daß Agathe nicht Ihre älteſte, ſondern Ihre zweite Tochter iſt. Das iſt das Weſentlichſte, das Uebrige wird ſich dann finden, Engelbert wird dann ſchon ſelbſt ſein Weib wiederzufinden wiſſen!

Das werd' ich nicht, antwortete mit einem gewiſſen triumphirenden Trotze die Frau. Laborirt der Herr Engelbert wirklich an einem ſolchen Irrthum, nun, dann laſſen Sie ihn in Gottes Namen dabei, und es iſt ja deſto beſſer, er macht dann keine vergeblichen Schritte, meine Tochter wiederzufinden und zu verſöhnen. Beide ſuchen ſich dann zu vergeſſen und ſchlagen ihren eigenen Weg durch das Leben ein. Das iſt das einzige Vernünftige, was ſie thun können. Dieſe ganze Partie iſt von vornherein eine unglückliche Geſchichte geweſen — ich kenne Ihren Herrn Bruder nicht, aber ich muß Ihnen geſtehen, wenn er ein Menſch iſt, dem Agathe ſich ſcheuen mußte, offen und vertrauensvoll alles mitzutheilen, was ein anderes junges Mädchen ihrem Bräutigam oder ihrem Manne mittheilt — dann iſt er auch kein Menſch, der für ein ſo edles, kindlich reines Geſchöpf wie meine Agathe paßt! — Das habe ich mir gleich im erſten Augenblick geſagt, als mir Agathe dazumal von ihrem Abenteuer ſchrieb und mir ihre Liebe geſtand und leidenſchaftlich

meine Einwilligung zur Heirath abverlangte. Aber du liebe Zeit, was ſollte ich machen? Das Kind war nun einmal ganz weg in den Monſieur Engelbert und ſetzte mir mit ſtürmiſchen Bitten zu, und ein ſchwaches Mutterherz hat man auch; aber mit Widerſtreben und böſer Ahnung habe ich ihr die Einwilligung für mich und auch für ihren Vater, der noch immer in Spanien oder Algier oder Gott weiß wo iſt, gegeben — und jetzt haben wir denn die Beſcherung! Da iſt denn weiter nichts zu thun, als ſich dareinzufügen und zu denken, daß es Gottes Wille iſt, wider den man nicht ankämpfen ſoll — es nützt da doch alles nichts, trotz Quälerei und Plackerei heilt man nicht wieder, was einmal zerriſſen und zerbrochen iſt!

Sie betrachten alſo Agathens Betragen, ihren verhängnißvollen Entſchluß, meinem Bruder ein räthſelhaftes Weſen bleiben zu wollen und ihm alle ihre frühern Verhältniſſe zu verſchweigen, als eine Schuld Engelbert's? fiel Guſtav Wald endlich ein, als Frau Gebhardi Athem ſchöpfte.

Nun ſicherlich — als was anders? Denn ich wüßte nicht, wer ſonſt es geweſen wäre, der dem armen Ding durch ſein Benehmen den Mund verſchloſſen hielt!

Ich will bei Ihnen nicht Ihre Tochter anklagen, antwortete Guſtav. Agathe hat ja ſelbſt auch zu ſchmerzlich jetzt dafür gebüßt. Sie hat jetzt ſicher längſt eingeſehen, daß es nie gut thut, ſich ſeine Verhältniſſe ganz auf die eigene Art und Weiſe einrichten zu wollen und ganz anders, als alle Welt es macht ... Wollen Sie aber durchaus einem andern die Schuld an allem aufbürden, ſo würden Sie gerechter ſein, wenn Sie dieſelbe nicht auf Ihren jüngſten, ſondern einen guten Theil davon auf Ihren ältern Schwiegerſohn legten, deſſen Betragen gegen Ihre älteſte Tochter auf Agathe einen ſo tiefen Eindruck gemacht hat ...

Ach, reden Sie mir nicht von dem Belgenau, ich habe Ihnen ja geſagt, was ich von ihm denke ...

Nun wohl, reden wir nicht von ihm, ſondern von uns — Sie werden mir jetzt ſagen, wo Agathe iſt?

Sie kennen meine Entſchlüſſe darüber. Und noch einmal — ich ſehe nicht ein, Herr Pfarrer, wozu wir dieſes Geſpräch verlängern ſollen.

Frau Gebhardi ſtand auf.

Aber Sie werden wenigſtens nicht bei Ihrem Entſchluſſe bleiben, Engelbert in ſeinem Irrthum zu laſſen — Sie werden an ihn ſchreiben!

Ich fühle durchaus keinen Beruf, mich mit ihm in Correſpondenz zu ſetzen und mich ihm als Schwiegermutter aufzudrängen. Iſt er ſo ſtolz, daß meine Tochter nicht wagen durfte, ihm von der Schwiegermutter zu erzählen, ſo bin ich zu ſtolz, mich ihm als ſolche vorzuſtellen. Wenn Sie billig ſind, müſſen Sie mir ſelbſt darin recht geben. — Ich empfehle mich Ihnen, Herr Pfarrer. Ich hoffe, was uns angeht, ſo ſcheiden wir in Frieden.

Frau Gebhardi machte eine Verbeugung und verſchwand im Nebenzimmer.

Guſtav Wald ſah eine Weile mit ſeinen blauen Augen verwundert die Thür an, hinter welcher Engelbert's Schwiegermutter den kindlich klaren und aufrichtigen Blicken dieſer Augen entſchwunden war.

Was für eine Frau! rief er aus. — O, wäret ihr bei mir, ſagte er dann mit einem Anflug bittern Humors und ſich zum Gehen wendend — wäret ihr bei mir, all ihr Neologen, die ihr gegen das Cölibat eifert! Wahrhaftig, ihr

würdet mit mir ausrufen: Geſegnet ſeiſt du, großer Gregor der Siebente!

Er verließ das Haus und ſuchte ſich zu ſeinem Gaſthofe zurechtzufinden. Seine Miſſion war geſcheitert. Gebeugt und niedergeſchlagen wanderte er durch die volkreichen Straßen. Es ſcheint, ſagte er ſich, ich habe dafür geſtraft werden ſollen, daß ich ſo oft ſchon die Vernunft geläſtert habe. Ich habe mit der Unvernunft in Perſon eine Verhandlung gehabt — und die Strafe iſt ſchwer und bitter! Aber vielleicht mußte ſie ſo ſchmerzlich ſein, um mich einmal gründlich zu heilen. Denn geheilt auf immer, das bin ich — ja, gütiger Gott, zu dir freilich gelangen wir nicht auf dem Wege der Vernunft — aber für unſere Laufbahn haſt du ſie uns als die alma mater unſers Lebens, als die Mutter geſunder Gedanken und Entſchlüſſe gegeben; an ihrer Milch ſoll ſich unſer Geiſt nähren, an ihrer Hand ſollen wir durch das Leben ſchreiten, an ihrer Bruſt Troſt ſuchen in jeglichem Kummer — verflucht die Hand, welche ſich wider ſie, die ſchlichte, einfache, ſorgliche, bürgerlich ſtille Frau erhebt, die ja ohnehin ſo viele treuloſe Kinder hat!

In ſeinem Gaſthof angekommen, rüſtete ſich Guſtav ſogleich zur Abreiſe. Zu bleiben, noch eine Unterredung mit Agathens Mutter zu ſuchen, um ſie umzuſtimmen, ſchien ihm völlig überflüſſig. Dieſe Frau ſah nun einmal das Ganze vom Standpunkt des lieben Ich aus an. Schon das, was ihre älteſte Tochter erlebt hatte, mochte tief ihr Selbſtgefühl verwundet haben; aber damals hatte ſie es verſchmerzen müſſen; jetzt, wo, wie ſie glaubte und ſich nicht ausreden ließ, etwas Aehnliches, nur noch auffallender und im höhern Maße, ſich wiederholte, war ihre Geduld zu Ende, das gekränkte Ehrgefühl war unverſöhnlich geworden.

Was aber war nun zu thun? Was Agathe ſelbſt betraf, ſo nahm er als das Wahrſcheinlichſte an, daß ſie entweder nach Ungarn auf die Beſitzungen ihres Vaters oder nach Schleſien zu ihrer Schweſter ſich gewendet habe. Daß ſie ſich noch bei ihrer Mutter aufhalte, mit der ſie doch offenbar über ihre Lage und alles, was vorgefallen, ſich beſprochen habe mußte, fiel ihm nicht ein, er glaubte es wenigſtens nicht; denn Frau Gebhardi hatte es wenigſtens in Abrede geſtellt, und es gehörte zu Guſtav Wald's charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten, nie vorauszuſetzen, daß man ihn täuſchen wolle. Agathe nun aufzuſuchen, dazu fehlten ihm die Zeit und die Mittel. Aber auch einen andern Ausweg, um nur wenigſtens mit einer Beruhigung für Engelbert zurückzukehren, konnte er nicht ergreifen. Es hätte nahe gelegen, ſich nach dem bisherigen Aufenthaltsort Engelbert's zu wenden, um dort die alte Bekannte der Frau Gebhardi, an deren Vertraulichkeit mit Agathe Engelbert ſo großen Anſtoß genommen, aufzuſuchen. Sicherlich hätte dieſe Frau ſich bewegen laſſen, Engelbert aufzuklären und, wenn ſie im Stande dazu war, was ſich annehmen ließ, auch Eröffnungen über den jetzigen Aufenthalt Agathens zu machen. Aber Guſtav Wald konnte ſich den großen Umweg nicht erlauben. Das Ende der Woche kam heran, er mußte heimeilen, um am Sonntage ſeine Amtspflichten zu üben und ſeine Gemeinde nicht ohne Gottesdienſt zu laſſen. Darum erlaubte er ſich nur ein paar Gänge durch die Stadt, um ihre geprieſenſten Merkwürdigkeiten anzuſehen und bei deren Anblick die Laſt ſeines Kummers und ſeiner Sorge zu vergeſſen. Das letztere gelang ihm in ſehr geringem Maße. Er ſah Paläſte, königliche Prunkräume, Monumente, Gemälde, Marmorſtatuen; er trat in Hallen, wo eine Welt von Schönheit ihn umringte. Aber dieſe Schönheit hatte jetzt keine Sprache für ihn, wie es die Schönheit einer ſtillen Abendlandſchaft oder einer ſternen-

hellen Nacht für ihn gehabt haben würde. Den Menſchen iſt wol die Gabe verliehen, einen Strahl der ewigen Schönheit oder des Ideals zu feſſeln und in Werken ihrer Hände zur Geſtalt werden zu laſſen; aber die Macht dieſer Schöpfungen bleibt immer eine gebrochene und halbe. Liegt irgendein trüber Hauch, ein Schmerz oder eine Sorge über dem Spiegel der Gemüths, ſo fängt dieſer die Strahlen jener Schöpfungen nicht auf, und die Beredſamkeit derſelben bleibt unvernommen. Nur eine Offenbarung der ewigen Schönheit, wie ſie in der Natur oder in großen und göttlichen Gedanken liegt, übt jene Macht, nur eine unmittelbare Mahnung des Unendlichen löſcht die Schriftzeichen des Schmerzes von dem Spiegel unſerer Seele fort, und erſt wenn dieſes geſchehen, beginnt die Kunſt der Menſchen ihre Rechte auszuüben.

Es iſt eben alles in der Welt für die Glücklichen eingerichtet, ſagte Guſtav ſich; uns andern aber — „was iſt uns Hekuba“!

Als Guſtav Wald dagegen erſt auf der Rückreiſe draußen war und auf den Eiſenſchienen dahinraſſelnd über weite Landſtrecken fortgezogen ward, wurde ihm wohler zu Muthe. Es liegt eine Anregung in dieſer Art zu reiſen, welche nach und nach den unberechenbarſten Einfluß auf den Charakter der Menſchen und Völker üben wird. Die Schnelligkeit iſt ja nur ein anderer Ausdruck für Kraft; eine ungeheuere Kraftentwickelung ſpielt ſeit Jahren jetzt in unſerm tagtäglichen Leben eine mächtige Rolle; wir geben uns ihr hin, ſie ſchleudert uns Hunderte von Meilen weit, bald hin, bald zurück, ſie gibt unſern Bewegungen Energie, unſerer perſönlichen Thätigkeit einen weitreichenden Umfang — es iſt nicht anders möglich, als daß dies alles den Völkern einen Impuls und einen Schwung verleiht, der ihnen zum Erſatz für alle die Energie wird, die man ſich

verflüchtigen ſah, ſeitdem das kriegeriſche Element in der modernen Staatengenoſſenſchaft zu erlöſchen begonnen hat.

Die Wirkungen einer Eiſenbahnfahrt durch ſchöne, geſegnete Fluren und Länderſtrecken bei heiterm Herbſtwetter blieben wie geſagt bei Guſtav Wald nicht aus; eine gewiſſe Zuverſicht, daß es ihm bald gelingen müſſe, in den Wirrwarr irrender Gemüther, welche ja durch weiter nichts als durch Misverſtändniß und durch falſche Vorausſetzungen getrennt gehalten wurden, Licht und Klarheit zu bringen, bemächtigte ſich ſeiner, und getroſt beſtieg er, als er endlich wieder am Ufer des heimatlichen Stroms angekommen war, das Dampfboot, das ihn in ſein ſtilles Dorf zurückführen ſollte. Aber je näher und näher er dieſem kam, deſto ſchwerer fiel ihm der Gedanke an die Zeit, welche noch vergehen werde, bis ihm eine glückliche Vermittelung und Verſtändigung zwiſchen Agathe und Engelbert gelungen ſei, aufs Herz; mit deſto größerer Angſt dachte er an das Wiederſehen mit ſeinem Bruder. Er hatte keinen Troſt für dieſen heimzubringen, wie er es zuverſichtlich bei ſeiner Abreiſe gelobt. Und daß er Engelbert geſtehen mußte, ſeine Abſicht ſei fürs erſte völlig geſcheitert — wie tief mußte das den letztern in allen ſeinen Kummer, in ſeine Hoffnungsloſigkeit, in ſeine Verzweiflung zurückwerfen! Guſtav ſollte noch einmal den Schmerz erleben, das mit anſehen zu müſſen und — ſtumm dabei zu bleiben! Er ſollte auch dann ſtumm bleiben, wenn er Engelbert etwa vorſchnelle, verhängnißvolle Entſchlüſſe faſſen ſehen würde, wie es nur zu möglich, ja wahrſcheinlich war, daß Engelbert ſie ergreifen würde! Er ſollte den rettenden Arm nicht ausſtrecken, auch wenn er ſein Liebſtes auf Erden zu ſeinen Füßen in dem dunkeln Strome ſeines Verhängniſſes unterſinken ſah!

Der Abend kam heran, und während Guſtav ſich ausmalte, wie er ſeinen Bruder wiederfinden werde, wurde es dunkler und

dunkler; die Gegenſtände ringsum ihn her verſchwammen in Dämmerung, das belebte Verdeck des Dampfbootes wurde von den Reiſenden verlaſſen, und Guſtav Wald ſaß vereinſamt auf der Bank, die am Bord des Schiffes hinlief. Seine dunkle Geſtalt lehnte ſich hinüber und blickte in das ſchäumende und tobende Gewäſſer, das unter ihm in der Tiefe aufgewühlt wurde. Unbeachtet, ungeſehen ſchwebte die ſchwarze Prieſtergeſtalt über dieſem aufkochenden Wogenſchwall fort, wie ein ſtummer Geiſt über dem rauſchenden Leben der Menſchen, das ihm auch ſo wie Schaum an den Blicken vorüberrauſchen mag, dahinſchwebt. Und wie einem Geiſte war ja Guſtav Wald auch zu Muthe, wie einem Schutzgeiſte zu Muthe ſein muß, der den Menſchen, deſſen Hut ihm anvertraut iſt, umgibt, der ſeine keimenden Entſchlüſſe und ſeine Handlungen erblickt, und der mit Schmerz ſeine Lippen verſiegelt fühlt, wenn er ſeinen Schützling durch dieſe Entſchlüſſe und durch dieſe Handlungen ſich ins Verderben ſtürzen ſieht; deſſen Auge das kommende Unheil erblickt und der doch nicht einen Laut hat, um den irrenden Sterblichen zu warnen, zurückzuhalten, zu belehren.

Das Schiff war endlich dem Dorfe Guſtav Wald's gegenüber angekommen; die Räder hielten ihren Schlag ein, ein Nachen kam heran, und unſer Reiſender ſtieg hinein, um ſich an ſein heimatliches Geſtade rudern zu laſſen. Vom Rhein aus konnte er die dunkeln Umriſſe ſeiner Wohnung, nur eben erkennbar, durch die Nacht ſchimmern ſehen. Aus dem Fenſter ſeines Wohnzimmers fiel heller Lichtſchein.

Des rückkehrenden Pfarrers Herz klopfte laut beim Anblicke dieſes Lichts, neben dem er jetzt im Geiſte ſeinen Bruder erblickte, wie der Lampenſchimmer auf ſeine blaſſen Züge, das ſinnende, in ſchmerzliche Gedanken verlorene Haupt fiel, welches ſich über irgendein Buch bückte, ohne etwas anderes darin zu ſehen als

wirre Zeichen, von denen ſeine kummerbeladene Seele wol weit entfernt war.

O Menſch, ſagte Guſtav Wald ſich — wie biſt du von Anfang und von Urbeginn an dem Schmerze eigen! Wenn ihn das Schickſal dir nicht ſendet, ſo ſchaffſt du dir ihn aus ſelbſtgewobenen Fäden; du ſpinnſt dich ein in ein luſtiges Gewebe aus falſchen Vorausſetzungen und irrenden Gedanken, die deine Qual bilden; du hüllſt dich darein wie eine Raupe, die ſich entfalten will, in ihr Geſpinſt, als fühlteſt du, daß das Gewebe des Schmerzes dich umgeben müſſe, damit eine höhere Entfaltung auch deiner Seele möglich werde. — Und wie Engelbert, muß auch ich meinen Schmerz tragen — muß der moraliſchen Folter entgegen, die mich erwartet. Wohlan denn — ſieh' ihr getroſt und muthig ins Angeſicht! Danke dem Herrn, daß er dir einmal in deinem Leben eine Gelegenheit gewährt, dich als ſeinen getreuen Knecht zu erproben! Was haſt du bis heute denn auch Schweres gethan in deinem Berufe? Welche große Aufopferung haſt du ihm je gebracht? Keine. Du dankſt deinem Berufe ein ruhiges, friedliches Sein — aber ſeine Pflichten haben dich nie ſchwer gedrückt! Hier iſt eine Pflicht, die groß und ſchwer, die auf deinen Schultern wuchtet, als ſei es etwas, das die Kräfte des Menſchen überſteigt. Aber der Glaube kann Berge verſetzen, der männliche, gottergebene Wille kann Berge tragen. Du ſollſt ſchweigen — das iſt alles! Aber haben nicht die Märtyrer geſchwiegen, die man auf den glühenden Roſt legte, damit ſie den Mund öffneten und die Heidengötter anriefen? Und du ſollteſt zagen, wo deine Prüfung ſo unendlich leichter iſt, wo es ſich nur um einen Schmerz handelt, deſſen Ende ſich nach Tagen berechnen läßt?

Guſtav Wald hatte das Dampfboot verlaſſen. Während er den Weg zu ſeinem Hauſe, der durch die unregelmäßig umher-

liegenden Häuſer und Hütten des Dorfs ſich in die Höhe wand, emporſtieg, rechnete er ſich die Tage aus, welche noch allerhöchſtens verfließen würden, bis es gelungen ſein mußte, ſeinem Bruder Licht zu verſchaffen; und dann überdachte er alles das, was er bis dahin würde an Beredſamkeit, an Troſtgründen, an zerſtreuenden Gedanken aufbringen können, um ſeinem Bruder über dieſe Tage hinwegzuhelfen; wobei denn freilich an der Seele Guſtav Wald's mehr transſcendentale Gedanken und Ausſprüche großer Weiſen und Autoren vorübergingen, als Argumente, die ſich ſeinem Nachſinnen aufgedrängt hätten infolge tiefer Kenntniß eines menſchlichen Herzens, das in ſeiner Liebe tödlich verwundet iſt!

Guſtav Wald war bis in ſeinen Garten gekommen; trotz alles deſſen, was er ſich vorgeſagt und vorgenommen, war ſein Schritt unſicher und langſam, als er den nächtig dunkeln Mittelpfad unter den Obſtbaumkronen daherwandelte. Seine Bewegung war ſo groß, daß er, an ſeiner Hausthür angekommen, ſtill ſtand, um tief und ſchmerzlich aufzuathmen. Er ſtreckte die Hand nach dem Schloſſe aus, um zu öffnen, aber er ließ den Arm wieder wie matt und erſchöpft niederſinken.

O Herr, ſtehe mir bei in dieſer ſchweren Stunde! ſeufzte er.

Guſtav Wald trat zugleich leiſe ein paar Schritte zur Seite; er war unter die Veranda getreten, wo das erleuchtete Fenſter ſich befand, das er ſchon vom Rhein her hatte ſchimmern ſehen. Er wollte einen Blick hineinwerfen, um zuerſt ſeinen Bruder zu beobachten. Die Vorhänge im Innern des Wohnzimmers waren nicht niedergelaſſen, und ſeine Blicke konnten frei den Raum überſchauen.

Aber was dieſe Blicke wahrnahmen, war ein Schauſpiel, welches Guſtav Wald ſo wenig erwartet hatte, daß ihm vor Ueberraſchung einen Augenblick der Athem ſtillſtand.

Träumſt du? fragte er ſich und fuhr dann mit der Hand über die Augen — nein, du biſt ſo wach wie je, und doch iſt dies ein Traumbild — das ſchönſte, das allerglückſeligſte, das du dir ſeit vielen Tagen haſt ausmalen können!

In dem Sofa an der Wand, welche Guſtav Wald gerade gegenüberſtand, erblickte er eine jugendliche weibliche Geſtalt; ſie hatte die Hand auf die Sofalehne gelegt und nach derſelben Richtung hin den Kopf gewendet, ſodaß nur das Profil zu ſehen war; ihre Hand hielt eine andere Hand gefaßt, und dies war die Engelbert's, der neben dem Sofa ſaß und eifrig mit ihr redete, leuchtenden Auges und mit ſtrahlenden, wunderbar bewegten Zügen. Dem Paar gegenüber an der andern Seite des Tiſches ſaß eine dritte Geſtalt; es war ein ältlicher Herr in bequemer Haustracht, der ſich ruhig in Guſtav Wald's Lehnſtuhl ſchaukelte und ſtill den Dampf einer Cigarre von ſich blies.

Agathe! Agathe hier! ſagte der Pfarrer endlich leiſe — und er fühlte ſich verſucht, auf die Knie zu fallen und dem Himmel ein Dankgebet zu ſenden für dieſen unerwarteten, überraſchenden, glückſeligen Anblick!

Aber Agathe wandte den Kopf, ihre Augen ſchienen ihn zu entdecken, auf ihm zu ruhen — doch nein, ſie ſtreiften vorüber, ſie ſuchten die Augen des Fremden im Lehnſtuhl, mit dem Agathe jetzt redete, worauf ſie lebhaft aufſprang, die Arme um den Hals deſſelben ſchlang und zärtlich ihre Wange an ſein gebräuntes, bärtiges Geſicht drückte.

Guſtav Wald aber war vom Fenſter zurückgetreten, er eilte jetzt ins Haus, in das Zimmer — ein Freudenruf ſchallte ihm entgegen, als er ſo plötzlich auf der Schwelle erſchien.

Guſtav — der geiſtliche Herr — der Bruder! rief es, und Guſtav fühlte ſeine beiden Hände von zwei weichen ſchmalen Frauenhänden erfaßt und beinahe mit leidenſchaftlicher Innigkeit gedrückt . . . aber, um dem Leſer dieſe Scene zu erklären, müſſen wir ein neues Kapitel beginnen.

Zwölftes Kapitel.

Deakovar.

Es waren traurige Tage geweſen, die Engelbert ſeit der Abreiſe ſeines Bruders durchlebt hatte — lange, traurige Tage, während deren er nicht einmal den Troſt hatte, ruhig in dem kleinen Hauſe ſeines Bruders bleiben zu können, oder in deſſen Garten zu weilen. Wo er ſich aufhielt, da erſchien auch bald Hannah, um ſich irgendein Geſchäft zu machen, und wenn er dann auf die herzgewinnende Zuvorkommenheit, womit ſie ihm Muth zu machen ſuchte, ihr ſeinen Kummer anzuvertrauen, nicht einging, dann verfolgte ihn Hannah mit ihren fragenden, halb mitleidig, halb triumphirend auf ihm ruhenden Blicken, daß er regelmäßig davor die Flucht ergriff und lieber den ganzen Tag lang draußen umherſchwärmte. Denn Hannah brannte, wie begreiflich, vor Neugierde, zu erfahren, was nur eigentlich dem Herrn Engelbert paſſirt ſei, der ſo düſter, bleich und niedergeſchlagen umherging, und welches große Ereigniß ihren Hausherrn aus ſeiner Studirſtube ſo plötzlich auf und in die Welt getrieben haben könne. Daß es mit Engelbert's Heirathsgeſchichte zuſammenhängen müſſe, das war Hannah ſchon klar — o, ſie

hatte es ja tauſendmal vorausgeſagt, daß nichts Gutes daraus werden könne, und ebenſo hatte ſie oft den Kopf darüber geſchüttelt, daß der Pfarrer am Ende doch ſo leicht ſeine Einwilligung dazu gegeben und dann gar noch eines ſchönen Morgens in ſeiner Kirche das junge Paar ſelbſt getraut hatte! Aber was nun denn eigentlich daraus geworden, und etwas recht beſonders Merkwürdiges und Seltſames mußte ja daraus geworden ſein, weil ihr Hausherr, der ſonſt kein Geheimnißkrämer war, ihr nicht einmal ein Sterbenswörtchen darüber hatte ſagen wollen — das nicht erfahren zu können, war eine harte Prüfung für Hannah; und wenn ſie in Engelbert's Nähe war, ſo ſprach die Sehnſucht nach rückhaltloſem gegenſeitigem Gedankenaustauſch innig beweglich aus jeder ihrer Mienen.

Es war am vierten Tage nach Guſtav Wald's Abreiſe, in den Nachmittagsſtunden. Engelbert war am Vormittag oben in der Burgruine geweſen, hatte dort lange geſeſſen und geträumt und war dann über den Grat des Berges landeinwärts gewandert und unten durch das Thal zurückgekehrt. Der lange Spaziergang hatte ihn ſo ermüdet, daß er jetzt ſich auf zwei Gartenſtühlen in der Laube ausgeſtreckt hatte. Ein unaufgeſchlagenes Buch neben ſich auf dem Tiſche, blickte er durch den Ausſchnitt der Veranda auf die Bergwände des jenſeitigen Stromufers und in die Wolkenbildungen, die ſich weiß und grün darüber geballt hatten.

Wenn dich der Schmerz erfaßt, ſiehſt du die Welt voll Schmerz,
Und wenn dich Luſt durchglüht, ſcheint ſie dir luſterfüllt;
Den Zauber, den ſie dir verſchleiert und enthüllt,
Verſchönert und entſtellt, bewahrt dein eig'nes Herz.

Auch Engelbert ſtand unter dem Einfluſſe deſſen, was ein Dichter in dieſen Verſen ausdrückt. Die troſtloſen Gedanken ſeiner Seele ließen ihm das enge Stromthal, in welchem er ſich

befand, und die dunkeln Schieferfelsen, die umherstanden, und die zerbröckelnden Burgtrümmer auf der Höhe unendlich traurig, düster und beklemmend erscheinen, und wie die Welt ringsumher schien ihm das ganze Sein trübe und düster und über die ganze Erde ein eigenthümlicher Hauch von Schwermuth und Leid gebreitet; und die Gedanken Gottes selbst, die nach der Philosophen Ausspruch ja ebenso viele Schöpfungen sind, schienen ihm von einer unnennbaren und unendlichen Trauer überschattet, wenn er an die Gedanken Gottes dachte, die sich dem Auge zeigen: der Mensch — die Welt!

So in sein Sinnen versunken, hatte Engelbert nicht wahrgenommen, daß die Thür des Gartens aufgegangen und ein Fremder über den kiesigen Pfad herangeschritten war, bis derselbe beinahe dicht vor der Veranda stand. In dem Augenblicke, wo Engelbert ihn gewahrte, vernahm er auch seine Stimme; der Fremde wandte sich nämlich zu einem kleinen nacktbeinigen Buben, der ihm den Weg gewiesen hatte, und sagte mit einem sehr wohllautenden und vollen Organe:

Also hier wohnt der Herr Pfarr? Na, so magst alleweil hamgehn — schau, da hast's a Göld, mein Bub, sag dein Mutter a schönen Gruß von mir, und a Paar Strümpfle sollt's dir kaufen dafür, weil halt der Winter kummt mit der Zeit — hörst?

Der Bube lief lachend über den ungewohnten Dialekt oder auch über die unerwartet reichliche Gabe davon, und der Fremde wandte sich nun zu Hannah, die ihn erblickt hatte und ihm entgegen über die Schwelle der Hausthür getreten war.

Du liebe Zeit, wie das gar so leicht froh z' machen ist, sagte er gutmuthig lächelnd — der geistliche Herr ist z' Haus?

Nein, er ist nicht zu Haus, versetzte Hannah, die Gestalt des Ankömmlings musternd, der etwa fünfundvierzig Jahre alt sein mochte und, in eleganter Reisekleidung, ganz wie ein vor-

nehmer Herr aussah, mit feinen, aber sonnverbrannten Zügen und einer Gestalt von Mittelgröße, welche etwas von militärischer Haltung hatte.

Er ist verreist! setzte Hannah hinzu.

Verreist — ei, ei, ei, schaun's, dös is halt a Seccatur! Muß der geistliche Herr just verreist san! Ist's für lang?

Ich weiß es nicht!

Wissen's nit — und wohin, das wissen's wol a nit — na, i seh' schon, der geistliche Herr wird halt viel Besuch haben, und ... warten's nur a Bißl, schaun's, da is meine Karten, die geben's ihm nur, und dann weiß i für g'wiß, er kummt zurück von der seinigen Reis'!

Er ist wirklich verreist, antwortete Hannah, etwas verdutzt, daß der Fremde ihr nicht glauben wollte, und doch nicht verletzt dadurch, weil in dem ganzen Wesen des Fremden eine so zutrauliche Gutmüthigkeit lag — er ist wirklich verreist; aber wenn Sie ihm etwas Wichtiges zu sagen haben, so kann es vielleicht der Herr Bruder ausrichten, der ist hier ...

Wer? Doch nicht gar der Engelbert?

Ich heiße allerdings so, sagte Engelbert, der das Gespräch angehört hatte und, eigenthümlich von dem österreichischen Dialekt des Fremden betroffen, sich erhob, um diesem einen Schritt entgegenzutreten.

Aber der fremde Herr war bereits lebhaft auf ihn zugekommen, und Engelbert die Hand hinstreckend, rief er aus:

Aber dös trifft sich ja charmant — dös ist a Freud — da schlagen's ein — ich bin Baron Deakovar!

Engelbert reichte langsam und zögernd dem Fremden die so lebhaft verlangte Rechte hin, indem er ihn überrascht und fragend anblickte.

Deakovar! wiederholte dieser, nun seinerseits über Engelbert's

kalten Blick und den Ausdruck verlegener Unſicherheit in ſeinem Geſicht, wie es ſchien, überraſcht.

Sie ſind doch nicht etwa ... verſetzte Engelbert ſtockend.

Na, dies muß ein Misverſtändniß ſein, ſagte der Fremde, der, ſeit er mit Engelbert ſprach, ſeinen Dialekt abgelegt hatte und ſich in reinerm, nur noch leicht „gefärbtem" Deutſch ausdrückte — ich habe geglaubt, Sie ſeien der Legationsſecretär Wald ...

Der bin ich auch!

Und Sie wiſſen nicht, wer ich bin — Sie kennen Ihren eigenen Schwiegerpapa nicht? Nun wirklich, das iſt komiſch! Sagen's mir nur ... hat denn die Agathe Ihnen nicht meinen Namen genannt, hat ſie Ihnen noch immer nichts von mir geſagt?

Der Name Deakovar iſt nie über ihre Lippen gekommen.

Der Fremde brach in ein lautes Gelächter aus.

Wahrhaftig, ſo etwas iſt nicht vorgekommen, ſolange die Welt ſteht! O die Weiber, die Weiber! ſagte er dann. Nun, wir beide können davon erzählen! Aber das iſt ja ein wahres Glück, daß ich endlich von meinen Reiſen heimkomme und daß wir uns nun gleich hier kennen lernen und ein vernünftig Geſpräch miteinander halten können. Da, nun ſchlagen Sie noch einmal ein, wir werden ſchon gute Freunde werden — alſo ſo ſehen Sie aus, mein Herr Sohn — laſſen Sie ſich einmal betrachten — nun, da kann ein Schwiegerpapa wie ich ſchon zufrieden ſein!

Baron Deakovar ſchüttelte mit wärmſter Herzlichkeit Engelbert's Rechte und ſah ihm mit einem ſein ganzes Geſicht überglänzenden Ausdruck unbeſchreiblichen Wohlwollens und höchſter Herzensgüte ins Geſicht.

Etwas blaß, etwas überſtudirt, fuhr er fort — ja, das iſt

nun einmal bei den jungen Leuten heutzutage nicht anders — aber ich glaub' halt, Sie ſind noch ganz conſternirt und aufs Maul geſchlagen über den neuen Schwiegervater, der Ihnen da wie aus dem Mond gefallen iſt — alſo die Agathe hat Ihnen noch immer kein Sterbenswörtchen erzählt?

Nicht das Geringſte!

Es iſt doch ein Blitzmädel, ein neckiſches! Aber das ſeh' ich ſchon, ein guter Geſell ſind Sie doch, mein Herr Sohn, na, nix für ungut — ich weiß ſchon, ich weiß ſchon, was Sie ſagen wollen, wenn die Weibsleute ihren Kopf auf etwas geſetzt haben, ſo bringt kein Gott ſie herum — kenn' das ſchon, kenn' das ſchon, und wie! Sie iſt doch wohlauf und munter, das herzige Mädel, daheim? Das wird eine Freude ſein, wenn der Papa wieder einrückt — aber hören Sie, mein lieber Engelbert — der Fremde nahm die Reiſemütze ab und wiſchte die Stirn — ich bin müd', und durſtig bin ich auch, den ganzen Tag ſeit früh morgens bin ich auf dem Dampfboot gerüttelt worden, und das ewige „Trema Bisanzio" iſt meine Sach' nit, erſt will ich mich ſetzen, und etwas zu trinken müſſen's ſchon auch herſchaffen, all eins, was da iſt, Hochheimer verlang' ich nit — vielleicht haben's ſchon friſchen Moſt, das iſt mein Liebling, und, bitt' gar ſchön, etwas Feuer, daß ich meine Cigarre anzünden kann.

Baron Deakovar ſtreckte ſich in einem der Gartenſtühle aus, zog ein elegantes Cigarrenetui hervor und entflammte mit großer Behaglichkeit an dem Feuerzeug, das Engelbert ihm raſch herbeiholte, ſeine duftige Havanna.

Engelbert hatte, als er ins Haus getreten, der Haushälterin zugleich den Auftrag gegeben, Erfriſchungen herbeizubringen. Der Baron ſchlürfte den bald darauf von Hannah herbeigebrachten Walportsheimer des Pfarrers mit großem Behagen.

Der iſt gut, iſt gut! ſagte er — aber ich nehm' jetzt Sie und die Agathe mit nach Ungarn, da ſollen Sie Ihre Freud' haben an meinem meneſcher Ausbruch — das iſt ein Göttertrank! Ueberhaupt, es geht nichts über Ungarn, und wenn ich jetzt einmal wieder daheim ſein werde, ſo bringt mich halt auch nichts wieder hinaus aus meinem Land, meinem ſchönen, reichen, guten Land! Iſt der Menſch ein Narr, ſich in der Fremde herumzutreiben!

Ihre Güter liegen in Oberungarn? fragte Engelbert.

Alſo davon hat die Agathe Ihnen auch nichts erzählt? Na ja, ich vergaß, ſie hat Ihnen ja nicht einmal meinen Namen geſagt ...

Sie hat mir nur geſtanden, daß ſie Agathe Falkach heiße, bemerkte Engelbert, der in der unbeſchreiblichen Gemüthserſchütterung, in welche ihn die unvermuthete Erſcheinung dieſes Mannes verſetzt hatte, ſich mit Mühe beherrſchte, den äußern Anſchein der Ruhe zu bewahren und vernünftige Antworten zu geben.

Falkach — ja, das iſt richtig, antwortete der Baron — wir heißen auch eigentlich Falkach, aber unſer Beſitzthum liegt wie geſagt in Ungarn und heißt Deakovar, und wer aus der Familie die Güter hat, der heißt Baron Deakovar, die Leute thun's nun einmal nicht anders, und da ſchickt man ſich denn ſo lange hinein, bis man's ſelbſt nicht anders mehr weiß. Nun aber will ich Ihnen alles erzählen, weshalb der kleine herzige Trotzkopf, die Agathe, ſo verſchwiegen gegen Sie geweſen iſt, damit Sie doch ſehen, daß ich der richtige, reguläre Schwiegerpapa bin. Alſo, mein lieber Sohn, was Sie zuerſt wiſſen müſſen, das iſt, ſchaun's, meine Frau lebt getrennt von mir, weil ſie wider meinen Willen auf die Breter gegangen iſt, und weil mein verſtorbener Onkel, von dem ich abhängig war und

die Güter geerbt habe, mir mein Ehrenwort abgenommen hatte — na, das ist eine lange Geschichte, die kann ein andermal an die Reihe kommen.

Es ist alles, alles richtig! sagte sich leise Engelbert, der bei dieser letzten und alle Zweifel beseitigenden Versicherung, daß das Tagebuch in seiner Brusttasche die Geschichte Agathens enthalte, etwas wie einen Stich durchs Herz fühlte. Denn bisher war es ihm noch immer wie eine halbe Hoffnung gewesen, daß er sich sagen mußte, dieser Baron Deakovar, der da so plötzlich vor ihm aufgetaucht, passe doch so gar nicht zu dem Bilde, welches er sich nach jenem Tagebuche von dem Vater Agathens entworfen, der ihm in der Schilderung den Eindruck eines ernsten, ruhigen und gehaltenen Mannes gemacht hatte, während jetzt die joviale Gutmüthigkeit in Person vor ihm saß. Es war eben die Auffassung einer Tochter und die nacherzählende Schilderung einer weiblichen Feder gewesen, was ihm das Bild dieses Mannes entworfen hatte.

Nun also, fuhr Deakovar fort, um der Reihe nach herzusagen, wie alles zusammenhängt, so müssen's wissen, daß ich im verwichenen Frühjahr mit einem gar lieben Freunde, der den Winter in Paris verlebt hatte, wo ich und die Agathe auch waren, den Einfall bekam, eine große Reise zu machen, zuerst durch Spanien, dann nach den Balearischen Inseln und über Algier und durch Südfraukreich nach Paris zurück. Für ein Frauenzimmer, begreifen Sie, war das nichts, die Agathe kannte ohnehin schon ein Stück vom Süden, ich hatte sie ihrer Brust wegen sich eine Zeit lang dort aufhalten lassen, und sie hat einen gehörigen Respect vor den dortigen Reisebequemlichkeiten bekommen. Vollends nun ist solch ein spanischer Postwagen nicht für ein verwöhntes Dämchen eingerichtet, und da also die Agathe zurückbleiben sollte, bat sie mich, ich möchte sie während meiner

Abweſenheit zu ihrer Mutter reiſen laſſen, und die Emma, muß ich Ihnen ſagen, lebt jetzt recht eingezogen, brav und vernünftig in M.; ſie hat ſich endlich gefallen laſſen, ein Jahrgehalt von mir anzunehmen; und ſo habe ich's denn zugeſtanden, und die Agathe iſt alſo mit einem entfernten Vetter von uns, dem Fredersdorf, der über M. nach Wien zurückreiſen wollte, einen Tag vor mir richtig von Paris abkutſchirt. Die Reiſe iſt auch vortrefflich von ſtatten gegangen, der Fredersdorf hat ſeinen Wagen bei ſich gehabt, und darin haben ſie einen Abſtecher nach Ems gemacht; von Ems ſind ſie darauf weiter den Rhein entlang und hier unten die Straße her gefahren, und hier hat dann die Agathe einen loſen Streich ausgeführt, das ſakriſche, verwegene Ding; aber ſchaun's, mein Herzblättl iſt ſie doch, trotz aller ihrer Streiche, und verziehen hab' ich's ihr auch; unſer lieber Herrgott hat's ja zum Guten gewendet, und da ſoll denn der Menſch auch ſich fein beſcheiden zur Ruhe begeben.

Zum Guten! wiederholte Engelbert leiſe für ſich, mit einem unbeſchreiblich bittern Gefühle.

Der Fredersdorf nämlich, müſſen's wiſſen, fuhr Deakovar fort, iſt ein alter Menſch mit grauem Kopf, aber ſchaun's, man weiß ja, Alter ſchützt vor Thorheit nicht; du liebe Zeit, der Kopf iſt grau, aber das Herz bleibt jung und ſo hat denn mein guter Vetter den vermaledeiten Einfall bekommen, dem Mädel, wie er ſo allein mit ihr im Wagen geſeſſen, in der Langenweile den Hof zu machen. Die Agathe nun wird ihn wol hübſch mit Spott und Hohn zur Ruhe verwieſen haben; ſo wenigſtens leg' ich mir die Sache aus, denn das iſt gewiß, der Fredersdorf hat ſich endlich ſo völlig beruhigen laſſen, daß er in der Wagenecke ganz friedlich eingenickt iſt. Da hat denn mein verwegenes Töchterlein eine unbändige Luſt bekommen, ihrem treuen Reiſebeſchützer eine rechte Angſt einzujagen, um ihn für ſeine über-

flüſſige Galanterie zu beſtrafen; und wie der muthwillige Gedanke in ihr aufſteigt, dauert es auch nicht lange, und ſie hat ihn richtig ausgeführt. Der Wagen rollt im ſachten Trabe über die Chauſſee, an den Weinbergen her, die Agathe macht leiſe den Schlag der Kaleſche auf, mit einem leichten Sprung iſt ſie draußen. Der Poſtillon auf dem Bock ſieht natürlich ebenſo wenig etwas davon, wie der ſchnarchende Vetter drinnen, und mein luſtiges Mädel ſpringt mit innerlichem Jubel über ihren gelungenen Streich einen Steg zwiſchen den Weinbergen hinauf. Da oben, denkt ſie, wird ſie die Windungen der Chauſſee ſchon überblicken können und an einer Stelle, wo's ihr paßt, wieder hinunterſteigen, um ſich dann von ihrem Reiſegefährten, nach einer Viertelſtunde des Suchens in Schrecken und Angſt, wiederfinden zu laſſen. Sie läuft und ſpringt und hüpft alſo wie eine Gemſe, das verwegene Ding, den Berg hinan; oben aber, wie ſie beinahe auf der Höhe iſt, nimmt der Jubel plötzlich ein Ende mit Schrecken; denn wie ſie haſtig auf ein Steingerölle tritt, welches unter ihr weicht und fortkollert, verſtaucht ſie ſich grauſam den Fuß und hat einen fürchterlichen Schmerz daran. Da iſt denn Holland in Noth. Sie blickt ſich nach dem Wagen um, aber der Wagen rollt fort, der Fredersdorf, der alte Menſch, hat einen Schlaf wie ein Dreſcher, und die Roſſe können's dem Poſtillon auch nicht erzählen, daß die Kaleſche leichter geworden iſt, und ſo rollt ſie immer luſtig weiter und weiter; die Agathe ruft — aber du liebe Zeit, was kann das helfen! Menſchen, nach denen ſie ſich umſieht, um ſie dem Wagen nachrennen zu laſſen, ſind keine zu ſehen — da iſt nun guter Rath theuer — das arme verlaſſene Kind weiß nichts Beſſeres zu thun, als ſich den Bergabhang vollends hinan und bis an ein kleines Bauwerk oder dergleichen auf der Halde oben zu ſchleppen, an der ſie ſich niederlaſſen kann, um zu warten, bis ein Menſch auf

dem Fußweg vorüberkommt, der ſich da oben über die Halde zieht. Es kommt aber niemand, eine Viertelſtunde nach der andern verfließt, Fredersdorf kann indeſſen eine Meile weiter gefahren ſein — die Schmerzen an dem Fuße werden immer ſchlimmer — endlich, endlich erſcheint denn ein Menſch, und dieſer Menſch iſt niemand anders als hier mein lieber Schwiegerſohn, der ſich des armen Mädels ritterlich annimmt und ſie herunter ins Pfarrhaus transportirt. Dabei iſt es der Agathe aber freilich gar ſeltſam zu Muthe, und zwiſchen ſolide Leute gerathen, ſchämt ſie ſich ihres tollen Streichs, der ihr ſo abſcheulich ſchlecht bekommen, dermaßen, daß ſie kein Sterbenswörtchen davon über die Lippen bringen mag; ſie glaubt, der Fredersdorf müſſe ja ohnehin da unten jeden Augenblick erſcheinen, und dann ſei's noch immer Zeit. Der Fredersdorf aber, der iſt erſt eine ganze Weile weiter aufgewacht und hat dort, wo er die Beſcherung inne geworden, umhergeſucht, gerufen, Menſchen auf die Beine gebracht, alle Bergecken und Schluchten durchſtöbert und einen fürchterlichen Abend und darauf folgende Nacht verlebt, um endlich ganz rathlos bis nach M. zu reiſen und dann dort bei der Emma einen Brief von Agathe zu finden, worin ſie der Mutter alles haarklein erzählt hat. Schaun's, ſo iſt alles zugegangen, das übrige wißt Ihr beſſer als ich, mein Herr Sohn — wenn Ihr den Brief leſen wollt, die Emma hat ihn mir nachher geſchickt, ich habe ihn in Paris vorgefunden und er iſt in meinem Koffer.

Das übrige weiß ich, fiel Engelbert ein — aber Agathe hat nicht blos dieſes Abenteuer verſchwiegen, ſondern . . .

Ja, ſchaun's, unterbrach ihn der Baron, das iſt nun auch ſolch eine rechte Frauenzimmeridee geweſen; um das zu erklären, da muß ich ſchon erſt weiter ausholen — ſie hat ſich halt warnen laſſen durch eine frühere Geſchichte und hat gedacht, du

nimmſt dir ein Exempel daran; reden iſt gut, aber ſchweigen iſt beſſer — und da hat ſie gedacht, mit den alten Familiengeſchichten vor Euch herauszurücken, iſt noch immer Zeit, das arme Ding hat Euch eben lieb, und ſie hat eine thörichte Angſt gehabt, Euch ſo kopfſcheu zu machen, wie der gute ſentimentale Ottokar es geworden iſt — ja, du liebe Zeit, das war ein Herzeleid, und da hat das arme Kind ſich feſt vorgenommen und gelobt, eine ſolche Geſchichte ...

Ich kenne ſie, unterbrach ihn Engelbert — Ottokar iſt ein ſchleſiſcher Graf?

Alſo von Ottokar Belgenau wißt Ihr? — verſetzte Deakovar — hat ſie Euch von dem erzählt?

Nein, aber ich kenne die ganze Geſchichte Agathens durch ein Tagebuch, das mir in die Hände gefallen iſt ...

Durch ihr Tagebuch?

Durch dieſe Blätter, antwortete Engelbert und nahm das Tagebuch der Verſtorbenen aus ſeinem Portefeuille.

Baron Deakovar ergriff die Blätter, warf einen Blick auf das erſte und das letzte, dann ſchob er ſie langſam Engelbert zurück.

Schaun's, ſagte er, mit ſo großen Schriften iſt das ein eigen Ding; ich bin halt nicht ſo wie Ihr Geheimrath, der ein ſauber auf Roſaſeide gedrucktes Gedicht zur Gratulation von ſeinen Subalternen erhielt und ihnen ſagte: Bitte, meine Herren, geben Sie mir das ſchriftlich! Ich hab's lieber mündlich; ſagt Ihr mir, was drin ſteht, nachher brauche ich mir nicht die Kehle trocken zu reden und zu erzählen, was Ihr ſchon wißt.

Es iſt die Geſchichte der unglücklichen Verbindung mit dieſem Ottokar, wie Sie ihn nennen, darin enthalten; außerdem die Geſchichte Ihrer Verbinduug mit Ihrer Frau Gemahlin. In

Neapel hat Ihre Tochter das alles einer Freundin erzählt, die kürzlich auf der Rückreiſe aus Italien in meinem jetzigen Wohnort geſtorben iſt; im Nachlaſſe derſelben, den ich ich zu verſiegeln hatte, habe ich die Blätter gefunden ...

Ah, ſagte Deakovar, ganz gewiß die Sellenſtein — iſt die todt? Schau, ſchau — das thut mir leid! Aber es war vorauszuſehen — es ſtand ſchon dazumal ſchlecht genug mit ihr! Alſo auf der Rückreiſe geſtorben! Es war ein gar artiges, feines Kräutlein — ein liebes, ſanftes Geſchöpf. Gott habe ſie ſelig! Alſo die hat alles aufgeſchrieben, wie's ihr die Paula erzählt hat ... ja, ſie waren gar gute Kameraden zuſammen ...

Nun ſagen Sie mir zuerſt, Herr Baron ... fiel Engelbert ſeinem Schwiegervater in die Rede ...

Herr Baron! wiederholte Deakovar mit ſpöttiſchem Tone; aber ſagt mir, weshalb macht Ihr denn gar ſo viele Umſtände mit Eurem Schwiegerpapa? Ich glaub' ja halt ſonſt, ich bin Euch nicht gut genug, wenn Ihr bei den Complimenten bleibt.

Verzeihen Sie mir, verſetzte Engelbert, Sie müſſen Nachſicht mit mir haben, bis es mir gelungen iſt, mich in alles dies zu finden ...

Ja, mein Gott, kann's mir ſchon denken, fuhr der Baron, an ſeinem Glaſe ſchlürfend, fort. Wir werden ſchon noch bekannter werden — aber, was ich ſagen wollte — die Belgenau war dazumal gar arg bruſtleidend geworden, das arme Mädel hatte ſich die Geſchichte ſo zu Herzen genommen — aber Gott ſei gelobt, ſie hat es ganz verwunden und in Schleſien bekommt ihr das Klima ganz vortrefflich.

In Schleſien? Da bekommt das Klima Ihrer Tochter ... platzte Engelbert heraus.

Nun ja, meiner Tochter Paula, die den Ottokar Belgenau geheirathet hat!

Und Paula und Agathe — iſt das nicht eine und dieſelbe ...

Agathe ... verſetzte Baron Deakovar, höchſt überraſcht Engelbert anſchauend, deſſen furchtbare Bewegung ihm natürlich ſo räthſelhaft war, daß ſie ihm beinahe verrückt vorkam — Agathe, ich meine doch, Sie müſſen ſie kennen — das iſt Ihre Frau ja — meine zweite Tochter.

Gütiger Gott! rief Engelbert aus — aber Ihre zweite Tochter iſt ja ein Kind von elf Jahren, noch in einem Penſionat in Paris!

Deakovar lachte laut auf.

Das iſt doch g'ſpaßig! ſagte er — nun kennt der ſeine eigene Frau nicht und meint, ſie ſei ein Kind von elf Jahren — aber um Gottes willen, Herr Sohn, wie kommen's denn nur in das Imbroglio hinein — nun ſagen Sie mir um Jeſus unſers Heilands willen, wie haben's ſich denn das alles ausgelegt?

Der Baron ſtemmte beide Arme auf den Tiſch und ſchaute, während ihm die Cigarre aus der Hand fiel, ſeinem Schwiegerſohn mit einer Miene ins Geſicht, die anzeigte, daß er ſich rückhaltslos einer wahrhaft kindlichen Verwunderung hingab.

Engelbert ſchwirrte es vor den Augen — ſein Herz ſchlug laut auf, und es war ihm, als ob er mit einer unnennbaren Freude wahrhaft wie plötzlich übergoſſen würde.

Nach dieſem Tagebuche, ſagte er, mit Mühe ſich ſo viel beherrſchend, um nur wie ein vernünftiger Menſch geſetzt weiter zu reden — nach dieſem Tagebuch iſt Ihre zweite Tochter ein Kind und einem Penſionat in Paris zur Erziehung übergeben.

Nun ja, freilich, Kinder ſind wir alle geweſen, aber das iſt jetzt alles eine hübſche Zahl Jahre her, und die Agathe, meine ich, müßtet Ihr wiſſen, iſt jetzt eine ganz gehörig ausgewachſene Perſon — ſchaun's, ſchaun's, wie iſt das eine curioſe Geſchichte durcheinander — alſo Ihr habt gemeint, Ihr hättet die Belgenau und die Agathe ſei noch in der Schule — aber ſo ſagt mir doch nur ... Ihr wußtet ja vorhin, daß meine älteſte Tochter den Belgenau hat, den Ottokar?

Ich dachte mir, ſie ſei von ihm geſchieden — nach dem Tagebuche mußte ich es annehmen.

So ſchlagen alle Wetter in das Tagebuchgeſchreibſel hinein! rief Deakovar aus. Geſchieden! Ich glaube freilich ſchon, daß ſie ſich allerhand dummes Zeug in den Kopf geſetzt hatte, aber das iſt jetzt lange her, der Belgenau hat ſie auf den Händen getragen, und da hat ſie ſich denn wol eines Beſſern beſonnen; ich weiß nur, daß ſie munter und vergnügt in Schleſien wohnt!

Alſo vor Jahren ſchon iſt dieſes entſetzliche, unglückſelige Tagebuch geſchrieben? fragte Engelbert.

Was weiß ich, wann's geſchrieben iſt — ich weiß nur, daß es curios abgefaßt ſein muß, wenn Ihr darüber in einen ſo merkwürdigen Irrthum gerathen ſeid, daß Ihr die Agathe für meine Aelteſte gehalten habt! Hat's denn kein Datum, das verwünſchte Zeug?

Nein, antwortete Engelbert.

Nun, da haben wir's — da ſchreiben ſie Geſchichten auf und machen kein Datum und keine Jahreszahl dabei, die verwetterten Weibsleute! O du meine Zeit! Geben's einmal die Zündhölzeln her, das Feuer iſt mir ausgegangen über der Geſchichte.

Deakovar zündete lachend und den Kopf ſchüttelnd ſeine erloſchene Cigarre wieder an.

Na, ſagte er, der Agathe will ich aber doch den Kopf waſchen, wenn ich ſie wiederſeh'; ſie hat doch mit ihrer Marotte ein heilloſes Misverſtändniß angeſtiftet.

Ja, das hat ſie, fiel Engelbert ein — ein heilloſes Misverſtändniß! Als ich dieſes Tagebuch las, welches mir einzig und allein Aufſchluß über Agathens Verhältniſſe und Vergangenheit gab, da konnte ich nicht im entfernteſten daran denken, daß Agathe Ihre zweite Tochter ſei, die vorübergehend darin erwähnt iſt. Denn hätte ich auch annehmen können, daß die Verfaſſerin eine Reihe von Jahren in Italien geblieben, daß das Zuſammentreffen derſelben mit Ihnen und Ihrer Tochter in Neapel etwas ſei, was ſo lange her, daß Ihr jüngſtes Kind längſt darüber zur Erwachſenen geworden — dann hat doch Agathe durch ihr Betragen mir alle Urſache gegeben, in vollſtändigſter Ueberzeugung auf ſie zu beziehen, was von ihrer Schweſter Paula hier erzählt iſt. Was ums Himmels willen hat Agathe denn bewogen, mir ſo hartnäckig ihre Vergangenheit zu verſchweigen, wenn es nicht eine frühere Verbindung war, die ſie mir, dem Katholiken, nicht geſtehen wollte, weil ſie uns auf ewig getrennt hielt?

Alſo ſo haben Sie ſich die Sache ausgelegt? fragte Deakovar. Die Agathe, haben Sie geglaubt, ſei ſchon mal mit dem Ottokar verheirathet geweſen und geſchieden worden und habe das fein hübſch verſchweigen wollen, um Sie zu bekommen? Nun muß ich Ihnen aber ſchon ſagen, daß Sie meinem armen Mädel verteufelt unrecht gethan haben, mein werther Herr Schwiegerſohn, verteufelt unrecht.

Deakovar ſprach dieſe Worte in ziemlich gereiztem Tone.

Wie konnt' ich anders, fiel Engelbert ein — weshalb ſonſt in aller Welt denn dieſe unerklärliche, räthſelhafte, entſetzliche Verſchloſſenheit gegen mich? Iſt es möglich, daß eine Frau ihrem Manne gegenüber dem Entſchluſſe des abſoluteſten Schweigens über ſich treu bleibt, daß ſie dieſe doch ſicherlich ihr ſelber drückende und ſchwere Aufgabe durchführt, ſo hartnäckig durchführt, wie Agathe es mir gegenüber gethan hat, wenn nicht die allerdringendſten Gründe ſie dazu beſtimmen? Und nicht ſie allein iſt ſtumm gegen mich geweſen über alles, was ihre Vergangenheit betraf, nein, auch fremde Perſonen, welche ſie offenbar von früherher kannten, hat ſie zu beſtechen gewußt, daß dieſe mir ins Geſicht ableugneten, ſie jemals geſehen zu haben!

In der That? Und wer war das? fragte Deakovar, nachdenklich die Aſche von ſeiner Cigarre klopfend.

Engelbert nannte ihm den Franzoſen, mit dem er ein Rencontre gehabt hatte, und die ehemalige Tänzerin. Den erſtern kannte Deakovar ſehr gut von Paris her; auch Agathe habe ihn dort nicht ſelten in ſeinem Hauſe geſehen; die ehemalige Tänzerin kannte er nicht, es werde eine alte Theaterbekanntſchaft ſeiner Frau ſein, meinte der Baron, und Agathe werde ſich von ihr aus der Zeit der Theaterlaufbahn ihrer Mutter haben erzählen laſſen. Ueber den unbekannten Menſchen, der mit Agathen in den fürſtlichen Anlagen geredet, etwas zu ſagen, wagte Engelbert ſchon nicht mehr. Er erwiderte nur:

Aber weshalb um Gottes willen nun dieſe Heimlichkeit? Weshalb hatte Agathe dieſe Perſonen bewogen, mir gegenüber zu leugnen, daß ſie ſie jemals geſehen oder gekannt?

Ja, ja, ja, Sie haben ſchon recht! antwortete Deakovar nachdenklich; es iſt wahr, es mußte Sie halt auf abſcheuliche Gedanken bringen!

Alſo ... können Sie es mir erklären, was in aller Welt Agathe bewogen hat, mir ihre Vergangenheit zu verbergen, wenn nichts darin iſt, was ſie zu verbergen brauchte?

Freilich kann ich das und hab's ja auch ſchon, mein' ich, gethan. Agathe hat ihrer Mutter alles geſchrieben, und meine Frau hat mir ihre Briefe zugeſchickt, und was darin ſteht, kann ich ſchon Ihnen ſagen, wenn auch unſereins ſein Lebtag nicht auslernt, was ſich in ſolch einem Frauenkopf feſtſetzt und dann hartnäckig iſt wie ein alter Poſtgaul. Schaun's, im Anfang hier bei Ihnen hat ſich das arme Ding vor dem ehrwürdigen Herrn Pfarrer und der geſtrengen Fräulein Jungfer und dem Herrn Engelbert viel zu viel geſchämt, um ihren loſen, kindiſchen Streich einzugeſtehen, und dann, wie ſich das Mädel danach in Sie verliebt hat, da hat ſie an die Liebesgeſchichte ihrer Schweſter gedacht und an den Ottokar, wie der ſo plötzlich anders geworden iſt, als ſeine Braut ihm von ihrer Jugend erzählt hat, und an allen den Jammer, worüber mir meine arme Paula beinahe zu Grunde gegangen wäre — die Agathe hat ja das alles miterlebt und mitangeſehen, und die Belgenau hat in ihrer Herzensnoth das junge Ding dazumal viel zu früh in all ihr Leid eingeweiht — nun, an alles das hat ſie gedacht, und da hat ſich denn in der Agathe der Entſchluß feſtgeſetzt, es klüger zu machen, als die Schweſter es gemacht hatte, und dem Engelbert, an dem nun einmal ihr Herz hing, wie nur je das meiner Aelteſten an ihrem Ottokar, auch gar nichts zu erzählen, bis nach Jahr und Tag, wenn ſie einmal längſt verbunden, und bis ich einmal von meiner großen Reiſe zurück ſei und ſie zugleich mit ihrer Erzählung ihrem Manne auch einen ganz präſentabeln, anſtändigen Papa vorſtellen könne; denn das Mädel hält doch große Stücke auf mich, wenn ſie auch früher immer

mehr an meiner Frau hing; und neckiſch und eine verwetterte kleine Hexe iſt ſie auch; ſo kann ich's mir wohl denken, es hat ihr noch obendrein Spaß gemacht, einen Mann zu haben, der ſo verteufelt verliebt in ſie iſt, daß er ſie ſo vom Fleck weg geheirathet hat, ohne viel Federleſens mit Herkunft, Vermögen und alledem zu machen — ja, ja, ja, das werdet Ihr ſchon noch erfahren, mein Herr Schwiegerſohn, ganz kennt ſich unſereins in den Weibſen nie aus; aber ſo, wie ich ſage, iſt es, und ſo hat die Agathe es an ihre Mutter geſchrieben, und die hat denn in alles eingewilligt, die nöthigen Papiere hat ſie der Agathe beſchafft, auch ihre Einwilligung zu der Heirath hierher geſchickt, die hingereicht hat, weil ich in fremden Ländern geweſen bin. Das hat denn das verwetterte Mädel Euerm Bruder gegeben, dem hat ſie alles dabei anvertraut, und der hat Euch denn alſo auch in Gottes Namen zuſammengeben können ...

Meinem Bruder hat ſie alles anvertraut? fuhr Engelbert auf. Alſo mein Bruder wußte es — und er, er konnte ſchweigen, er konnte mich in Verzweiflung laſſen, ohne mir nur mit einer Silbe meinen entſetzlichen Irrthum zu nehmen?

Ja, das glaub' ich ſchon! ſagte lächelnd Deakovar. Ihr Bruder iſt halt ein geiſtlicher Herr ... und was man einem geiſtlichen Herrn unter dem Beichtſiegel anvertraut, das, wiſſen's, wird nicht ausgeplaudert! Sie iſt geſcheit genug — daß er's nicht weiter ſagte, dafür hat ſie ſchon geſorgt!

Nun iſt alles klar! ſagte Engelbert, und halblaut fügte er hinzu: Armer, armer Bruder! wie magſt du gelitten haben, mich in meinem Schmerz vor dir zu ſehen, das rettende Wort auf der Lippe zu haben und es nicht ausſprechen zu dürfen!

Es war eine unendliche Zärtlichkeit für ſeinen guten Bruder, die ſich in dieſem Augenblick Engelbert's bemächtigte und in das Gefühl unbeſchreiblichen Jubels miſchte, der ihn bei all den Aufklärungen, die Deakovar ihm machte, erfüllte und mit jedem Augenblick höher in ihm ſtieg, ſodaß er ihn kaum noch bemeiſtern konnte.

O mein lieber Schwiegerpapa! rief er ſtürmiſch aus, Sie haben mir mit alledem das Leben wiedergegeben — wahrhaftig, wenn ich Sie jetzt nicht umarme, ſo ſtößt es mir das Herz ab.

Nun, ich ſeh' ſchon, lachte Deakovar, ihn herzlich an die Bruſt drückend, es war Zeit, daß ich kam und daß wir als ein paar vernünftige Männer ein geſcheites Wort über die Sache redeten. Ja, ich hab's mir gleich geſagt, als ich vor drei Wochen in Paris ankam und die ganze Beſcherung da vorfand, alle Briefe von der Agathe an meine Frau — Deakovar, hab' ich mir geſagt, die Geſchichte iſt dir zu curios, du wirſt jetzt nicht lange machen in dem Paris, ſondern du gehſt und ſchauſt dir den Schwiegerſohn nun einmal an, und dann ſorgſt du dafür, daß dem armen Wurm — na, nix für ungut — einmal reiner Wein von den Weibsleuten eingeſchenkt werde; denn es wird nachgerade Zeit, der Menſch muß ja ſonſt auf curioſe Gedanken kommen, wenn er nicht ſchon daraufgekommen iſt. So hab' ich gedacht und habe mich fortgemacht und auf der Hinreiſe hab' ich den Herrn Bruder Pfarrer beſuchen wollen und ſo bin ich alleweile hier, und nun ſtoßen's an, Herr Sohn, der Wein iſt gut, aber in Ungarn ſoll'ns beſſern haben, und die Agathe ſoll uns die luſtige Schenkin dabei machen, bis uns die Augen übergehen.

Engelbert ſtieß jubelnden Herzens mit an. Ihm war es,

als ſei ihm das Leben wiedergeſchenkt, und verſöhnt mit Gott und der Welt, die ihm plötzlich wieder im roſigſten Lichte erſchien, war es natürlich, daß es ihm nicht ſchwer wurde, in dieſen großen Verſöhnungsact auch ſich ſelbſt zu begreifen — ſoviel Grund er auch hatte, ſich ſelbſt zu grollen wegen ſeines Mangels an Aufrichtigkeit wider Agathe, wegen ſeines Betragens gegen ſie, wegen alles, was er gethan. Aber die Buße legte er ſich auf, ſeinem Schwiegervater offen die Lage zu geſtehen, in welcher er ſich befand. Deakovar hörte ihm geſpannt und kopfſchüttelnd zu, doch ſchien er weder dem einen noch dem andern ſeiner beiden thörichten Kinder zu zürnen. Nur als Engelbert zuletzt erwähnte, daß er aus einem Briefe ſeines Geſandten an ſeinen Bruder erfahren, Agathe ſei plötzlich und ohne eine Nachricht, wohin ſie ſich gewandt, abgereiſt, da verdüſterte ſich ſeine Miene; er zeigte ſich jetzt in hohem Grade beunruhigt.

Das iſt bös, das iſt bös! ſagte er aufſpringend und nachdenklich auf- und abgehend.

Sie wird bei ihrer Mutter ſein, verſetzte Engelbert.

Mag ſein, meinte Deakovar, aber ob die Emma ein guter Rathgeber für ſie jetzt iſt, das weiß ich halt nicht, mein lieber Sohn! Ich fürchte, daß das arme Ding es gewaltig übel genommen hat, daß der Herr Sohn ſo mir nichts dir nichts durchgegangen iſt, ohne ſeiner Frau nur ein Wort zu gönnen!

Das iſt ein Vorwurf, den mir auch mein Bruder machte, ohne daß ich ihn gelten laſſen kann, vertheidigte ſich Engelbert. Wie konnte ich annehmen, daß eine offene Erklärung mit Agathen zu irgendetwas führen werde? Wie kann ſie mir übel nehmen, daß ich eine Erklärung vermied, ſie, die mir, ihrem Manne, monatelang jede Erklärung ſchuldig blieb?

Das iſt wol richtig, meinte Deakovar, aber ich fürchte halt,

daß das böſe Mädel mit ihrem eigenſinnigen kleinen Kopf ſich das nicht ſo gegeneinander aufrechnen läßt. Ihr habt das arme Ding ſo plötzlich verlaſſen, daß es daraus ſchließen wird, Ihr liebt ſie nicht mehr, und wenn auch nichts Uebleres daraus entſteht, ſo iſt doch das ſicher, daß ſie in dieſem Augenblicke ſich einer großen Verzweiflung zum Raube hingegeben fühlt. Das iſt gar bös, und jetzt müſſen wir alles dazu thun, damit wir zu ihr kommen und dieſe ganze ſchlimme Geſchichte zu einem Ende zu bringen ſuchen. Ja, ja, das muß ich ſchon ſagen, zu rechter Zeit bin ich halt heimgekommen, aus dem ſchauderhaften Afrika heraus!

Engelbert war jetzt plötzlich von der Unruhe Deakovar's angeſteckt, und er hätte ſich lieber noch heute als morgen aufgemacht, um Agathe wiederzufinden. Aber Deakovar war zu müde, um an dieſem Abend, der ohnehin keine Reiſegelegenheit mehr bot, an eine Weiterreiſe denken zu wollen. Er ließ ſein Gepäck, welches er unten am Rheinufer zurückgelaſſen, heraufholen, und Engelbert gab Hannah den Auftrag, ihm ein Nachtlager im Pfarrhauſe zu bereiten. Als es hergerichtet war, zog ſich Deakovar in das freundliche Zimmerchen, daſſelbe, welches ſeine Tochter bewohnt hatte, zurück, um die Kleider zu wechſeln und den Staub der Reiſe aus den Augen zu waſchen, mit dem Verſprechen, ſpäter wieder herunterkommen zu wollen. Engelbert erwartete ihn, indem er im Garten auf- und ablief. Seine Aufregung während dieſes Alleinſeins brauchen wir nicht zu ſchildern. Jetzt ſeinen Gedanken überlaſſen, ergriff ihn eine wachſende Sorge um Agathe. Was mußte ſie gelitten haben in dieſen Tagen! Wie mußte das Wiederſehen ſein! Würde ſie ihm vergeben und vergeſſen, was er gethan? Hatte nicht ihr Vater recht, der offenbar mit Aengſtlichkeit an den Eindruck dachte, den Engelbert's Verſchwinden auf ſie hatte machen müſſen?

So fragte er ſich, und ſeine bange Unruhe nahm zu, als er an die außerordentliche Reizbarkeit, den tiefen Schmerz dachte, womit einſt Paula Falkach das Betragen ihres Bräutigams aufgenommen hatte. Das Frauenherz erſchien ihm wie etwas Myſtiſches, Labyrinthiſches. Es lag wie eine Räthſelwelt vor ihm. Wenn Agathe gerade ſo dachte wie ihre Schweſter, wenn ſie ſich durch ſein Betragen gerade ſo tief verwundet fühlte wie Paula früher durch das ihres Ottokar Belgenau — was dann beginnen? Wie ſollte er ſie verſöhnen? Hatte nicht Belgenau auch alles und jedes angewandt, Paula von ſeiner aufrichtigen Liebe zu überzeugen und hatte ſie nicht dennoch ſich von ihm ſcheiden laſſen wollen? ... Engelbert wünſchte der Nacht Flügel, um nur auf und davon, der Löſung aller dieſer Fragen entgegeneilen zu können. Seines Bruders Rückkehr abzuwarten, wenn dieſer nicht noch heute kam, war ihm nicht möglich: er hätte vergehen müſſen vor Ungeduld, hätte er jetzt unthätig harrend noch eine Stunde länger bleiben ſollen, als unumgänglich nothwendig. Vielleicht kam Guſtav aber noch an dieſem Abend zurück; möglich war es, denn ein Dampfſchiff mußte heute von oben herunter noch vorüberkommen, nachdem das vorletzte vor einer Weile dahergebrauſt war. — Um nach dieſem letzten Schiffe auszuſehen, wandte Engelbert ſich dem Ende des Gartens zu, als ſich das Pförtchen öffnete und ... plötzlich Agathe vor ihm ſtand, ihre Arme öffnete und mit einem leiſen Aufſchrei ſich an ſeine Bruſt warf.

O mein Gott ... du biſt's, du ... Agathe! rief er überwältigt aus.

Engelbert!

Mit einem ſtürmiſchen Entzücken drückte er die Wiedergefundene an ſein Herz.

Wie iſt's möglich ... woher kommſt du ...?

O frag' nicht, frag' nicht, wie kann ich denn all meine Thorheit, meine Ueberſpannung geſtehen! ... aber mein Gott ... wer iſt das? rief ſie aus, ihre Augen erhebend und die Geſtalt, welche eben vor das Haus unter die Veranda getreten war, erblickend — das iſt ja mein Vater ... Vater!

Deakovar kam eilig heran und mit einem Jubelſchrei ſchlug Agathe ihren Arm um ſeinen Nacken.

Wir brauchen jetzt nicht mehr die Scene zu erklären, welche Guſtav Wald's erſtaunte Augen wahrnahmen, als er ſich ſeinem kleinen Hauſe näherte; und in welche glücklichen Geſichter er blickte, als er über die Schwelle ſeines Wohnzimmers getreten war.

O wie gut, daß Sie kommen, daß auch Sie jetzt da ſind! ſagte Agathe, und in den Augen, welche ſie mit unbeſchreiblichem Ausdruck zu ihm aufſchlug, glänzten helle Perlen.

Sie, Agathe?! Und hier finde ich Sie, die ich vergebens in der Ferne ſuchte ...

Und hier iſt auch mein Vater, mein lieber, theurer Vater! antwortete Agathe, den Fremden Guſtav vorſtellend.

Nun begreife ich, ſagte Guſtav Wald — Ihr Vater iſt's, mit dem Sie gekommen ſind — der alles gut gemacht hat ...

O nein, ſo iſt's gar nicht zugegangen — ſagte lachend Baron Deakovar, während Engelbert, ihn unterbrechend und nun ſeinerſeits der Rechte Guſtav's ſich bemächtigend, rief:

Nein, ſo iſt's nicht zugegangen — der alles gut gemacht hat, das iſt niemand anders als du ſelbſt, niemand als mein guter Bruder!

Ich? fragte Guſtav, erſtaunt Engelbert anblickend.

Sie ſind es — antwortete Agathe ſtatt Engelbert's — Sie

haben mich nicht vergebens in der Ferne geſucht, wie Sie glauben; Sie haben mich gefunden, Guſtav, ich habe jedes Ihrer Worte gehört, das Sie zu meiner Mutter ſprachen, und jedes Ihrer Worte hat den Weg zu meinem Herzen gefunden.

O mein Gott! ſagte Guſtav, zum Himmel aufblickend — du ſendeſt mir eine große Freude in dieſer Stunde, eine größere, als ich jemals verdient habe zu empfangen.

Zu meiner Mutter hatte ich mich mit meinem Kummer und meinem Leid über Engelbert's Verſchwinden geflüchtet — erzählte nun Agathe. Schon früher hatte ich ja nur zu deutlich wahrzunehmen geglaubt, daß Engelbert keine rechte Liebe mehr für mich habe, daß er in einem kurzen Rauſche mir die Hand gereicht, der ach! nur zu raſch verſchwunden. Wie konnte ich ſonſt mir deuten, daß er ſo gleichgültig wurde gegen alles, was mich betraf, daß er auch nicht die leiſeſte Neugier mehr zeigte, zu erfahren, woher ihm denn ſeine arme kleine Frau gekommen und was und wo ſie früher in der Welt geweſen — ja nicht einmal ihn ein klein wenig eiferſüchtig zu machen gelang mir, als ich den alten Hausfreund meines Vaters von Paris her, Graf S., dazu gebrauchen wollte ...

Und auch etwa den liebenswürdigen Herrn, dem du ein Rendezvous in den Parkanlagen gabſt? fragte Engelbert mit zärtlichem Vorwurf.

Auch den haſt du geſehen, böſer Menſch? Das war ein armer Schelm, den das Schickſal viel umhergeſchleudert hat, ein ehemaliger Souffleur bei einer Truppe, welcher meine Mutter angehörte — er begegnete mir und weshalb ſollte ich nicht theilnehmend mich nach ſeinen Schickſalen erkundigen? Aber laß mich fortfahren, deinem Bruder zu erzählen: Als ich nun neu-

lich plötzlich dieſen böſen Engel in einen wahren kleinen Dämon verwandelt ſah, der einen Tag lang wie eine Pulvermine umherging, von der man fürchten muß, daß ſie im nächſten Augenblick Tod und Verderben ſprühen wird — ja, als er dann gar auf einmal verſchwand und ich nun noch obendrein erfahren mußte, welchen böſen, böſen Streich er mir mit dem Zeitungsblatt geſpielt: da ſchien mir alles klar und alles zu Ende! Das Herz wollte mir ſpringen vor namenloſem Leid ...

Aber um Gottes willen, weshalb ſprachſt du nicht, Agathe, als du mich ſo in ſtiller Verzweiflung umhergehen ſahſt? fiel hier abermals Engelbert ein.

Was konnte ich dir ſagen, wenn du mich nicht liebteſt? Der Gedanke war es ja ſchon ſolange geweſen, der mich ſo ängſtlich machte, und doppelt meine Lippen verſiegelt hielt!

Ich flüchtete mich alſo mit meinem Leid zu meiner Mutter. In ihren Schos ſchüttete ich allen Kummer; mit ihr hatte ich Rath gepflogen und Entſchlüſſe gefaßt. Als Sie, Guſtav, nun zu uns kamen, verbarg ich mich vor Ihnen, denn ich wollte Sie nicht ſehen, ich wollte mir den unſaglichen Schmerz einer Unterredung mit Ihnen erſparen — auch meine Mutter wollte mich ihm nicht ausgeſetzt wiſſen, und während ich ins Nebenzimmer eilte, übernahm ſie es, für mich zu antworten. — Aber ich hörte und verſtand alle Ihre Worte — Sie enthüllten mir den ganzen Grund des Wirrniſſes, den unglückſeligen Irrthum Engelbert's.

Weshalb denn kamen Sie nicht zu mir? Weshalb ließen Sie mich ſo troſtlos mich entfernen? Das war grauſam von Ihnen, Agathe — warf Guſtav ein.

O, ich könnte Ihnen ſagen, um nicht meine Mutter bloßzuſtellen, die Ihnen meine Anweſenheit geleugnet hatte — aber ich

weiß in der That nicht, ob das der Grund war — ich war ſo überwältigt, ſo erſchüttert, daß ich in die Knie geſunken vor meinem Stuhle lag, das Geſicht in den Händen bergend und einen Strom von Thränen vergießend. Als meine Mutter zu mir trat, als ich alle meine Faſſung wiedergefunden hatte, da waren Sie fort und verſchwunden. Ich hatte eine heftige Unterredung mit meiner Mutter, die glaubte, es ſei zu meinem Beſten, wenn ſie mich meinen erſten Entſchlüſſen trotz allem treu erhielte; aber ihre Worte vermochten nichts über mich — und wäre alles andere nicht geweſen, ich fühlte zu tief die Wahrheit deſſen, was Sie, Guſtav, geſprochen, indem Sie in all den Wirrwarr unſerer Seelen wie eine helle Leuchte den Gedanken der Pflicht warfen — der Weg, auf den dieſes Licht ſeinen Schimmer warf, war der, den ich gehen mußte, ohne Rückſicht, ohne einen Augenblick zu zögern — und ich ging ihn, unaufhaltſam — ohne Einwürfe anzuhören. Ich ließ mich von meiner Mutter zur Eiſenbahn begleiten; ich hatte feſt und ſicher darauf gehofft, Sie dort zu finden, aber Sie waren nicht da.

Hätt' ich's geahnt! Ich ſchweifte müßig unter den Merkwürdigkeiten der Stadt umher und verließ dieſe erſt mit einem ſpätern Zuge am Abend — fiel Guſtav ein.

Sie waren nicht da — ſo reiſte ich allein; Sie erſt in der großen Stadt aufſuchen zu laſſen, dazu fehlte es mir an Geduld — ich mußte fort, fort zu Engelbert — zu dieſem böſen, böſen Mann, der ſo gründlich abſcheuliche Gedanken von ſeiner unſchuldigen Frau hegen konnte!

Sie legte ihre Hand auf Engelbert's Schulter und drückte ihr Geſicht an ſeine Bruſt.

Dieſer unſchuldigen Frau, verſetzte Engelbert ſchmerzlich lächelnd, die ſeiner treuen Liebe ſo gründlich mistrauen konnte!

Nun, wahrhaftig, das iſt ja gerad' das Beſte bei der Sache, fiel jetzt frohen Herzens Deakovar ein — nun habt's euch alle beide nichts vorzuwerfen und müßt euch einand' a Ruh' geben für immer!

Und ſo kam ich denn hier an, fuhr Agathe fort, vor kaum einer Stunde. Als ich durch das Gartenthor trat, waren es Engelbert's Arme, die mich empfingen, gerade als hätte er mein Kommen geahnt, gewußt — wir brauchten uns nur ins Antlitz zu ſehen, um uns ganz wiederzufinden; aber nicht allein ihn fand ich hier, ſondern auch meinen lieben, guten Vater, den mir an dieſem glücklichen Tage der Himmel ebenfalls wiederſchenken wollte! . . .

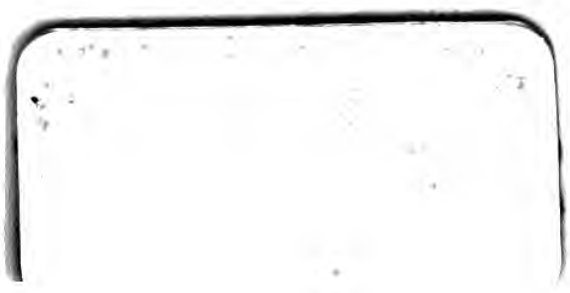
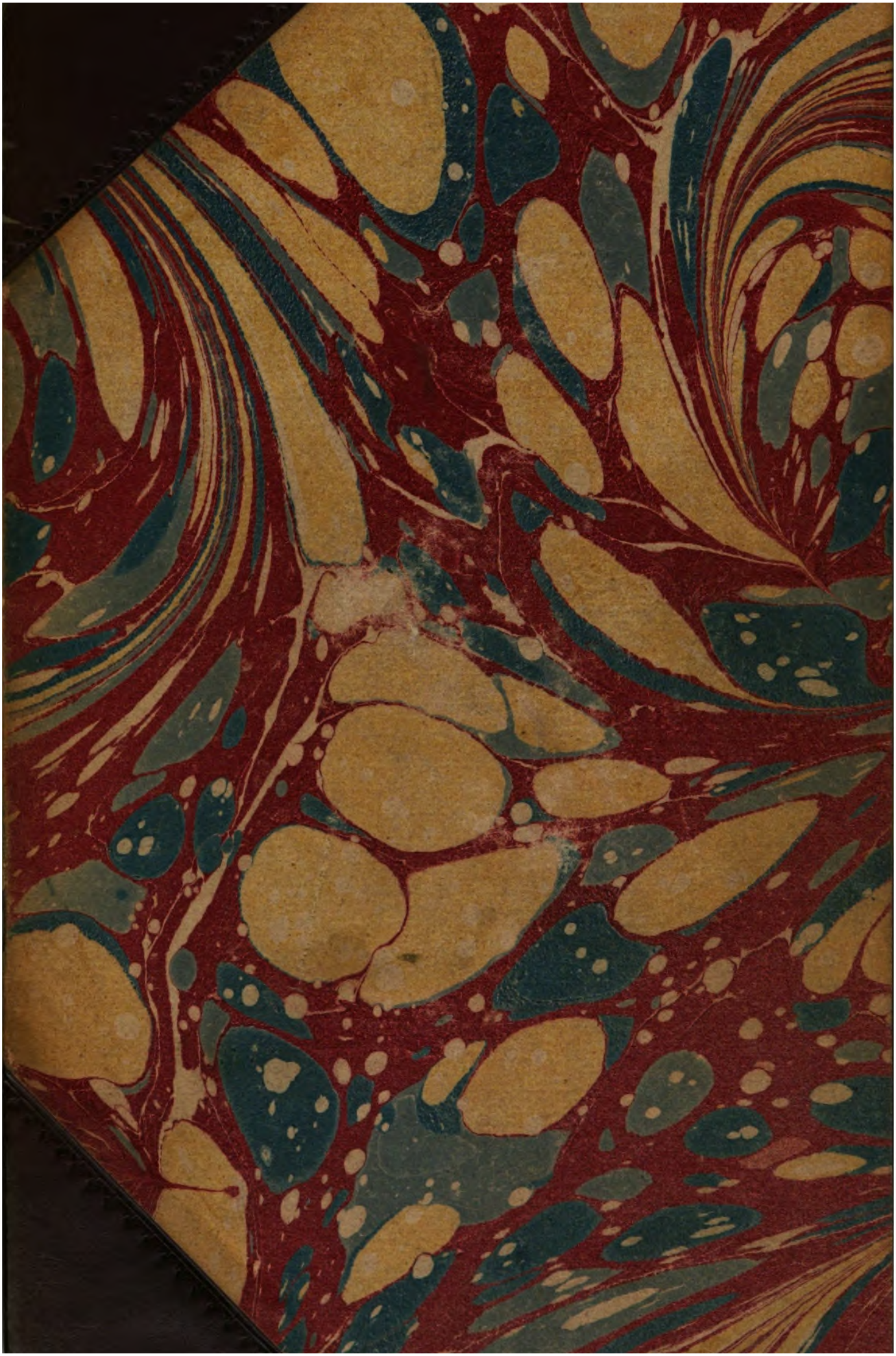
Und nun mußte Guſtav ſich neben Agathe ſetzen und mußte ſich alles von ihr noch einmal ſchildern laſſen und ihre Klagen vernehmen über ſeinen bitterböſen Bruder, wie der ſie durch ſein Benehmen und ſein Verſchwinden in Angſt, Schrecken und Verzweiflung gebracht; und was alles ſie dabei gelitten in dem thörichten Wahn, er liebe ſie nicht mehr, und nie, niemals würden ſie einander wiederſehen können; und dann von Engelbert mußte Guſtav ſich erzählen laſſen, wie ihm zu Muthe geweſen, als heute der unerwartete Schwiegerpapa vor ihm aufgetaucht und ihn bald mit ſeinen treuherzigen Worten aus ſeinem entſetzlichen Irrthum geriſſen — und dann wieder klagte ſich Agathe an, daß ſie ein ſo thörichtes, unvernünftiges Kind geweſen, daß ſie ſich immer ſo vor Engelbert gefürchtet; denn gefürchtet habe ſie ſich vor ihm — das ſei eigentlich die Schuld an allem — weil er ein gar ſo ernſthafter Eheherr und ein ſo hochmüthiger Menſch geweſen, daß ihr immer das Wort auf der Zunge geſtockt, wenn ſie ſich vorgenommen, ihm alles von ihrer Jugend und von ihrer Mutter zu erzählen; und dann wollte Deakovar von Guſtav wiſſen, wie er die Emma gefunden

und wie es ihr gehe und was ſie geredet, und ſo ſchwirrten die Stimmen in froher Erregung hinüber und herüber, daß es unmöglich wäre, dieſer babyloniſchen Unterhaltung der vier glücklichen Menſchen zu folgen.

Und ſo war denn unter dem Dache des kleinen Pfarrhauſes an dieſem Abend nur Heiterkeit und Freude; und nur Ein Herz war da, welches noch in ängſtlicher Beklommenheit ſchlug — das war das Herz Hannah's, die nicht wußte, wo ihr der Kopf ſtand, und die vor lauter Haſt und Eile die verkehrteſten Dinge angriff, da ſie gar nicht abſah, wie ſie ſo viele plötzlich gekommene Gäſte leidlich unterbringen und mit Ehren bewirthen ſollte. Und doch wie ruhig wäre Hannah geweſen, hätte ſie geahnt, wie wenig dieſe Gäſte heute in ihrem Glück ſich um ihre Bewirthung kümmerten!

Am andern Tage reiſten Engelbert und Agathe nach ihrem frühern Wohnort ab, um nun vor allen Dingen Engelbert's erzürnten Dienſtvorgeſetzten zu beſänftigen. Es ſcheint, das dies gelungen iſt, denn wir fanden unlängſt den Legationsſecretär Wald im amtlichen Theile eines officiellen Blattes erwähnt; es war darin geſagt, daß ihm die Ueberbringung wichtiger Inſtructionen an die königliche Geſandtſchaft zu Wien anvertraut ſei — und wir ſchließen daraus, daß ſein eigenmächtiges Durchgehen keine nachtheiligen Folgen für ſeine amtliche Laufbahn gehabt hat.

Baron Deakovar dagegen blieb einige Tage in dem kleinen Pfarrhauſe bei Guſtav Wald zurück. Die beiden Männer ſchienen nämlich mit jeder Stunde ein größeres Gefallen aneinander zu finden, und als der Baron endlich ſeinen vorausgereiſten Kindern nachfolgte, ſchied er nicht, ohne ſich von dem Pfarrer das feſte Verſprechen geben zu laſſen, dieſer werde ihm nach Ungarn folgen, ſobald es Deakovar gelungen, dort in

der Nähe ſeiner Güter eine paſſende und reichdotirte Pfründe für ihn zu erhalten. Guſtav Wald hat mithin die frohe Ausſicht, ſeinen Lebensabend in der Nähe ſeines Bruders zuzubringen, da es ausgemacht worden iſt, daß Engelbert ſpäter die ungariſche Beſitzung ſeines Schwiegervaters übernehmen ſoll.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.